ZEITSCHRIFT

des

Vereins für Volkskunde.

Begründet von Karl Weinhold.

Im Auftrage des Vereins

herausgegeben

von

Johannes Bolte.

18. Jahrgang. **1908.**



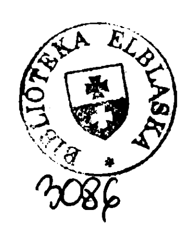
Mit neunundvierzig Abbildungen im Text.

BERLIN.

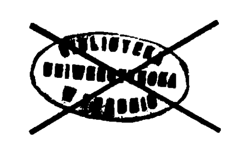
BEHREND & Co.

(vormals A. Asher & Co. Verlag)

1908.


BIBLIOTEKA ELBLĄSKA
3086


Stad
bücherei
Elbing



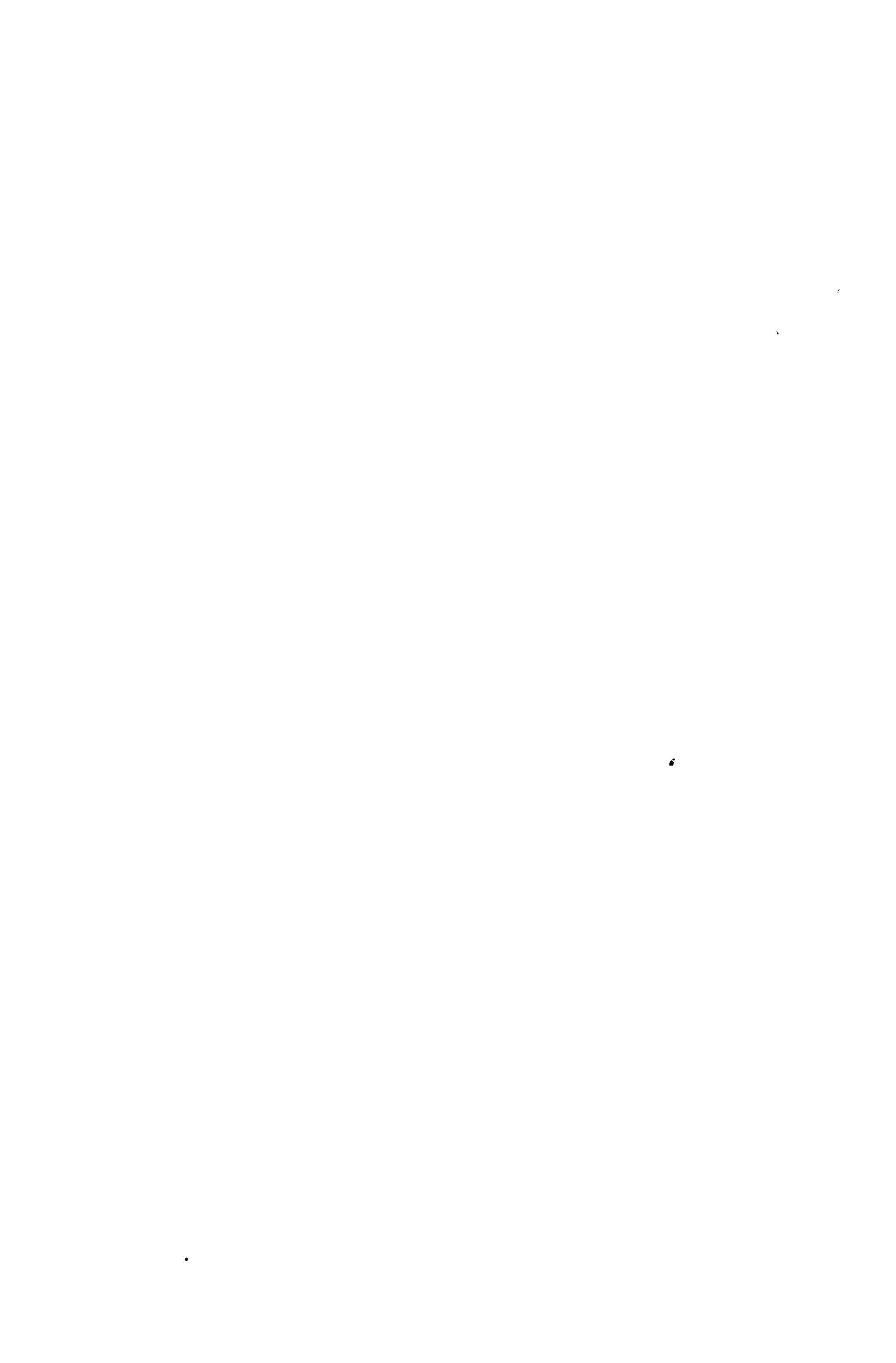
Inhalt.

Abhandlungen und grössere Mitteilungen.

Seite

Kleine Mitteilungen.

Berichte und Bücheranzeigen.



ZEITSCHRIFT

des

Vereins für Volkskunde.

Begründet von Karl Weinhold.

Im Auftrage des Vereins
herausgegeben
von
Johannes Bolte.

18. Jahrgang. **Heft 1. 1908.**



BERLIN.
BEHREND & C°.
(vormals A. Asher & Co. Verlag)
1908.

Die Zeitschrift erscheint 4 mal jährlich.

Inhalt.

Beiträge für die Zeitschrift, bei denen um deutliche Schrift auf Quartblättern mit Rand gebeten wird, Mitteilungen im Interesse des Vereins, Kreuzbandsendungen beliebe man an die Adresse des Herausgebers, Prof. Dr. Johannes Bolte, Berlin SO. 26, Elisabethufer 37, zu richten.

Bücher zur Besprechung in der Zeitschrift wolle man an die Verlags-Buchhandlung Behrend & Co. (vormals A. Asher & Co.), Berlin W. 64, Unter den Linden 16, senden.

Beitrittserklärungen zum Verein nehmen der 1. und 2. Vorsitzende Prof. Dr. Max Roediger, Berlin W. 62, Bayreutherstr. 43, und Prof. Dr. Johannes Bolte, sowie der Schatzmeister Bankier Hugo Ascher, Berlin N. 24, Monbijouplatz 1, entgegen.

Der Jahresbeitrag, wofür die Zeitschrift an die Mitglieder gratis und franko geliefert wird, beträgt 12 Mk. und ist bis zum 15. Januar an den Schatzmeister zu zahlen. Nach diesem Termine wird er von den Berliner Mitgliedern durch die Paketfahrtgesellschaft eingezogen werden.

(Fortsetzung auf S. 3 des Umschlags.)

Rübezahl im heutigen Volksglauben.

Von Richard Loewe.

Als ich im August und September dieses Jahres eine Reise in das Riesengebirge unternahm, beabsichtigte ich nur, mich über die Lage und Beschaffenheit der Örtlichkeiten, an denen die Erzählungen von Rübezahl spielen, genauer zu unterrichten. Erhebliches noch über Rübezahl selbst aus dem Volksmunde zu hören, hegte ich nicht die Hoffnung. Hatten doch so gute Kenner des Riesengebirges wie Regell und Cogho die Behauptung aufgestellt, dass das Volk heutzutage nichts von Rübezahl wisse, und hatte doch selbst Konrad Zacher, der in seinen Rübezahl-Annalen (Festschrift der Ortsgruppe Breslau des Riesengebirgs-Vereins, Breslau 1906, S. 75ff.) durch Zusammenstellung der vorhandenen Zeugnisse die Existenz unseres Berggeistes im Volksglauben der Riesengebirgsbewohner für das 16. und 17. Jahrhundert klar erwiesen hat, nur einen schüchternen Zweifel gegen Regells Ansicht gewagt. Und wenn auch Ulrich Jahn (oben 11, 336f.) noch einiges über Rübezahl aus dem Volksglauben des Isergebirges aus dem Jahre 1882 beigebracht hatte, so war das ja aus einer nicht von Fremden besuchten Gegend, in der auch schon inzwischen die Sage fast ganz erloschen sein konnte. Was aber 'Rübenzahls Wagenspuren' anlangt, die mir auf einer früheren Reise gezeigt worden waren (oben 15, 176ff.), so neigte ich mich bereits der Ansicht zu, dass ihr Name wie auch die der meisten übrigen nach Rübezahl benannten Punkte auf Erfindungen von Gebirgsführern beruhten; was ich aber sonst noch damals über den Berggeist herausbekommen hatte, war so wenig gewesen, dass ich auch auf meiner zweiten Riesengebirgsreise im besten Falle wieder nur auf einige schwache Reminiszenzen an denselben zu stossen hoffte. Zu meiner Freude jedoch wurde ich in dieser Erwartung gründlich enttäuscht.

Wenn die meisten Riesengebirgsbewohner, über Rübezahl befragt, die Antwort geben, dass sie nichts von ihm wüssten, so beruht das bei vielen derselben nur auf der Scheu, als abergläubisch angesehen zu werden. Ich will ein Beispiel dafür anführen. In einem Dorfe erkundigte ich mich bei

den beiden ältesten Leuten, einem siebenundachtzigjährigen und einem vierundachtzigjährigen Manne danach, was sie über Rübezahl wüssten. Der erstere wollte mir keine Auskunft geben mit der Begründung, dass die Geschichten von Rübezahl, der ein Geist gewesen sein solle, nur Märchen wären; der letztere behauptete überhaupt nichts von Rübezahl zu wissen, und nur mit Mühe brachte ich aus ihm heraus, dass er mir 'Rübezahls Lustgarten' als eine bestimmte Örtlichkeit nannte. Zufällig kam ich nun später zu dieses Mannes Schwiegersohne, der mir bereitwilligst eine Reihe von Rübezahlgeschichten mitteilte und mir dann auch sagte, dass auch sein Schwiegervater solche zu erzählen pflege. Freilich kann in diesem Falle der Schwiegervater auch lesen und schreiben, der Schwiegersohn kann es nicht. Doch hatte mir auch ersterer ohne Bedenken erzählt, dass sein Vater, als seine Schwester das 'hitzige Fieber' hatte, das Blut besprochen habe. Wenn er aber wie so viele andere von Rübezahl nichts wissen wollte, so wird eben dazu schon die Schule beigetragen haben, in der ja gerade die Geschichten von Rübezahl als 'Märchen' oder 'Sagen' bezeichnet werden; auch Bücher mit Titeln wie 'Märchen von Rübezahl' findet man im Riesengebirge verbreitet. Immerhin hat zu der irrtümlichen Anschauung, dass die Riesengebirgsbewohner nichts über Rübezahl wüssten, vielleicht noch ein zweiter Umstand beigetragen. Im nordwestlichen Teile des Riesengebirges, in Schreiberhau und Umgebung, wo man wohl am meisten nachgeforscht hat, scheint Rübezahl wenigstens nicht in der Vorstellung aller Leute die gleiche dominierende Stellung unter den Geistern einzunehmen wie in den übrigen Teilen desselben, besonders im Südosten. Ich werde hierauf noch weiter unten zurückkommen.

Nach Leuten, die willens sind über Rübezahl zu erzählen, muss man allerdings in den meisten Teilen des Riesengebirges suchen. An vielen Orten wissen auch in der Tat nur noch alte Leute von ihm. Auch ist der Grad der Bereitwilligkeit, von ihm zu sprechen, bei den einzelnen Personen, die Auskunft geben, ein sehr verschiedener. Im allgemeinen empfiehlt es sich nicht gleich mit der Türe ins Haus zu fallen, sondern mit den Leuten erst vertraut zu werden und sie zuerst z. B. nach der Gründungssage ihres Dorfes, die ja meist nichts Wunderbares enthält, zu befragen. Doch findet man auch noch Leute — besonders im Südosten —, die sich eine besondere Freude daraus machen, von ihrem Berggeist auch einmal einem Fremden zu erzählen. Meine Erkundigungen haben sich sowohl auf die allgemeinen Anschauungen über Rübezahl wie auch auf die über ihn umlaufenden Erzählungen erstreckt. Unter letzteren befinden sich nun allerdings auch solche, die aus der Unterhaltungsliteratur allgemein bekannt sind. An einer Rückbeeinflussung durch diese lässt sich hier nicht zweifeln; ja vielleicht sind diese Erzählungen zum Teil gar nicht volkstümlichen Ursprungs. Überall aber erscheinen dieselben beim Volke

auch in volkstümliches Gewand gekleidet, weswegen ich hier auch davon einige Proben mitteile. Um dem herrschenden Irrtume, dass das Volk im Riesengebirge nichts von Rübezahl wisse, wirksam entgegenzutreten, nenne ich hier die Namen meiner Gewährsleute. Auch ihr Alter habe ich meist hinzugefügt, weil dies nicht ganz unwesentlich für die Beurteilung des Alters der mir von ihnen mitgeteilten Anschauungen und Erzählungen sein dürfte.

Da die Vorstellungen über Rübezahl in den verschiedenen Teilen des Riesengebirges nicht ganz einander gleichen und auch nicht überall gleich lebendig erscheinen, so empfiehlt sich eine Einteilung des mir mitgeteilten Materials nach geographischen Gesichtspunkten. Ich beginne mit dem Südosten des Gebietes, wo die Vorstellungen vom Dasein unseres Gebirgsgeistes noch am lebhaftesten sind, und rechne diesen Teil deshalb westlich bis zur Elbe. Hieran schliesse ich den Nordosten, wo das Dorf der einst zu Rübezahl in näherer Beziehung stehenden Kräutersucher, Krummhübel, liegt. Von hier gehe ich weiter auf den Nordwesten und dann auf den Südwesten über, zu welchem letzteren auch noch der tschechische Teil des Riesengebirges gehört, den ich noch separat behandeln werde. An die Darstellung der Anschauungen und Erzählungen von Rübezahl werde ich dann noch Ausführungen über die Namensform unseres Berggeistes in den deutschen Teilen des Riesengebirges schliessen.

1. Der Südosten.

Ich beginne hier mit Riesenhain im Riesengrund, wo die Hauptlokalisierung Rübezahls stattgefunden hat. Der Mann, der mir hier wohl am besten hätte Auskunft geben können, der über 80 Jahre alte Wirt der Bergschmiede, war leider erkrankt, so dass ich ihn nicht sprechen konnte.

Ich erfuhr in Riesenhain zunächst einiges von der daselbst geborenen und wohnenden Frau Dix, geb. Spindler, Gattin des Wirtes zum Riesengrund. Sie hat ihr Wissen über Rübezahl hauptsächlich von ihrer Mutter, Anna Spindler, geb. Mitzinger aus Riesenhain, deren Vater Steiger am Bergwerk auf dem Kiesberg (dem Südwestabhang der Schneekoppe) war. Frau Dix sagte mir, dass überhaupt die alten Leute in Riesenhain früher sehr viel von Rübezahl gesprochen hätten. Im einzelnen berichtete sie folgendes:

„Rübezahl hat des Nachts Wasserrüben gestohlen, die im Riesengrunde gebaut wurden; man durfte sich aber nicht darüber beschweren, weil man seine Rache zu fürchten hatte. Auch neckte er die Leute viel, machte z. B. die Türe auf und dann wieder zu, ohne dass er sichtbar wurde.“ Von einem unterhalb des Teufelsgärtchens (der sich hoch am Ostabhange des Brunnberges befindet) ziemlich am nördlichen (oberen) Ende Riesenhains liegenden, etwa 2 *m* hohen

Stein, den mir ihr Sohn gezeigt und als einen Stein Rübezahls bezeichnete hatte, sagte sie, es habe dort in der Nähe sehr gestunken. Mehr behauptete sie von Rübezahl nicht zu wissen.

Etwas mehr erfuhr ich von der unverehelichten Carolina Buchberger, die 1840 zu Riesenhain geboren wurde und jetzt in Gross-Aupa II wohnt, wo sie Botin nach Riesenhain ist. Sie hat ihr diesbezügliches Wissen von ihrem Grossvater Gottfried Buchberger, der im Alter von 98 Jahren in Riesenhain gestorben sein soll; wie Gastwirt Dix sagte, war sein Todesjahr 1862, so dass er 1764 geboren wäre. Ich erfuhr von ihr zunächst in Riesenhain folgendes:

Rübezahl hat sich im Teufelslustgärtchen aufgehalten. Dort ist ein Mann eingedrungen, der sagte, es gäbe keinen Rübezahl, und der oben gerufen hat: „Komm her, Rübezahl, ich bin da.“ Rübezahl hat darauf den Mann hinabgeschleudert, so dass er tot unten liegen blieb, da wo jetzt der Stein unterhalb des Gärtchens liegt. Der Stein deckt das Grab des Mannes. Das Vieh hat sich vor dem Stein gefürchtet und dort nicht gefressen; auch war es sehr kalt beim Stein.

Zu Grossvaters Grossvater ist Rübezahl gekommen am Lichtenabend. Er trat ein, ohne ein Wort zu sprechen, und legte nur seinen Hut nieder. Sein Hut war von Rinde, sein Bart ein Graubart, so wie er an den Fichten hängt. [Gemeint ist offenbar die Schmarotzerpflanze Usnea L., in Schlesien 'Rübezahls Bart' genannt]. Die Leute waren erschrocken und redeten ihn nicht an. Sie spannen weiter, und Rübezahl machte Bewegungen, als ob er auch spänne. Was er aber spann, ist wieder nur Graubart gewesen. Dann ging er wieder hinaus, ohne ein Wort gesprochen zu haben.

Zu diesen Erzählungen fügte Carolina Buchberger zunächst nur noch die Bemerkung, dass Rübezahl auch eine Frau namens Emma gehabt habe. Mehr wüsste sie nicht über ihn. Doch liess sie mir bald darauf bei ihrem Fortgange sagen, dass der Mann, den Rübezahl aus dem Teufelslustgärtchen geschleudert habe, dort die Springwurzel habe graben wollen. Es ist das offenbar die wirkliche Gestalt der Sage. Die Springwurzel muss ihr wohl selbst so sehr mit dem Aberglauben verknüpft erschienen sein, dass sie dieselbe zunächst gar nicht nennen mochte und mir die Geschichte anders erzählte, als wie sie ihr wirklich bekannt war. Als ich sie am folgenden Tage in Gross-Aupa befragte, wie die Springwurzel ausgesehen und welchem Zwecke sie gedient habe, behauptete sie, dies nicht zu wissen. Auch betonte sie jetzt, dass sie selbst Rübezahl niemals gesehen hätte, auch ihr Grossvater nicht mehr, sondern nur ihres Grossvaters Grossvater. Wenn nun auch die erste Darstellung, die Carolina Buchberger über den herabgestürzten Mann gab, unrichtig ist, so geht doch soviel daraus hervor, dass auch der Glaube existiert, Rübezahl strafe die Leute, die seine Existenz leugnen, und diejenigen, die ihn höhnisch Rübezahl rufen.

Dass das Teufelsgärtchen als Wohnsitz Rübezahls gedacht wird, folgt auch aus einer mir gemachten Bemerkung des Gastwirts Dix, wonach die

von dort herabführende Rinne 'Rübezahls Rutschbahn' heisst. Man braucht sich ja auch nur daran zu erinnern, dass auf Rübezahl viele Züge des Teufels übertragen worden sind und er selbst bisweilen mit dem Teufel für identisch gehalten wurde (vgl. Zacher, Rübezahl-Annalen S. 80). Gastwirt Dix (geb. 1848) sagte mir im übrigen noch, dass sein Vater, wenn ein Kind unartig war, gesagt habe: „Der Rübezahl holt dich."

In Gross-Aupa erhielt ich zunächst Mitteilungen von dem dort 1825 als Sohn eines Tagelöhners geborenen Valentin Braun, der selbst auf dem Kiesberg eine Heuung hatte und noch jetzt in Gross-Aupa II wohnt. Er berichtete folgendes:

Rübezahl ist ein Berggeist, der im Teufelslustgarten haust. Der Berggeist wollte aber nicht Rübezahl heissen, weil das ein Spottname war, sondern mit seinem wirklichen Namen Johann Rübenzähler; Johann war sein Taufname. (Hier haben wir also noch den 'Dominus Johannes', die ehrende Benennung Rübezahls bei den Kräutersuchern nach Prätorius.) Rübezahl hat auch Spektakel gemacht und Komödie gespielt, man weiss nicht mit was für Instrumenten: so entstand ein Gewitter. Er erschien bald in kleiner, bald in grosser Gestalt, bald wie ein Semmeljunge, bald wie ein Forstadjunkt.

Valentin Braun erzählte mir ferner ausser zwei Geschichten von den einst im Riesengebirge Gold suchenden Venedigern auch vier verschiedene von Rübezahl, von denen die beiden ersten freilich nur Varianten von Märchen sind, die wir aus Musäus kennen. Ich lasse hier diese vier Geschichten folgen. (Die Überschriften rühren hier wie bei allen folgenden Erzählungen von mir her):

1. Rübezahl und Emma. Es ist einmal eine Prinzessin namens Emma durch das Riesengebirge gereist. Der Berggeist stahl sie und schleppte sie in eine Höhle. Seine Mutter musste sie bewachen, damit sie nicht davonliefe. Doch schrieb Emma von der Höhle aus ihrem Vater, dem Könige, dass er sie holen sollte, wenn sie sich aus der Höhle befreit hätte. Sie überredete den Berggeist, dass er in seinem Lustgarten Rüben zählen und sie dazu mit hinaufnehmen sollte. Während er aber eifrig zählte, gelang es ihr zu entwischen. Ihr Vater holte sie dann ab. Die Leute aber nannten den Berggeist von nun ab spöttisch Rübezahl.

2. Rübezahl und die Grasmäherin. Eine Frau ging in das Riesengebirge, um Gras für ihre Ziege zu mähen. Rübezahl trat zu ihr. Sie sagte: „Rübezahl, bleibt das Wetter schön?" Der Berggeist fühlte sich durch den Namen Rübezahl beleidigt und machte ein Gewitter. Die Frau raffte schnell ihr Gras zusammen und wich dann vor dem Unwetter. Zu Hause gab sie das Gras ihrer Ziege. Die aber krepierte davon. Als die Frau aber die Ziege aufschnitt, war das Eingeweide ganz von Gold.

3. Rübezahl und die Berghexe. Rübezahl ging einst wie ein Forstadjunkt aussehend auf dem Kiesberge einher. Da sah er eine schöne Frau auf einem Stocke[1]) sitzen. Er sagte zu ihr: „In Schwarzenthal ist Musik, da wollen wir hingehen und tanzen"; er war überhaupt ein grosser Liebhaber von Frauen. Sie war einverstanden und ging mit. In Schwarzenthal aber litt es Rübezahl nicht,

1) Stock bezeichnet im Riesengebirgsdialekt den unteren Teil eines Baumstammes. Auf Baumstümpfen sitzen bekanntlich die Holzweiblein.

dass die anderen Burschen auch mit ihr tanzten. Die erkannten ihn wohl und wurden neidisch auf ihn; auch die schöne Frau selbst wurde unzufrieden. Sie ging hinaus und kam bald wieder herein in ihrer wahren Gestalt als Berghexe mit einer Karbatsche in der Hand. Damit schlug sie den Rübezahl und verschwand sodann. Die Burschen lachten ihn aus, er aber lief davon.

4. Rübezahl will Deutschland ertränken. Rübezahl wollte nicht, dass die Leute von Deutschland herüberkämen. Er nahm vom Mittagsstein einen grossen Teil Steine und wollte sie in den grossen Teich werfen, damit Deutschland überschwemmt und ertränkt würde. Auf dem Wege begegnete ihm ein altes Mütterchen und sagte: „Wo gehst du hin mit den Steinen?" „Ich will sie in den Teich werfen" lautete die Antwort. „Ruhe aus" sprach das Mütterchen. Darauf verschwand es — es war die Mutter Gottes —, und Rübezahl musste die Steine zurücklassen; es sind die Dreisteine. An diesen sind auch noch als Merkmal die Ketten zu sehen, mit denen er die Steine auf seine Hocke, die er auf dem Rücken trug, gebunden hatte[1]).

Ausser den hier mitgeteilten Sagen erzählte mir Valentin Braun auch noch eine Geschichte von Rübezahl aus seinem eigenen Leben. Es war im Jahre 1868, als er einmal auf dem Koppenberge drei Heuhaufen gemacht und sich dann etwa drei Minuten weit von ihnen entfernt hätte, um zu mähen. Als er nach einer Stunde wieder zurückgekommen, wären die Heuhaufen verschwunden gewesen und es hätte statt dessen ein Bergstock dagelegen von einer Form, wie er sonst im Gebirge nicht im Gebrauche ist. Er zeigte mir den Stock, der aus einem schlangenartig gekrümmten, dicht über der Erde abgeschnittenen Knieholzstamme bestand, von dem die Äste entfernt worden waren. Er behauptete, dass niemand anders als Rübezahl den Tausch vorgenommen haben könnte.

Weiteres erfuhr ich von dem in Gross-Aupa im Jahre 1833 als Sohn eines Fassbinders geborenen und dort noch wohnhaften, jetzt erblindeten Handarbeiter Wilhelm Gleisner. Nach diesem ist Rübezahl jetzt noch im Hochgebirge zu sehen, besonders auf dem Blauseitenberg. (Hierunter ist der Brunnberg zu verstehen, auf dessen Ostabhang im Süden ein Teil die Blauhölle heisst, weil die Felsen dort blau schimmern, wie mir Gastwirt Dix und sein Sohn sagten; auch der Blaugrund ist in der Nähe. Der Name „Blauhölle" hat offenbar auch Beziehungen zu Rübezahl als Teufel. Weiter nördlich, auf dem Ostabhang des Brunnberges, liegt das Teufelsgärtchen, noch weiter nördlich daselbst andere Stellen, die „Rübezahls Lustgärten" genannt werden.) Nach W. Gleisner hat Rübezahl einen langen, weissen Bart, raucht seine Tabakpfeife, hat ein Bündel auf dem Rücken und einen langen Stock in der Hand; doch trägt er sich das eine Mal so, das andere Mal so. — Von Rübezahlgeschichten aus früherer Zeit erzählte mir W. Gleisner nur die von der Grasmäherin. Seine Darstellung

---

1) Auf meine Frage, was denn die Deutschen Rübezahl zuleide getan hätten, dass er sie ertränken wollte, antwortete Valentin Braun: „Wahrscheinlich hatten sie ihn geneckt, hatten gesagt 'Du Rübezahl'."

stimmt hier ganz zu Musäus: „Das Kind, das die Grasmäherin mitgebracht hat, schreit viel; da sagt die Mutter: „Rübezahl soll dich holen". Dieser erscheint darauf, füllt aber den Korb der Frau mit Laub. Die Ziegen, die zu Hause das Laub fressen, sterben davon; aufgeschnitten zeigen sie Dukaten in ihren Eingeweiden." W. Gleisner sagte mir auch, dass er viel von Rübezahl gelesen habe (Valentin Braun dagegen, der die Geschichte abweichend von Musäus erzählte, kann nicht lesen). Im übrigen berichtete er mehrere Geschichten von Rübezahl aus seiner Zeit, darunter eine als eigenes Erlebnis. Ich lasse sie hier folgen:

1. Rübezahl in der Wiesenbaude. In der Wiesenbaude [auf der weissen Wiese, an der Nordseite wieder des Brunnberges] hat sich Rübezahl öfters bei nächtlicher Zeit im Winter gezeigt, wenn die Baude mit Schnee verschüttet war und man Lichtlöcher schaufelte. Eine aus Spindelmühle gebürtige und jetzt in Gross-Aupa wohnende alte Frau, die in der Wiesenbaude beschäftigt war, hat ihn oft durch die Lichtlöcher gesehen und davon erzählt.

2. Die Pascher. Vor etwa 40 Jahren wollten ungefähr zwanzig Pascher von Preussen nach Österreich in der Nacht mit Wagen fahren. Als sie über das Stirndle oberhalb der Geiergucke ihren Weg nehmen wollten, streckte dem ersten ein Mann — es war der Rübenzähler — ein Bein vor. Der Pascher fuhr daneben, Rübezahl streckte wieder ein Bein vor. Der Pascher fuhr abermals daneben; als aber Rübezahl zum dritten Male ein Bein vorstreckte, fuhr der Pascher — er war ein mutiger Mann, ein ehemaliger Soldat — doch an der gleichen Stelle über die Grenze. Die anderen Pascher fuhren hinterdrein. Doch der, welcher vorangefahren war, starb am dritten Tage; den anderen hat es nichts getan.

3. Rübezahl als Wegweiser. Vor etwa 35 Jahren gingen einmal drei Männer, Christoph Scharf, sein Bruder Emil Scharf und Anton Zinecker im Dunkeln von der Riesenbaude zur Wiesenbaude. Christoph Scharf fiel ein Stück herunter, ohne Schaden zu nehmen; Emil Scharf blieb in der Angst sitzen, wobei ihm die Füsse erfroren; Zinecker aber ging einer Laterne nach. Der Mann, der die Laterne trug, kam ihm aber sehr verdächtig vor; auf einen Schritt desselben musste er immer vier bis fünf machen. Vor der Wiesenbaude verschwand der Mann; da dachte sich Zinecker, dass es der Rübenzähler gewesen wäre Zinecker wohnt noch heute auf dem Fuchsberg, Christoph Scharf in Nieder-Marschendorf.

4. Rübezahl als Irreführer. Am 8. September 1860 ging ich mit Engelbert Bensch vom Heuernten aus der Hampelbaude über die Wiesenbaude und die Koppenflecke auf die schwarze Koppe zu. Da lag Nebel, aber kein „verirrsamer". Auf einmal sahen wir im Nebel einen Mann mit langem, weissem Bart und einem Bündel auf dem Rücken. Wir fürchteten uns und wichen ihm aus. Bald aber sahen wir ihn vor uns und immer wieder an einer anderen Stelle; einmal setzte er sich auch auf einen Stein. Er trug einen dreieckigen Hut; niemals aber liess er sich ganz genau sehen. Es war Rübezahl, der uns viele Stunden lang irreleitete.

Eine Äusserung über Rübezahl hörte ich in Gross-Aupa noch von der etwa 60 Jahre alten Frau Barbara Gleisner, geb. Knesfel, die im Logierhaus der Frau Marie Gleisner bedienstet ist. Sie sagte, sie habe Rübezahl oft auf den Bergen gesehen, wie er eine Hocke trug; wenn er aber merkte, dass sie ihn sähe, so verschwand er. Als sie sah, dass ich mir Notizen machte, gab sie mir keine weitere Auskunft.

Mehrere Geschichten von Rübezahl erzählte mir dagegen der Zimmerpolier Berthold Hintner in Braunberg (Braunbauden) unterhalb des Fuchsberges; derselbe ist 1850 auch in Gross-Aupa geboren, doch hat er seine Rübezahlerzählungen hauptsächlich von seinem Grossvater väterlicherseits aus Klein-Aupa. Er weiss viele solche Geschichten, von denen ich jedoch nur einige anzuhören Zeit hatte. Von diesen ist eine auch in ein Märchen des Musäus eingeflochten. Doch sagte mir Berthold Hintner, dass er, obwohl er auch einmal ein Buch über Rübezahl gelesen hätte, mir nur solche Geschichten gäbe, die er vom Vater und Grossvater hätte. Er berichtete mir folgendes:

1. Rübezahl und der Holzarbeiter. Ein armer Holzarbeiter suchte einmal nach einem Kollegen. Es gesellte sich auch ein anderer Arbeiter zu ihm. Als sie aber in den Wald gekommen waren, arbeitete der Kollege nichts, und der erste Arbeiter konnte allein nichts machen. Sie frühstückten dann zusammen, ruhten aus, bis die Frauen das Mittagessen brachten, und ruhten dann weiter aus. „Wieviel Arbeit werden wir uns heute rechnen?“ fragte endlich der Kollege. „Heute werden wir uns wenig rechnen, denn wir haben nichts getan“, lautete die Antwort. „Wir werden uns sehr viel rechnen“, antwortete der Kollege: darauf stellte er in einer halben Stunde siebentausend Klötze und zweitausend Klafter Holz in Ordnung. Es war niemand anders als Rübezahl. — Der Arbeiter bekam nun Durst. Da sagte Rübezahl: „In Prag geht eine Kuh über die Brücke; die wollen wir ausmelken.“ Darauf hieb er die Hacke in einen Stamm; der andere musste den Topf unterhalten. Die Milch lief sogleich so stark über den Griff der Hacke, dass der Topf in einer halben Minute voll war und der Schaum herablief.

2. Rübezahl als Toter. Rübezahl sagte einmal zu seiner Frau: „Wenn ich gestorben bin, dann musst du mich auf das Leichenbrett binden, damit ich dir nichts tun kann.“ Die Frau erwiderte: „Du wirst mir nichts tun; wir haben ja immer sehr gut miteinander gelebt“ Da sagte Rübezahl: „Seele aus, Liebe aus. Du musst mich aufbinden.“ Als er gestorben war, band sie ihn dann auch auf das Leichenbrett fest. Dann spann sie fleissig weiter am Spinnrad. Als sie eine Zeitlang gesponnen hatte und noch weinte, bekam sie plötzlich eine Fusssocke in das Gesicht geworfen. Sie sah, dass die Socke von ihrem Manne war, und zog sie ihm wieder an. Von nun ab nahm sie ihn besser ins Auge. Als er nun das linke Bein emporhob und die andere Socke hinüberwerfen wollte, nahm sie Reissaus. Sie ging an das Ofenloch, griff eine Handvoll Asche und streute sie auf die Stiege. Dann ging sie rücklings die Stiege hinauf. Als sie zum Schlage kam (zum Tor, wo man das Heu einfährt), da sah sie Rübezahl mit dem Brett auf dem Rücken unten vor der Treppe stehen. Als er die Fusstapfen sah, sagte er: „Eins herunter, und keins hinauf.“ Das Brett stemmte sich darauf in die Decke ein, so dass er nicht fort konnte. In der Frühe erschien dann die Frau mit dem Nachbar, der ihren Mann losmachte, ihn in das Zimmer trug und bis zum Begräbnis bewachte. Rübezahl ist dann auch nicht wieder unruhig geworden. Er wurde darauf begraben.

3. Rübezahl als Gläubiger. Ein armer Mann aus Krummhübel ging traurig in den Wald, als ihm dort ein anderer Mann begegnete und nach dem Grunde seiner Traurigkeit fragte. „Mir wird mein Haus verauktioniert, ich habe kein Geld und viele Kinder“ lautete die Antwort. Da hat der fremde Mann dem armen Mann Geld geliehen und gesagt: „In einem Jahre musst du wieder hier auf demselben Fleck sein und die Prozente mitbringen.“ Als das Jahr vorüber

war, erschien auch der arme Mann an der bestimmten Stelle, hatte aber weder Kapital noch Prozente. Da sagte der Fremde: „Weil du so pünktlich bist, werde ich dir das Geld schenken; merke dir, ich bin Rübezahl.“

4. Rübezahl als Kindesretter. Eine Frau aus dem Riesengrunde ging mit ihrem Kinde, einem kleinen Mädchen, zum Jahrmarkt nach Marschendorf. Auf dem Rückwege verirrte sie sich und lief die ganze Nacht vergebens umher. Da trat ein Mann zu ihr und fragte: „Wo gehst du hin?“ Sie antwortete: „Ich will nach Hause gehen; wo bin ich denn hier?“ Da sagte der Mann: „Du bist im Walde; ich gehe schon immerfort hinter dir her.“ Der Mann zeigte nun der Frau, die bis in den Riesenkessel gekommen war, einen Heimweg und verlor sich dann wieder. Die Frau kam gut nach Hause, bemerkte aber nun, dass sie ihr Kind verloren hatte. — Ein Jahr darauf wollte sie in den Wald gehen, um Brennholz zu holen. Als sie auf die Wiese kam, bemerkte sie dort ein Loch, das in die Erde ging; in dem Loche aber stand ihr Kind. Als sie ihr Kind zu sich rief, stand derselbe Mann vor ihr, der ihr vor einem Jahre den Weg gewiesen hatte, und sagte: „Komm nur herein, du kannst dein Kind bekommen.“ Als sie in die Höhle getreten war, sah sie dort lauter Säcke voll Gold stehen. Sie durfte so viel Gold, wie sie konnte, in ihre Schürze raffen, und ausserdem erhielt sie ihr Kind zurück. Der Mann sagte darauf: „Der Rübezahl hat dein Kind gerettet“ und verschwand.

Als mir Berthold Hintner von Rübezahl als Totem erzählt hatte, bemerkte er bei der folgenden Geschichte, dass Rübezahl, nachdem er als Mensch gestorben wäre, doch als Geist weitergelebt hätte.

Ferner sagte er mir, dass Rübezahl in seinem Garten gegenüber der Bergschmiede [also im Teufelsgärtchen] einen Apfelbaum gehabt hätte, an dem ganz kleine Äpfel reiften; zu Weihnachten brächte er diese Äpfel armen Kindern. Erst vor zwei Jahren hätten Touristen den Apfelbaum weggeschnitten. Von diesem Apfelbaum hört man überhaupt im Umkreise viel reden. So sagte mir Valentin Braun, dass im Teufelslustgarten ein Apfelbaum stehe, der keine reifen Früchte bringe, und Wilhelm Gleisner bemerkte, dass im Teufelslustgarten Äpfel so gross wie Kirschen wüchsen, die nur auf einer Seite rot wären; es wüchsen dort aber auch wirkliche Kirschen, ferner Birnen, Pflaumen und allerhand Blumenwerk.

Von Rübezahl berichtete mir ferner Frau Maria Wimmer, geb. Buchberger, die 1854 in einer Baude im Blaugrunde geboren wurde und jetzt in Gross-Aupa II wohnt, wo ihr Mann Feldgärtner ist.

Als Kind hat Frau Wimmer viele Geschichten von Rübezahl gehört, die sie aber nicht mehr weiss. Desto lebendiger ist in ihr Rübezahls Bild als eines Geistes, der noch heute in ihrer Heimat lebt. Sie sagte, dass Rübezahl sich immer auf den hohen Bergen aufhalte; sein Wohnsitz aber wäre die Blauhölle. Doch sei er auch dort nur selten zu schauen, weil er sich den Blicken der Menschen entziehe, wenn er sich bemerkt sehe. Doch habe sie selbst ihn zweimal im Leben erblickt. Sie erzählt darüber folgendes:

„Als ich als dreizehnjähriges Mädchen die Kühe hütete, sah ich, wie fünf andere Kühe, die über der Blauhölle weideten, in Gefahr waren abzustürzen.

Eine stürzte schon und blieb unten zerschmettert liegen. Da kam plötzlich Rübezahl von den Kniescheiben herunter. Er war von der Statur wie ein Mann, trug eine runde Kappe, einen Mantel mit Gürtel und hohe Stiefel und hatte eine Peitsche in der Hand; genau konnte ich sein Gesicht nicht sehen, weil ich zu weit stand. Er rettete die vier anderen Kühe, indem er sie emporholte. Als die Eigentümerin und der Hirt der Kühe erschienen, war er schon verschwunden."

„Zum zweiten Male sah ich Rübezahl als Mädchen von 15 oder 16 Jahren; meine Schwestern waren damals bei mir und sahen ihn auch. Wir sahen, wie er von einem Felsen zum anderen, wo kein menschlicher Fuss hingelangen kann, hüpfte und sprang, besonders in der Richtung von den Kniescheiben auf Teufelslustgärtchen zu. Er sah diesmal aus wie ein Junge mit eng anliegenden Hosen. Als wir unserem Vater davon erzählten, sagte er: „Ihr werdet etwas Schönes gesehen haben"; in Wirklichkeit glaubte er es dennoch."

Auch sagte Frau Wimmer noch: „Andere Leute fürchten sich vor Rübezahl; ich habe mich niemals vor ihm gefürchtet, denn er ist ein guter Geist." Auf die Frage, ob denn Rübezahl jetzt noch da sei, antwortete sie: „Gewiss, die Blauhölle ist ja auch noch da."

Weiteres hoffte ich von Anton Zinecker auf dem Fuchsberge zu erfahren, der nach der Erzählung Wilhelm Gleisners einmal von dem Berggeist mit einer Laterne nach der Wiesenbaude geführt worden war, und der, wovon Konrad Zachers Sohn gehört hatte (Zacher, Rübezahl-Annalen S. 75, Fussnote), selbst stundenlang von Rübezahl zu erzählen pflegte. Leider musste ich auf dem Fuchsberge erfahren, dass Anton Zinecker schon gestorben war. Sein Sohn, Karl Zinecker, bezeugte mir, dass sein Vater sehr viel von Rübezahl gesprochen habe, sagte aber, dass er seine Geschichten nicht mehr wiedererzählen könne. Nur wie der Fuchsberg zu seinem Namen gekommen sei, berichtete er mir ausführlich nach der Erzählung seines Vaters.

Nach Mitteilung von Karl Zineckers Frau hat Anton Zinecker, der 1813 im Gasthaus zur Fuchsbaude selbst geboren war, die Geschichte von der Grasmäherin in zwei Formen erzählt, nach deren einer das von Rübezahl ihr in den Korb gepackte Laub gleich in diesem und nach deren anderer es erst in den Eingeweiden der Ziege zu Gold wurde. Nach ihrer Mitteilung hat auch Anton Zineckers im Jahre 1818 in einer der Auerwiesbauden geborene Frau viel von Rübezahl zu berichten gewusst. Diese hatte besonders die Geschichte von Rübezahl und der Prinzessin erzählt, die ich hier nach dem Berichte ihrer Schwiegertochter wiedergebe:

Rübezahl hatte ein unterirdisches Reich. Er liebte die Frauen sehr und ging als Prinz verkleidet zu einem König, um sich um dessen Tochter zu bewerben. Er erhielt sie auch und nahm sie mit in sein Reich. Alle Frühjahr brachte er ihr neue Kammerfrauen dorthin. Er selbst war bald bei ihr, bald aber oben auf der Erde. Im Winter aber starben die Kammerfrauen Darüber betrübt fragte sie, warum sie im Winter keine Gesellschaft hätte. Da erklärte er ihr: „Im Frühjahr werden Rüben ausgesät, und aus den Rüben mache ich dir Gesellschaft; sie müssen im Winter verwelken." Sie wollte nun wissen, wie er das mache, und ging mit ihm auf die Erdoberfläche. Da pochte er mit dem Stabe auf die Rüben, und es entstanden Jünglinge und Jungfrauen daraus. Als er nun einmal

abwesend war — es war noch vor Schluss des Sommers, ehe die Rüben verwelkten —, ging sie auf die Erdoberfläche und machte aus einer Rübe einen Wächter. Dann aber entfloh sie; der Wächter musste sie davor schützen, dass ihr Rübezahl auf den Hals kam.

Im Südosten des Riesengebirges erfuhr ich endlich noch Rübezahlgeschichten von Vinzenz Hollmann, Besitzer der Scharfbaude auf der Teufelswiese, der aber, wie schon die früheren Besitzer, sein Vater und sein Grossvater mütterlicherseits, die Winter in St. Peter zubringt. Er ist 1852 geboren. Er erzählte mir folgendes:

1. Rübezahl auf einer Feder liegend. Rübezahl lag einst auf einem Stein; ein altes Weib kam hinzu und sagte: „Du liegst ja zu hart, du musst dich auf Federn legen. Sie gab ihm darauf eine Feder. Er tat sie auf den Stein und legte sich darauf. Da sagte er: „Es liegt sich jetzt bald noch härter als früher."

2. Rübezahl und die schwangere Frau. In der Nähe der Schneekoppe begegnete Rübezahl einmal einer schwangeren Frau. Sie erschrak über ihn, und die Geburt wurde dann gerade so wie Rübezahl.

3. Rübezahl und der Botaniker. Rübezahl ging einmal mit einem Botaniker Blumen zu suchen. Da sahen sie beide eine Blume von einer Art, wie keiner von beiden schon eine hatte. Jeder wollte sie pflücken; so bekamen sie Streit und gingen auseinander. Doch kamen sie am nächsten Tage wieder zusammen. Da fanden sie wieder eine Art Blume, die jeder von beiden pflücken wollte. Da packte Rübezahl den Botaniker und würgte ihn; darauf gingen sie wieder auseinander. In acht Tagen aber kamen sie zum dritten Male zusammen. Da sagte der Botaniker: „Was willst du mit den Blumen machen? Gib sie mir, ich werde sie in die Apotheke schaffen und dir das Geld dafür bringen." Rübezahl gab ihm seine Blumen und wartete sodann acht Tage, aber der Botaniker kam nicht zurück.

4. Rübezahl und der Riese. Rübezahl hat einmal rauchen wollen und sich eine Pfeife gekauft. Da er keinen Tabak hatte, stopfte er sich Moos in die Pfeife. Er hatte aber auch kein Feuerzeug. Als er eine Strecke weiter gegangen war, begegnete er einem Riesen, den er anhielt, ob er nicht Feuerzeug hätte. „Feuerzeug habe ich nicht, aber Feuer will ich dir machen" erwiderte der Riese. Dann nahm er zwei Steine auf und schlug Feuer damit. Darauf sagte er weiter: „Hier hast du einen Stein und hier habe ich einen Stein; die wollen wir in die Höhe werfen und sehen, welcher am längsten oben bleibt." Der Riese warf zuerst, und es dauerte fast eine halbe Stunde bis sein Stein wieder unten war. Darauf warf Rübezahl, nachdem er in der Tasche den Stein mit einem Vogel vertauscht hatte. Der Vogel kam natürlich gar nicht wieder zurück. Da sagte der Riese: „Du bist ein Betrüger; mit dir will ich nichts mehr zu tun haben" und ging seiner Wege. [Vgl. R. Köhler, Kl. Schriften 1, 86. 329.]

5. Rübezahl will Deutschland ertränken. Rübezahl wollte einmal Deutschland ertränken: dazu nahm er den Mittagsstein und wollte ihn in den grossen Teich werfen. Er tat eine Kette um den Hals und hängte sich daran den Stein auf den Rücken. Da begegnete ihm eine Frau und sagte, er solle ruhen, wenn es ihm zu schwer würde: sie wolle ihm wieder aufhelfen. Darauf ruhte er aus. Als er aber wieder aufstehen wollte, vermochte er es nicht und musste den Stein stehen lassen. Der Mittagsstein ist dieser Stein, an dem der Ring noch zu sehen ist, an welchem die Kette befestigt war.

Die letzte Erzählung hatte mir etwas abweichend schon Valentin Braun gegeben (oben S. 5). Sie wurde mir noch an verschiedenen Orten erzählt und scheint überhaupt die verbreitetste Rübezahlgeschichte im ganzen Riesengebirge zu sein. Nur nach Braun sind auf diese Weise die Dreisteine als eine Absplitterung des Mittagssteins entstanden; nach allen übrigen Erzählern ist nur der Mittagsstein auf diese Weise an seine Stelle gekommen; von einigen freilich, auf der böhmischen Seite, wurde überhaupt der Stein nicht mit Namen genannt. Vinzenz Hollmann bemerkte auch noch, man sage, dass Rübezahl ein Bergwerk bei seinem Garten gehabt habe. (Reste eines Bergwerks befinden sich auf dem Kiesberge auf der Ostseite des Riesengrundes, auf dessen Westseite der Brunnberg mit den verschiedenen Gärten Rübezahls liegt.) Mein Gewährsmann meinte ferner noch, dass Rübezahl jetzt nicht mehr lebe, weil er nicht mehr sichtbar sei. Auch habe sich in St. Peter niemand vor ihm gefürchtet.

Bemerkenswert erscheint mir noch die Mitteilung des achtzehnjährigen Sohnes von Vinzenz Hollmann, wonach in St. Peter seine Altersgenossen und er sich noch die Geschichten von Rübezahl erzählten, die sie von Eltern und Grosseltern gehört hätten. Er selbst wenigstens aber glaube nicht mehr an die Wahrheit dieser Erzählungen.

2. Der Nordosten.

Im Nordosten des Riesengebirges habe ich leider nur sehr kurze Zeit verweilen können. Ich erhielt hier meine hauptsächlichste Auskunft von Hermann Hase, jetzt Villenbesitzer in Krummhübel, geboren 1839 in der von jeher im Besitze seiner Vorfahren befindlichen Hasenbaude bei der Schlingelbaude unweit der Dreisteine. Obwohl Hase selbst nicht mehr wundergläubig ist, unterrichtete er mich doch bereitwilligst über alles, an was er sich noch erinnert. Wie er mir sagte, spricht man in seiner Gegend seit 30—40 Jahren nicht mehr viel über Rübezahl; dagegen war in früheren Zeiten sehr viel von ihm die Rede, mehr noch als vom Nachtjäger. Unerklärliche Erscheinungen bezog man eben auf Rübezahl, so z. B. die Irrlichter. Im einzelnen erzählte man folgendes:

Rübezahl war ein hagerer Mann mit eingefallenen Backen und vorstehenden Augenknochen und mit grauem, schimmeligem Barte, der bis über den Nabel reichte. Als Hut trug er einen Dreispitzer; sein Rock war meist graugrün. — Auf seiner Kegelbahn oberhalb der Kirche Wang hat Rübezahl Kegel geschoben. Einen Lustgarten hat er bei den Dreisteinen gehabt, einen anderen am Gehänge. Auf dem mittelsten Dreistein befand sich Rübezahls Kanzel. (Bekannter ist Rübezahls Kanzel in der Nähe der Schneegruben.) Beim Katzenschloss waren auch Rübezahls Taufstein und Backofen. — An den Dreisteinen traf Rübezahl einmal in seinem Lustgarten mit einem Wurzelhacker zusammen. Diesen zwang er, Kegel für ihn aufzusetzen und versprach ihm als Lohn dafür das, was liegen bleiben würde. Es blieb aber nur ein Stein liegen. Den tat der Wurzelhacker in seinen Sack, um ihn fortzutragen. Als ihm derselbe aber zu schwer wurde,

warf er ihn fort. Später überlegte er sich die Sache und ging zurück, fand aber den Stein nicht mehr wieder. Dieser war in Wirklichkeit Gold gewesen.

Auf den Inhalt der übrigen ihm einst bekannten Geschichten von Rübezahl konnte sich mein Gewährsmann nich mehr besinnen; nur erinnerte er sich noch, dass in einer derselben Rübezahl ein Gespräch mit einem Nieswurzhacker hatte, während des Gesprächs aber verschwand. Die Geschichte vom Mittagsstein erzählte er nicht von Rübezahl, sondern vom Teufel. Dieser hätte den Mittagsstein in den grossen Teich werfen wollen, um Schlesien zu ersäufen; da wäre ein altes Bettelweib gekommen und hätte mit ihrem „Ruhe aus“ seinen Plan zunichte gemacht. (Die Übertragung dieser Geschichte auf den Teufel erklärt sich daraus, dass Rübezahl selbst auch als Teufel aufgefasst wurde (vgl. S. 5) und dass es sich hier zugleich um eine böse Tat desselben handelt.)

Dass es einen ‘Garten Rübezahls’ bei den Dreisteinen gegeben hat, bestätigte mir auch der Bergverwalter August Teichmann in Hermsdorf bei Waldenburg, der 1840 in Krummhübel geborene Sohn von Karl Benjamin Teichmann (1795—1866), einem der letzten Laboranten (Kräutersucher und Apotheker), dessen Vorfahren seit Jahrhunderten Laboranten gewesen waren. Nach ihm lag dieser Garten Rübezahls auf dem Wege von der Hasenbaude zu den Dreisteinen, auch nicht weit von Rübezahls Kegelbahn, und war für die Laboranten eine Fundstelle bestimmter Pflanzen. Doch sind, wie mir Hermann Hase sagte, dort alle besonderen Pflanzen jetzt fortgepflückt. — Ich habe mir diesen Garten Rübezahls leider selbst nicht mehr zeigen lassen können. Doch ist er vielleicht mit einem anderen Punkte identisch, der mir schon früher gezeigt worden war. Als ich im Anfange meiner Reise, bevor ich noch wusste, dass man im Riesengebirge noch viel von Rübezahl sprach, von dem Fremdenführer eines Hotels in der Nähe der Kirche Wang, einem aus Brückenberg gebürtigen jüngeren Manne, mir Rübezahls Kegelbahn zeigen liess, führte dieser mich auf dem Wege zur Schlingelbaude noch etwa 15 Minuten aufwärts und dann ein kleines Stück vom Wege links hinunter zu einem Punkte, den er den ‘herrschaftlichen Garten’ nannte, in welchem, wie er sagte, Rübezahl ‘logiert’ haben solle. Es war ein grasbewachsener Raum zwischen zwei grossen moosbedeckten Steinen und einem kleineren Steine, in dem keine besonderen Pflanzen standen. Ob dies nun der in der Nähe der Dreisteine liegende ‘Rübezahls Lustgarten’ ist oder nicht, jedenfalls haben wir hier in derselben Gegend, in der die Sagen von Rübezahl und den Kräutersuchern spielen, einen ‘herrschaftlichen’ Garten, der zu Rübezahl in Beziehung steht: es erinnert das ja an den ‘Dominus Johannes’, wie Rübezahl bei den Kräutersuchern nach Prätorius hiess. Der Name ‘herrschaftlicher Garten’ kann ja auch unmöglich Erfindung eines Fremdenführers sein: hätte ein solcher sich einen Garten, in dem Rübezahl

einmal gewohnt, erdacht, so würde er ihn sicher auch Rübezahls Garten oder Lustgarten genannt haben.

Einige weitere Mitteilungen aus diesem Gebiete erhielt ich nur noch vom Gastwirt Eduard Liebig in Wolfshau oberhalb Krummhübels, geboren in Wolfshau 1849, wo seine Vorfahren seit 1754 wohnen. Nach ihm wurde in seinem Dörfchen ausser vom Nachtjäger, der des Nachts mit seinen Hunden jagte, vom grossen Leuchter, der den Leuten des Nachts nach Hause leuchtete, und von den Spinnweibern, die von den Kuhhirten oft spinnend im Walde gesehen wurden, auch viel von Rübezahl erzählt; doch wäre vom Nachtjäger noch mehr als von Rübezahl gesprochen worden. Von ersterem wusste er mir denn auch noch ein besondere Geschichte aus Brückenberg zu erzählen; von letzterem dagegen hatte er alle Erzählungen vergessen. Er erinnerte sich nur noch daran, dass Rübezahl ein Geist war, der sich bald hier, bald dort im Riesengebirge aufhielt und verschiedene Gestalten annehmen konnte, am häufigsten aber wie ein Jäger aus alter Zeit aussah. Im übrigen berichtete er mir noch folgende, ihm einst von seinem Vater erzählte Geschichte, in der Rübezahls Name zwar nicht vorkommt, die aber doch hier bemerkenswert erscheint:

Ein Mann aus der Gegend von Krummhübel, namens Tihndel, pflückte Beeren am grossen Teich. Da kamen zwei ihm unbekannte Leute zu ihm und riefen ihm zu: „Tihndel, Tihndel, seid Ihr auch hier?“ Auf einmal sah Tihndel eine Kegelbahn. Da sagten die Männer zu ihm, er möchte für sie Kegel aufsetzen. Das tat er denn auch, und sie kegelten eine Zeitlang. Als er nun aber einmal eine Kugel zurückschieben wollte, sah er plötzlich die Leute nicht mehr, worüber er in Verwunderung geriet. Bald darauf verschwand auch die Kegelbahn. Eine Viertelstunde später kam ein furchtbares Unwetter; vollständig durchnässt musste Tihndel sich fortmachen. Das war der Dank für sein Kegelaufsetzen

Wir haben offenbar auch hier eine ursprüngliche Rübezahlgeschichte vor uns. Der Weg zum grossen Teich hinauf führt über Rübezahls Kegelbahn, und Kegel aufsetzen musste Tihndel den beiden Männern gerade wie in der oben mitgeteilten Erzählung Hases der Wurzelhacker dem Rübezahl. Die Unwetter im Riesengebirge sendet aber eben auch nur letzterer. Vielleicht hat einmal ein Wiedererzähler der Geschichte den Rübezahl aus Furcht vor dessen Rache nicht mit Namen genannt. Oder aber — und das ist wohl noch wahrscheinlicher — hat man Rübezahl hier deshalb ausgemerzt, weil man sonst gewohnt war von ihm allein, nicht aber von ihm zusammen mit einem seiner Gesellen, zu erzählen. Die ganze Geschichte gehört auch offenbar gleichfalls in den Kreis der Erzählungen von Rübezahl und den Kräutersuchern: die Beeren, die Tihndel suchte, werden eben an Stelle von Kräutern getreten sein, da essbare Beeren am grossen Teich, der in der Knieholzregion liegt, kaum noch gedeihen dürften; dagegen waren, wie mir Hermann Hase sagte, die Teichränder die Fundstelle der Wurzelhacker für wilden Baldrian. Zudem gab Eduard

Liebig als Tihndels Heimat selbst die Umgegend von Krummhübel, also die Heimat der Laboranten, an. Dass sich in dieser Gegend das Kräutersuchen über den Kreis der berufsmässigen Laboranten auch noch hinaus erstreckt hat, ist aus Liebigs Mitteilung zu folgern, wonach er selbst noch am Johannistage, an dem die Kräuter besonders heilsam seien, solche zu Heilungen sammelt, die er unentgeltlich vornimmt.

3. Der Nordwesten.

Im Nordwesten des Riesengebirges ist Agnetendorf der östliche Punkt, an dem ich Nachforschungen angestellt habe. Mein Hauptgewährsmann war dort der daselbst 1830 geborene und jetzt noch wohnhafte Gottlieb Leder. Derselbe hat ein grosses Interesse für Schatzsagen und weiss solche von vielen Punkten in grösserer oder geringerer Entfernung von Agnetendorf zu erzählen. Unter anderem berichtete er mir auch die schon aus Cogho, Volkssagen aus dem Riesen- und Iser-Gebirge (1903) S. 48, bekannte Geschichte vom alten Pflugner in der Agnetendorfer Schneegrube: von dem Fermden, dem sehr unwohl wurde, während Pflugner die Felswand geöffnet und darin Edelsteine blühen sah, sagte er: „Rübezahl als der Herr der Schätze hatte ihn vielleicht betäubt."

Im übrigen bemerkte er, dass von Rübezahl früher viel erzählt wurde, mehr als vom Nachtjäger; vom grossen Leuchter hätte man überhaupt nicht viel gesprochen und von den Holzweiblein nur gesagt: „Den Napf haben die Holzweiblein ausgesessen", wenn man einen inwendig ausgehöhlten Stein sah. Von Rübezahl sagte er, dass er ein Geist war, aber wie ein Mensch aussah und einen langen Bart hatte. Rübezahl wäre mit den Leuten auch wie ein Mensch gereist, hätte sie aber irregeführt und allerlei Possen mit ihnen gespielt. Er hätte nicht Rübezahl heissen wollen, sondern Gnom wie sein wirklicher Name gewesen wäre. Gottlieb Leder erzählte dann die Geschichte von Rübezahl und der geraubten Jungfrau so wie Musäus, der ja bekanntlich den Rübezahl 'Gnomenfürst' nennt, und ebenso in Übereinstimmung mit Musäus auch die Geschichte von der Grasmäherin und ihrer Ziege. Im übrigen erinnerte er sich noch an drei Rübezahlerzählungen, von denen freilich die von Rübezahl als Gläubiger (wie auch schon bei Berthold Hintner aus Braunberg; vgl. S. 8f.) sich auch bei Musäus, doch etwas mehr abweichend, wiederfindet. Die Erzählungen waren folgende:

1. Der Buckelige und der Gerade[1]). In Tief-Hartmannsdorf im Vorgebirge des Riesengebirges war einmal ein Gutsbesitzer, der eine schöne Tochter hatte, die er einem Buckeligen geben wollte. Die Tochter aber wollte ihn nicht

1) [Vgl. Musäus, Ulrich mit dem Bühel. J. W. Wolf, Deutsche Märchen 1845 Nr. 348: 'Die zwei buckligen Musikanten' und Erk-Böhme. Liederhort 1, Nr. 15. Grimm, KHM. 182. Jahn, Volkssagen aus Pommern Nr. 104. Bolte, Archiv f. neuere Sprachen 99, 14f. J. Bolte.]

und liebte einen anderen, der gerade und schön war. Darüber traurig wollte der Buckelige nach Böhmen auswandern. Als er über das Riesengebirge kam, wurde es Abend. Doch sah er bald ein Licht und ging darauf zu. Da fand er ein schönes, grosses Gebäude mit Betten, und wenn auch keine Menschen in dem Hause waren, so blieb er doch dort, um zu übernachten. In der Nacht aber erschienen zwei Männer (es waren Diener Rübezahls) und rissen ihn aus dem Bette. Sie bügelten und würgten an ihm herum, dass er grosse Schmerzen davon hatte, und warfen ihn dann wieder in das Bett. Als er sich des Morgens in dem Spiegel sah, hatte er keinen Buckel mehr, und auch im Gesicht war er viel schöner geworden. Nun glaubte er die Tochter des Gutsbesitzers doch erhalten zu können und ging nach Tief-Hartmannsdorf zurück. Alle verwunderten sich dort über ihn. Als er die Geschichte erzählte, machte sich sein Nebenbuhler auf den Weg, in der Hoffnung, dass er im Riesengebirge noch viel schöner werden würde. Auch er kam zu demselben Gebäude, wo es ihm scheinbar ganz wie dem ersten erging; als er sich aber des Morgens in dem Spiegel sah, hatte er einen Buckel bekommen und war auch im Gesicht hässlich geworden. Im Ärger lief er nach Böhmen und suchte sich dort sein Brot. Der andere aber erhielt die Tochter des Gutsbesitzers.

2. Rübezahl schenkt ein Hufeisen. Rübezahl fuhr einmal mit einem Fuhrmann und gab ihm als Belohnung für die Fahrt ein altes Hufeisen. Der Fuhrmann warf das Ding als wertlos fort; es wurde aber hinten von der übergespannten Kette festgehalten. Als der Fuhrmann still hielt und hinten zum Wagen ging, sah er dort ein funkelndes, goldenes Hufeisen hängen.

3. Rübezahl als Gläubiger. Ein Mann wollte sich von Rübezahl Geld borgen, ging an eine bestimmte Stelle und rief dort 'Gnom'. Da erschien Rübezahl und borgte ihm das Verlangte unter der Bedingung, dass er es an einem bestimmten Tage zurückerhielte. Als nun dieser Tag erschienen war, ging der Mann mit dem Gelde wieder an die betreffende Stelle. Er rief 'Gnom', aber Rübezahl kam nicht. Er rief 'Rübezahl', aber auch jetzt erschien dieser nicht. Es entstand aber bald ein Wind, der kleine Briefe herantrieb. Da sagte der Mann zu seinem Jungen, den er bei sich hatte: „Nimm doch einmal einen Brief und lies ihn mir vor!" In dem Briefe aber, den der Knabe vorlas, stand: „Dir sind deine Schulden erlassen. Gnom."

Die Geschichte vom Mittagsstein und vom grossen Teich erzählte auch Gottfried Leder vom Teufel, der Schlesien ertränken wollte (vgl. S. 13).

Weiteres erfuhr ich in Agnetendorf von August Pihl, der dort 1842 geboren ist. Derselbe gab von selbst bei den einzelnen Geistern, die er kannte, an, wo sie gesehen worden seien. So erzählte er:

„Die weisse Frau ging über die Felder, ohne jemandem etwas zuleide zu tun. Das tat auch der Nachtjäger nicht, der mit drei Hunden um die Jahreswende kam und dann auch bei Tage gesehen wurde: er ist dann ruhig durch den Busch gegangen. (Diese Darstellung weicht allerdings von der gewöhnlichen des Nachtjägers ab; doch wird überall der Wald als sein Aufenthaltsort gedacht.) Der grosse Leuchter entstand auf Wiesen und hat den Menschen nach Hause geleuchtet. Rübezahl war auf dem Gebirge auf dem hohen Stein, über der Wiesenbaude und über dem grossen Teich."

Feld, Busch und Wiese gibt es genug in unmittelbarer Umgebung Agnetendorfs: die weisse Frau, der Nachtjäger und der grosse Leuchter

sind also dort heimische Gestalten. Allerdings lehnt sich Agnetendorf nach Süden hin auch an das zum Kamme aufsteigende Gebirge an; die Punkte aber, die August Pihl mir dort angab, liegen nicht etwa direkt südlich von Agnetendorf, sondern in durchaus südöstlicher Richtung. Er sagte auch, dass er selbst noch nicht bis in jene Gegenden gekommen sei, sondern „nur bis zur Peterbaude“ (auf dem Kamme, direkt südlich von Agnetendorf). Der hohe Stein (jetzt Hohenzollernstein) liegt eine Viertelstunde westlich von der Kirche Wang und wird noch mit zu dem von den Krummhübler Laboranten dem Rübezahl zugeteilten Gebiet gehört haben, wie dies auch noch mit dem grossen Teiche der Fall gewesen sein wird. „Über dem grossen Teiche“ liegt bereits der Kamm und in dessen südlichem Teil hier die Wiesenbaude. „Über der Wiesenbaude“ aber erhebt sich der Brunnberg, die Hauptlokalisierungsstätte für Rübezahl. — Im übrigen bemerkte August Pihl über den Berggeist nur noch, dass, wenn ein Mensch mit recht behaartem Gesicht gekommen wäre, man gesagt hätte: „Da kommt Rübezahl.“

Über den Geisterglauben in Kiesewald erfuhr ich einiges durch die daselbst 1835 geborene und jetzt in Petersdorf wohnhafte Henriette Glum, geb. Schön, die von ihrer Stiefmutter darüber wusste. Danach gab es in den Büschen bei Kiesewald Holzweibchen, die bisweilen ein Zeichen gaben; aber auch der Nachtjäger hielt sich dort auf, der viele Dackerl gehabt hat und den Leuten nachgegangen ist. Der grosse Leuchter brannte wie eine Schütte Stroh und leuchtete den Leuten nach Hause, worüber die Stiefmutter auch noch eine besondere Geschichte von einem verirrten Bauern zu erzählen wusste; auch Henriette Glums Vater hat gesagt, dass ihm selbst der grosse Leuchter oft nach Hause geleuchtet hätte. Von anderen Geistern aber hat die Stiefmutter nichts erzählt, weder von Rübezahl noch von Zwergen und von Riesen, nach welchen Geistern ich noch besonders fragte.

Im Gegensatze hierzu bezeugte mir der 1831 in Kaiserswaldau geborene, aber schon 1842 nach Kiesewald gekommene Waldarbeiter Gutbier, dass man in letzterem Dorfe ebensogut von Rübezahl wie von den Holzweiblein, vom Nachtjäger und vom grossen Leuchter gesprochen habe. Irgend etwas Näheres darüber aber wollte er mir nicht angeben.

Desto redseliger erwies sich der 1834 in Kiesewald geborene und noch jetzt dort ansässige Waldarbeiter August Liebig, dessen Eltern und Grosseltern beiderseits gleichfalls aus Kiesewald gebürtig waren. Derselbe machte unter anderem auch Angaben über Punkte in der Nähe von Kiesewald, an denen es gespukt hätte: so wäre es beim Buchhübel unterhalb der Kochelhäuser beim Schneidersteg im Korallenstein wie eine Tür gewesen, aus der in der Dunkelheit immer ein Schornsteinfeger getreten wäre und Feuer gespien hätte, ohne irgend jemandem etwas zuleide zu tun. Ferner wären die Menschen auf der Pumpelwiese beim Buchhübel

oft verwirrt geworden, und der Kiesewalder Kuhhirt Gottlieb Schön, der die Kriege von 1813—1815 mitgemacht, hätte von dort aus einmal auf den Felsen am Eibenrande einen Haufen Ottern und oben darauf den Otternkönig mit einer goldenen Krone gesehen, ein andermal aber an demselben Orte vier Musikanten um einen kleinen Tisch, vor denen das Vieh eiligst weggestürzt wäre.

Holzweiblein, Nachtjäger und grosser Leuchter waren August Liebig so gut wie Henriette Glum bekannt, wobei er freilich letzteren für einen 'Aberglauben' erklärte. Der grosse Leuchter solle auf dem Felde wie eine Schütte Stroh gebrannt und den Leuten nach Hause geleuchtet haben, wofür sie „Gott bezahl's ich“ hätten sagen müssen; sonst hätte er ihnen die Häuser angezündet; in Wirklichkeit hätte sich derselbe aus kleinen Lichtern zusammengezogen, den Irrlichtern, die brennende Dünste auf feuchten Wiesen wären. Von den Holzweiblein und dem Nachtjäger aber wusste August Liebig mehr als Henriette Glum zu berichten. Von ersteren sagte er, dass sie oftmals von alten Leuten gesehen worden, wenn diese aber näher gekommen, verschwunden wären. Ein Mann aus Agnetendorf, der die Kriege von 1813—1815 als Artillerist mitgemacht hatte und deshalb 'Kanonier' genannt wurde, habe oft im Walde geschlafen, sei aber dort dreimal fortgeschleppt worden, wie man gesagt hätte, von den Holzweiblein; seitdem habe er das Schlafen im Walde unterlassen. Auch vom Nachtjäger erzählte mir August Liebig zwei Geschichten, die sich auf ganz bestimmte Personen in Kiesewald bezogen. — Doch wusste mein Gewährsmann auch noch von anderen Geistern zu berichten. So vom Wassermann, der unterhalb der Kochelhäuser im Zacken beim schwarzen Woge gehaust und oft die Leute unter das Wasser in seine trockene Behausung, wo sie ihn hätten bedienen müssen und woraus sie nach vielen Jahren wieder hervorgekommen wären, hinabgezogen hätte. Ferner von Zwergen, welche die Leute mit in ihre Behausungen in die Felsen genommen, wo dieselben bis zu hundert Jahren geschlafen hätten und von wo sie dann wieder nach Kiesewald gekommen wären, wo sie aber niemand mehr gekannt hätte. Auch von Riesen, die oft mit kleinen Leuten gekämpft hätten und von diesen mit Steinen totgeworfen worden wären (eine Vorstellung, die freilich nur an den Kampf Goliaths mit David anknüpft). Weiter noch vom Waldgeiste, von dem es den nachts im Walde schlafenden Holzarbeitern geschienen hätte, als ob er ihr Holz spaltete, das dann aber am Morgen in Wirklichkeit noch ungespalten gewesen wäre.

Endlich sprach August Liebig auch über Rübezahl. Derselbe habe meilenweit im Gebirge herum gehaust und auch Leute meilenweit zu seiner Begleitung dorthin, wo er gehaust, mitgenommen. Er habe auch den Leuten zum Possen Holz, Steine und ähnliche Dinge in ihre Gärten getragen. Er sei auch eine Art Waldgeist gewesen, und ein alter Mann aus Schreiberhau, namens Holland, der nun schon über dreissig Jahre

tot sei, habe gesagt, er wisse nicht, ob nicht Rübezahl und der Waldgeist, von welchem letzteren er behauptete, dass er neben ihm, Holland, in seiner Hütte geschlafen hätte, eine und dieselbe Person seien. Besondere Geschichten von Rübezahl konnte August Liebig mir nicht erzählen. Auch verneinte er meine Frage, ob Rübezahl den Leuten öfters Dinge geschenkt habe, die sich in Gold verwandelt hätten; nur die Holzweiblein hätten den Frauen öfters Laub in die Schürze getan, das dann zu Gold geworden wäre. Ferner verneinte er auch meine Anfragen, ob Rübezahl Gewitter mache und ob er die Kräuterkunde gelehrt habe. Letzteres, obgleich er mir angab, dass in Kiesewald früher auch viel Kräutersammler gewesen wären (die freilich das Kräutersammeln nur im Nebenberuf getrieben haben werden).

Doch wurde mir eine Rübezahlgeschichte auch von einer in Kiesewald geborenen älteren Frau, die jetzt in Nieder-Schreiberhau wohnt, und deren Mann keinen Namen genannt wissen will, berichtet. Leider hatte ich keine Zeit mehr, sie noch weiter zu befragen. Sie erzählte mir die Geschichte von Rübezahl auf einer Feder, die ich in anderer Form schon in St. Peter (vgl. S. 11) erfahren hatte, richtig pointiert. Dieselbe lautete:

Rübezahl hat sich einmal auf eine Feder gelegt, die er sich mit einer grossen Zwecke angenagelt hatte, um das Schlafen auf Federn zu probieren. Da lag er aber sehr schlecht. Darauf sagte er: „Wenn sich auf einer Feder so schlecht liegt, wie wird sich erst auf vielen Federn liegen!“

Ziehen wir das Fazit aus den mir von Kiesewaldern gemachten Mitteilungen, so müssen wir sagen, dass Rübezahl in ihrem Dorfe mindestens nicht bei allen Einwohnern eine Hauptfigur in der Geisterwelt gewesen sein kann. Es gab dort Leute, die nur von einigen anderen Geistern, überhaupt aber nicht von unserem Berggeiste erzählten, während wieder andere Personen, die dort ein grösseres Interesse für die Geister hatten und eine grössere Anzahl derselben kannten, doch von Rübezahl kaum mehr als von anderen Geistererscheinungen, die bei ihnen ein Plus ausmachten, sicher aber weniger als von denen, die allen Kiesewaldern bekannt waren, wussten. Um dies darzutun, habe ich hier die Anschauungen der Bevölkerung Kiesewalds von Geistern überhaupt nicht ganz summarisch behandeln können. Es fällt jedenfalls auf, dass August Liebig, der in Kiesewald geboren war und stets dort gewohnt hatte und dessen Eltern und Grosseltern beiderseits von dort waren, trotz seines ausgebreiteten Wissens über die Geister doch nur so wenig von Rübezahl zu berichten wusste. Wenn man einzelne Rübezahlgeschichten auch in Kiesewald erzählte, so hat das vielleicht nur daran gelegen, dass Rübezahl überhaupt seit alter Zeit ein Mittelpunkt für Erzählungen geworden war, die sich leichter von Ort zu Ort fortpflanzten als die Vorstellungen, die mit Rübezahl als Geist verknüpft waren. Dass Rübezahl in Kiesewald nicht eigentlich heimisch war, folgt auch aus der dort vorkommenden

Meinung, dass er die Leute, die er von dort mit sich 'auf das Gebirge' (d. h. auf die Höhe des Gebirges, den Kamm und dessen nächste Umgebung) in seine Behausung führte, erst meilenweit fortschleppen musste. Das berührt sich ganz mit der Vorstellung in Agnetendorf, nach der unser Berggeist „auf dem hohen Stein, über dem grossen Teich und über der Wiesenbaude“ zu Hause ist. Die einzige wesentliche Bereicherung, welche — nach den mir gemachten Mitteilungen — die Vorstellungen von Rübezahl in Kiesewald erfahren haben, die, dass er Menschen in seine Behausung mitschleppe, erklärt sich aus der daselbst lebendig gebliebenen Anschauung, dass Geister verschiedener Art, Zwerge sowohl wie Wassermann, Menschen in ihre Wohnungen ziehen; auch auf die Holzweiblein ist das ja übertragen worden, die im Walde schlafende Menschen von einem Ort auf den anderen schleppen.

Über den Geisterglauben in Petersdorf erfuhr ich einiges von der 1845 dort geborenen und jetzt in Kiesewald wohnhaften Mathilde Thiel, geb. Liebig, die ihre Kenntnisse darüber hauptsächlich von ihrer gleichfalls in Petersdorf geborenen Grossmutter hat. Sie berichtete mir Einzelheiten von den Holzweiblein, vom Nachtjäger und vom grossen Leuchter. Sie erzählte dabei eine allbekannte Geschichte, die ihr ihre Grossmutter von ihrer, der Grossmutter, Mutter, berichtet hatte: „Als meine Urgrossmutter einmal Kühe austrieb, kam ein Holzweiblein aus einem Haufen Reisig und tat ihr die Schürze voll Birkenlaub. Die Urgrossmutter dachte, das Laub sei nichts wert, und schüttete es wieder aus. Zu Hause angekommen, bemerkte sie noch ein paar Blätter an der Schürze: als sie näher hinsah, waren es aber Dukaten. Sie ging wieder zurück, fand aber nichts mehr.“ Von anderen Geistern als den genannten wusste Mathilde Thiel nichts zu sagen, auch nichts von Rübezahl, von dem überhaupt nicht gesprochen worden wäre.

Weiteres berichtete mir der Maurer Ernst Friedrich, der 1837 in Petersdorf geboren wurde, etwa von 1857—1887 in Kaiserswaldau wohnte, seitdem aber wieder in Petersdorf ansässig ist. Derselbe erzählte mir, wie er einmal, um Feuerholz zu holen, zum Buchhübel in die Nähe der Pumpelwiese gegangen sei: als in Schreiberhau die Glocken schlugen, hätte dort eine wunderschöne Musik begonnen (vgl. S. 18) und fast drei Viertelstunden gedauert, ohne dass jemand zu sehen gewesen wäre; sein Begleiter hätte ihn gewarnt ganz hinzugehen, weil er sonst nicht wiederkommen würde; er habe es auch nicht getan. Weiter teilte er mir mit, wie einmal sein Vater im Walde von einem Mitarbeiter einen Hexenschuss erhalten und auch später im Fleische seiner Hand ein Haar gefunden habe. Als besonderen Geist nannte er mir den Alp, der als weisse Maus erschienen sei, wie ihn Leute an seiner schlafenden Grossmutter gesehen hätten; seine Grossmutter selbst habe oft weisse Mäuse gesehen, die niemand anders sah. Ausserdem kannte er auch Holzweiblein, Nacht-

jäger und den grossen Leuchter. „Die Nachtjäger“ freilich erklärte er für Raubschützen, und auch der grosse Leuchter war nach ihm in Wirklichkeit eine natürliche Erscheinung (vgl. S. 18), der wie die Irrlichter auf sumpfigen Wiesen entstände und von der Luft fortgetrieben würde; man hätte demselben ausweichen müssen, um nicht zu verbrennen; als er noch ein Schulkind gewesen, wäre einmal der grosse Leuchter an ihm vorbeigesaust. Meine Fragen, ob man auch von Riesen, Zwergen, Kobolden und Waldgeistern gesprochen hätte, verneinte er.

Dagegen brachte er, als ich ihn nach den Holzweiblein und dem Nachtjäger gefragt hatte, von selbst die Rede auf Rübezahl. Er sagte, dass die alten Leute viel vom Berggeist Rübezahl gesprochen hätten. Achtzigjährige Leute hätten, als er selbst noch Kind war, erzählt, dass Rübezahl sich in den Bergen aufhielte und nur im Winter in die Dörfer käme. Derselbe habe viele Spässe unter den Leuten getrieben. Er sei buckelig gewesen oder habe sich doch buckelig gemacht.

Es gab also in Petersdorf gerade wie in Kiesewald Leute, die nur von Holzweiblein, vom Nachtjäger und vom grossen Leuchter, daneben aber auch andere, die von noch mehr Geistern und dann auch von Rübezahl wussten. Das verschieden grosse Interesse an der Geisterwelt, speziell aber auch das an den lustigen Streichen Rübezahls wird hier die Unterschiede bewirkt haben; daneben mögen auch noch verwandtschaftliche Beziehungen und Verkehrsbeziehungen einzelner Personen zu denjenigen Teilen des Riesengebirges, in denen Rübezahl die Hauptrolle unter den Geistern spielte, von Bedeutung gewesen sein. Beachtenswert erscheint auch wieder, dass Rübezahl auch in Petersdorf, das selbst im Tale liegt, auf den Bergen hausend gedacht wurde. Und das Laub, das sich in der Schürze in Gold verwandelt, hatte nach der Petersdorfer Darstellung ein Holzweibchen, nach der auf dem Fuchsberge aber Rübezahl hineingetan.

Im nordwestlichsten Punkte des Riesengebirges, in Schreiberhau, habe ich meine Nachforschungen doch in dessen östlichsten Teile, in Nieder-Schreiberhau, getrieben, weil dieser Bezirk von den Stätten des dort alles überflutenden Fremdenverkehrs am weitesten entfernt liegt. Ich erhielt dort zunächst Auskunft von einem daselbst 1845 geborenen Manne, der seinen Namen nicht genannt zu wissen wünscht. Derselbe berichtete mir (er ist selbst nicht mehr wundergläubig), dass vom grossen Leuchter viel gesprochen und vom Nachtjäger viel Anekdoten erzählt worden seien, während er sich an die Holzweiblein nicht erinnern konnte. Wenn Leute noch spät auf dem Felde gewesen wären, so hätten sie sich geängstigt und gesagt: „Der Nachtjäger kommt.“ Nachdem ich meinen Gewährsmann nach den Holzweiblein, dem grossen Leuchter und dem Nachtjäger gefragt hatte, begann er selbst von Rübezahl zu sprechen, von dem gleichfalls viel erzählt worden sei. Derselbe habe allerlei Spässe gemacht. Öfters sei es vorgekommen, dass, wenn ein Hochzeitspaar durch

den Wald fuhr, sich Rübezahl mit einem Geschenk herangeschlichen habe; es sei ein Korb voll von Steinen gewesen, die sich aber später in Gold verwandelt hätten. Von der Abendburg, einer nordwestlich von Schreiberhau bereits im Isergebirge gelegenen Felsbildung, berichtete mir mein Gewährsmann, dass man dort viel Gold gefunden haben wolle. Die Abendburg habe an gewissen Tagen offen gestanden; wenn aber die Zeit abgelaufen gewesen wäre, so habe der Berg zugeschlagen und die noch in ihm Befindlichen eingeschlossen. Man habe sich einen Geist in der Abendburg gedacht, der aber nicht derselbe wie Rübezahl gewesen wäre. (Hier weicht also die heutige Sage von einem alten Berichte ab; vgl. K. Zacher, Rübezahl-Annalen S. 84.)

In Nieder-Schreiberhau erhielt ich ferner Auskunft von dem Steinmetz August Liebig, der dort 1840 geboren ist. Derselbe war gleichfalls nicht mehr wundergläubig. Wie er mir sagte, wurde in Schreiberhau vom Waldgeist, vom Nachtjäger und von Rübezahl erzählt. Rübezahl solle meistens zwischen den Schneegruben und der Schneekoppe und auch noch weiter bis nach Schmiedeberg hin gehaust haben; dort liege auch seine Gruft, ein grosser Stein zwischen Peterbaude und Spindlerbaude, linker Hand (hier liegt bekanntlich „Rübezahls Grab“); mit der Abendburg dagegen habe er nichts zu tun. Die Kinder wurden mit Rübezahl furchtsam gemacht. Aber nicht von Rübezahl, sondern vom Nachtjäger wurde erzählt, dass er die Leute irreführe.

Sehr eingehend über die Geistererscheinungen in Schreiberhau und Umgebung unterrichtete mich der selbst noch wundergläubige Landwirt August Wiesner, der 1845 in Hinter-Schreiberhau geboren wurde und jetzt in Nieder-Schreiberhau wohnt. Hinter-Schreiberhau ist der westlichste Teil des ausserordentlich grossen Terrains von Schreiberhau; den Hochstein, nördlich von ihm, rechnet man schon zum Isergebirge. August Wiesner erzählte mir, wie auf dem Wege nach Petersdorf sein Nachbar einmal von einem schwarzen Manne an eine Linde gedrückt worden sei, und wie in Mittel-Schreiberhau an einer Stelle, wo einmal ein Mann ermordet wurde, auf ihn selbst einmal in einer Winternacht ein Pudel, der ihm bis an den Hals reichte, zugekommen wäre: in beiden Fällen seien die Geister, schwarzer Mann und Pudel, sogleich mit einem Knalle verschwunden. Am Fornstein beim Hochstein, wo einmal ein Jäger ermordet worden sei, erschiene öfters, den Kopf unterm Arm, ein Jäger in alter Tracht, der aber niemandem etwas zuleide täte. Im Hartenberger und Seifershauer Revier erschräken die Leute oft vor Geistern; dort liege auch der Hexenplan.

Trotz seines grossen Interesses für die Geisterwelt waren aber die Holzweiblein August Wiesner unbekannt. Wohl aber kannte er den grossen Leuchter, den Waldgeist und den Nachtjäger. Vom grossen Leuchter erzählte er mir auch eine besondere Geschichte aus Nieder-

Schreiberhau (die ich ähnlich auch vom Steinmetz Liebig gehört habe), und vom Waldgeiste berichtete er mir, dass ihm sein Schwiegervater öfters im Walde bei Hinter-Schreiberhau begegnet sei; der Schwiegervater habe sich sehr erschrocken, aber der Waldgeist habe ihm nichts zuleide getan. Über den Nachtjäger aber erzählte er folgende Geschichte:

Meine Muhme, eine gewisse Frau Friede aus Mittel-Schreiberhau, ging einmal in den Wald, Beeren zu suchen. Da wurde sie mit ihrem Namen gerufen, sie solle kommen. Sie verirrte sich infolgedessen und fand nicht wieder nach Hause. Am nächsten Tage suchten sie die Nachbarn und fanden sie beim Nachtjageloch im Hartenberger Revier. Der Nachtjäger muss sie irregeführt haben.

Was nun endlich Rübezahl betrifft, so war von ihm meinem Gewährsmanne nichts weiter bekannt, als dass er in den Wäldern des Riesengebirges hause und dass er einmal den Mittagsstein fortgetragen habe, an dem noch die Glieder der Kette zu sehen seien, mit der er ihn sich auf dem Rücken festgebunden. Auch wusste August Wiesner nicht zu sagen, ob Rübezahl jemals einem Menschen erschienen wäre. Auch in der Abendburg sei Rübezahl nicht gewesen. Aus der Abendburg, in der viel Schätze verborgen seien und die sich an bestimmten Tagen öffne, sei vielmehr einmal, als eine Magd dort die Kühe hütete, eine weisse Frau herausgetreten und habe ihr Laub in die Schürze getan, das sich später in Gold verwandelt hätte.

Auch August Wiesners Frau Pauline, geb. Anton, die 1843 in Hinter-Schreiberhau geboren ist, sagte mir, dass ihr Vater einmal dem Waldgeiste begegnet wäre, und dass nicht Rübezahl, sondern der Geist in der Abendburg Laub schenkte, das zu Gold würde.

Während es also im östlichsten Teile Schreiberhaus Leute gegeben hat, die noch viel von Rübezahl sprachen, scheint dies im westlichsten Teile des ausserordentlich ausgedehnten Dorfes nicht mehr der Fall gewesen zu sein — wenigstens wenn wir aus den Bekundungen des in der Geisterwelt so sehr bewanderten August Wiesner einen Schluss ziehen dürfen. Der Waldgeist war es, dem man in den Wäldern bei Hinter-Schreiberhau begegnete, während Rübezahl offenbar in den höher gelegenen Wäldern unterhalb des Riesengebirgskammes gedacht wurde; wenn in Nieder-Schreiberhau der Steinmetz August Liebig Rübezahls Aufenthalt zwischen Schneegruben und Schneekoppe angab, so war das sogar auf dem Kamme des Riesengebirges, also noch über den Wäldern. Bemerkenswert ist aber jedenfalls der Unterschied, der zwischen dem Bekanntsein von Rübezahl und dem der Holzweibchen herrscht: während die Gestalt Rübezahls nach Westen hin allmählich abblasst, fehlen die Holzweibchen, von denen in den Nachbardörfern Petersdorf und Kiesewald meist lebhaftere Vorstellungen als von Rübezahl vorhanden sind, in Schreiberhau, wo an ihrer Stelle der Waldgeist steht, vollständig; andererseits ist den meisten Petersdorfern und Kiesewaldern der Waldgeist unbekannt: der Wald-

arbeiter August Liebig in Kiesewald hat ihn vielleicht nur durch Schreiberhauer Waldarbeiter kennen gelernt. Zu beachten ist auch, dass in ganz Schreiberhau der Nachtjäger derjenige Geist ist, der den Wanderer irreführt: in Gross-Aupa tut das Rübezahl, und auch in der Hasenbaude waren die Irrlichter Verkörperungen des letzteren.

Obgleich die Rübezahlsage im Nordwesten des Riesengebirges weniger tief wurzelt, so scheint doch auch dort der Name Johannes für Rübezahl bekannt gewesen zu sein. Im Gasthof zum Kochelfall bei Schreiberhau befand sich nämlich früher ein kleines, automatisches Pochwerk, das von zwei Figuren, von denen die eine Rübezahl, die andere seine Frau darstellte, gedreht wurde, während ein Gnom Pfeffer stampfte. Auf der Kasse des Pochwerks stand eine Inschrift, welche der Vater des jetzigen Besitzers, als er im Jahre 1871 den Gasthof übernahm, von derjenigen der früheren Kasse hat abschreiben lassen. Die zweite Kasse ist noch im Besitze des jetzigen Wirtes. Die Inschrift beginnt mit den Worten:

„Hans Rübezahl bin ich genannt
Und bin bekannt im ganzen Land.
Zum Kochelfall bin ich gekommen
Und hab mir hier ein Weib genommen."

Ernst Friedrich aus Petersdorf (vgl. S. 20), der mich zuerst auf diese Inschrift aufmerksam gemacht hat, hat dieselbe schon als Kind gesehen.

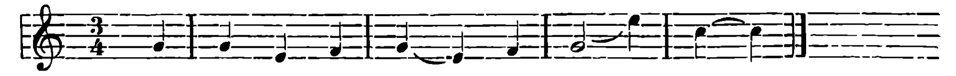
Gross Lichterfelde, 3. Okt. 1907.

(Schluss folgt.)

Nachlese zu den Sammlungen deutscher Kinderlieder.

Von **Georg Schläger**.

(Vgl. oben 17, 264—298. 387—414.)



201. Mein Finger, mein Daum, mein Ellnbogen!

Weida, als Nachahmung des Glockengeläuts; mit gleicher Bezeichnung Schollen 81, Schumann 262c und (mit einer reimenden Zeile) Simrock 738. Erweiterungen finden sich öfter, aber ohne dass jene Bezeichnung vorläge, so Wunderhorn 3, 120 (Tanzreime), Handelmann S. 39, 40. — In den deutschen Sagen der Brüder Grimm[4] Nr. 75 wird anscheinend als Volksliedbruchstück gegeben: 'Mien Duhme, mien Duhme, Mien Ellboeg sind twey'. Übrigens findet sich unsere Zeile schon in einem Quodlibet von 1610: Zeitschr. f. deutsche Phil. 15, 52, Weim. Jahrb. 3, 126 Nr. 33. — Böhme S. 581 Nr. 419 hat kaum etwas mit unserem Stück zu tun.



202a. Mein lieber Herr Böttcher, ich treibe die Reifen;
Ich will mir ein neues Beschlägel einkäufen.
Ich binde sie nass, ich binde das Fass:
Mein lieber Herr Böttcher, :,: wie gefällt Ihnen das? :,:

Köthen. Sehr ähnlich Drosihn 301. [Lemke, Vtl. 1, 132.] Das Liedchen fehlt bei Böhme, muss aber doch eine gewisse Verbreitung haben, wenigstens ist mir noch eine andere Fassung aus Löbstedt bei Jena bekannt:

202b. Ich bin der Böttcher, ich treib das Fass ein,
Das Fass mag sein gross oder klein.
Ich bin der Böttcher, ich binde das Fass:
Mein lieber Schatz, wie gefällt dir das?

Hoffmann von Fallersleben gibt Weim. Jahrb. 5, 151 „Ich bin der Böttcher, ich binde das Fass“ als Anfang eines Liedes von F. W. A. Schmidt von Werneuchen und fügt hinzu, dass es am meisten durch das Mildheimische Liederbuch (Nr. 690) verbreitet worden sei; die Ähnlichkeit beschränkt sich aber auf die Eingangsworte und das Versmass.



Weida, unter dem Namen 'Vogelsteller' sehr beliebter und namentlich bei Kinderfesten geübter Tanz. Ein Ländler als Vordertanz; dann stellen sich die beiden Partner einander gegenüber auf und singen mit den entsprechenden Bewegungen:

203a. Mit den Füsschen trapp trapp trapp,
Mit den Händchen klapp klapp klapp:
Ich sag dir's hübsch, ich sag dir's fein,
Lass dich mit keinem (keiner) andern ein.

Bei den Worten „Ich sag dir's hübsch“ usw. wird einmal mit dem rechten, einmal mit dem linken Zeigefinger gedroht, bei der letzten Zeile drehen sich beide auf dem Absatz um. Dann von vorn. — Einen ähnlichen Wortlaut geben Dunger 99, Müller S. 170 Nr. 146, Drosihn 281; ferner steht Erk-Böhme 2, 1026, auch in der Weise verschieden. Der Nachtanz erinnert an unsere Nr. 173 mit Böhme S. 494, Nr. 237 II (Lewalter Heft 5, Nr. 34); Humperdinck hat ein ähnliches Stück in sein Märchenspiel Hänsel und Gretel verarbeitet. [Treichel, Westpreussen 1895 S. 147]. — Aus Thüringen sind mir einige Textabweichungen bekannt, so Kölleda:

203b. Mit den Füssen tapp tapp tapp,
Mit den Händen patsch patsch patsch:
Das sag ich dir, das merk du dir,
Du sagst kein böses Wort von mir.

In Remda statt der letzten Zeilen:

203 c. :,: Ich sage dir, :,:
Dreimal, dreimal rum mit dir.

204. Morgen ist Jahrmark(t),
Kauf ich mir ein Butterquark,
Kauf ich mir ein Birnstiel,
Spricht meine Mutter, ich ess zu viel.

Culmitzsch im Neustädter Kreis, alt. Zu vergleichen für den Anfang Nr. 96 und Dunger 113, für den Schluss Dunger 320.

205. Morgen wolln wir Wasser tragen,
Dass die Mutter waschen kann.
Häng es auf die Liene,
Dunkelblau und grüne!
Jungfer Lieschen, sett di dal.

Kiel. Erinnert an einen sehr bekannten Ringelreihevers: Simrock 912 = Böhme S. 442 Nr. 68.



206 a. Müller, hast du nichts zu mahlen?
Deine Mühle steht ja still.
Ich will dir den Roggen mahlen,
:,: Sieh, ich mahle ganz geschwind :,:

Mutter, hast du nichts zu mahlen?
Deine Mühle steht ja still.
Ich will dir den Kaffee mahlen,
:,: Sieh, ich mahle ganz geschwind :,:

Ebenso Str. 3 und 4: Bauer — schlagen? — den Öl erschlagen.
Vater — sägen? — die Bretter sägen.

Das Ganze scheint eine Verwässerung eines kurzen Verses zu sein, der in Grossmölsen bei Erfurt früher lautete:

206 b. Müller, hast du nichts zu mahlen?
Deine Mühle steht ja still.
Du sollst uns den Roggen mahlen,
Ei, so mahle doch geschwind!

[Ein Spiel nach Zs. f. rhein. Vk. 4, 56.]

207. Mutter (Ohr)
ich (das andere)
ha (Auge)

Hunger. (das andere)
Wo denn? (Nase)
Da. (Mund auf, Finger hinein).

Grossschwabhausen. Bei jedem Wort wird der entsprechende Gesichtsteil angetippt.

208. Mutter, kauf mir ein roten Rock!
Morgen kommt mein Freier.
Ich dachte, 's wär ein Fleischerbursch,
Da war's ein lumpger Meier.

Löbstedt bei Jena. Entfernt vergleicht sich Simrock 462 = Böhme 1366. Meier wohl = Maurer, wie in dem sonst unverständlichen Anfang des Brückenspieles „Meier zur Brücken“ bei Lewalter Heft 1, Nr. 18, woraus denn bei Böhme S. 527, Nr. 305f. richtig eine Meyersche Brücke geworden ist.

209. Oben auf dem Bergle
Da steht e schöns Haus,
Da langt mir mei Vater
Mein Truhwagen raus.

E scheckets Paar Öchsle,
E geblümelte Kuh
Gibt mir mei Vater,
Wenn ich heiraten tu.

Gibt er mir'n net,
So heirat ich net,
Und schlaf beim Mädle
Und frag ihn gar net.

Roth bei Koburg. Truhwagen = Aussteuerwagen. Die erste Strophe gehört demnach in den Mund eines Mädchens, dem das Ganze bei Müller S. 160, Nr. 115, ohne Str. 1 bei Krapp, Odenwälder Spinnstube 300 angepasst ist, während Str. 2 und 3 bei Erk-Böhme 2, S. 793, Nr. 1056, Str. 5 und 6 (auch 13) und E. Meier S. 12f, Nr. 56 und 57, Krapp 53 für sich stehen, ohne einen bündigen Schluss zu gestatten. Str. 2 allein: Süss S. 207, Nr. 375; S. 224, Nr. 590; Drosihn 357; spöttisch mit einer anderen Eingangsstrophe: Wunderhorn, Anhang S. 101. — Ob es sich von Haus aus um ein Ganzes handelt, lässt sich hiernach nicht entscheiden.

210. On dran dre katter,
Unser Vater steht Gevatter,
Deine Mutter geht zum Tee,
A B C.

Jena. Vgl. Simrock 860, Rochholz S. 114, Dunger 287f., Drosihn 235. — Folgender Spruch aus Annaberg im Erzgebirge zeigt die französischen Zahlen richtig erhalten, die übrigen fremden Brocken aber gänzlich verderbt:

211. Un deux trois quatre,
Mademoiselle avi a Watter,
Mademoiselle avi a vous (auch: wusch),
Machen Sie die Türe zu.
Nein, das wäre mir sehr lieb,
Wenn die Türe offen blieb.

Hierzu besonders Simrock 861, Dunger 289, Böhme 1861; für die Beurteilung sehr lehrreich Lewalter Heft 2, Nr. 3.

212. One bune Tintafoss,
Meine Kinder frassa wos,
Olle Tāk a Biemabrut.
Nimm die Keul an schlo sie tut!

Hirschberg i. Schl. Ähnlich Dunger 297, wozu auch 312 verglichen werden mag, und mit anderer Eingangszeile Müller S. 184, Nr. 28, Dunger 165. Biemabrut: Brot, das einen Böhmergroschen kostet. — Sonst in Mitteldeutschland mit anderem Anfang, so Niederpöllnitz im Neustädter Kreise:

213a. Eins zwei drei,
Bicke backe bei,
Bicke backe Honigbrot,
Schlag sieben Kinder tot:
Sieben Kinder fressen Brot.

Die Schlusszeile erinnert an den Drosselruf bei Rochholz S. 75, Nr. 146, auch an Dunger 296. Sonst ist zu 212 und 213a noch unsere Nr. 125 zu vergleichen. — Eine Jenaer Fassung lässt denselben Eingang, in Z. 3 ursprünglicher, erkennen:

213b. Eins zwei drei,
Bicke bohne hei,
Bicke bohne ohne Brot,
Vierzehn Kinder lagen tot . . .

Das Weitere bei Nr. 60b; dieselbe Verbindung Schumann 365, Dunger 254, Drosihn 229, Müller S. 205, oben 8, 407, Nr. 34.

214. One done dippede,
Dippe dappe domine.
Eitel Brot
In der Not,
Dippe dappe dus.

Greiz. Vgl. Simrock 820f., Rochholz S. 119f., Nr. 237—239; Böhme 1729.

215. One done Tintenfass,
Geh in die Schul und lern ewas,
Komm nach Hause, sag auf,
Kannst du nichts, dann schlag ich drauf.

Culmitzsch, alt. In anderen Fassungen sehr verbreitet, vgl. Simrock 826—829, Böhme 465, 1858, Rochholz S. 133, Nr. 271, Dunger 140f., Schumann 312a, 402, vgl. auch E. Meier S. 148 Mit einem anderen Fortgang (zu unseren Nr. 104, 220, 167c): oben 8, 415, Nr. 42. [H. Meyer, Berliner 1904 S. 148 nr. 174. Hruschka-Toischer 1891 S. 428. Alemannia 34, 235. Dähnhardt 1, 43. 2, 132. 151. Treichel 1895 S. 129. 130. Zs. f. rhein Vk. 2, 122 3, 116.]

216. :,: Paul kämmet sich sein Haar :,:
P. k. s. sein schönes, schönes, schönes Haar.

Paul wäscht sich sein Gesicht usw.
P. putzt sich seine Schuh.
P. nimmt sich eine Frau.
P. tanzt mit seiner Frau.
P. küsset seine Frau.
P. prügelt seine Frau.
P. jagt sie vor die Tür.
P. holt sie wieder rein.

Hamburg. [Schumann 1905 S. 15.] Nachahmungsspiel nach Vorbildern wie Nr. 84, 156 usw.

217. Pumpernickel, Sausenickel
Sass auf einer Weide,
Hatt ein klein kurz Hemdel an,
Lachten alle Leute.

Kunitz b. Jena, aber nach der Form Hemdel zu urteilen eher vogtländisch. Pumpernickel bedeutet wohl, wie so oft, ein unbeholfenes Kind, nicht einen Kobold. Vgl. oben 11, 461. Zu dem Namen Pumpernickel (pumpen = pedere) s. Zs. f. d. dtsch. Unterr. 21, 204 nach Nd. Kbl. 26, 24. 1905 und Alemannia 2, 62. Böhme 1366 gibt den Anfangszeilen einen Fortgang, der unserer Nr. 208 entspricht. — Im Quodlibet von 1610: Tauder Nickel sass auff einer Weiden (Zeitschr. f. d. Phil. 15, 51). — Zum Schluss vgl. Nr. 240.



218. Rab, Rab, der Geier kömmt!

Grossschwabhausen i. Th., gerufen, wenn die Kinder eine Krähe sitzen sehen. In dem benachbarten Lehnstedt hiess es um 1868 vielmehr: Rab, Rab, der Bauer kommt.

219a. Reiter die Pferd,
Die Spillinge (Pflaumenart) sind gelb,
Die Äpfel sind grün,
Die Mädchen sind schön;
Die Jungen sind stolz,
Die fahren ins Holz.
Da kepft der Karren,
Da fallen die Narren
In tiefen, tiefen Dreck.

Grossmölsen i. Th. — Z. 7 und 8 erscheinen mit kurzem Eingange Simrock 118 = Böhme 409, wozu ich noch einen Vers aus Schorkendorf bei Koburg mitteilen kann:

219b. Es sitzen drei Hansen
In einer Schanzen.
Da wackelt die Schanzen,
Da lachen die Hansen.

Nur wenig Ähnlichkeit bietet Simrock 127 = Böhme 414; auch mit Z. 5 und 6 des Quodlibets bei Stöber Nr. 127 ist wenig anzufangen. Man darf annehmen, dass „lachen“ aus „lagen“ missverstanden ist, wie wir es bei Wegener Nr. 332 finden. Aus der Liederhandschrift des Petrus Fabricius (um 1606) hat A. Kopp in Herrigs Archiv 117, 248f. einen platten, aber merkwürdigen Studentensingsang mitgeteilt, dessen eine Strophe aufs engste mit Simrock 118 = Böhme 409 verwandt ist:

(Str. 6) Ich weis myr gar ein hubsche Karren,
Darauff so sassen wol sieben schock Narren,
Da wackelt die Karre,
Da fielen die Narren . . . .

Im ganzen 11 Strophen; es handelt sich offenbar um eins jener Erzeugnisse des Bierstumpfsinns, bei denen aus einer Grundstrophe durch das Einsetzen anderer Reimworte immer neue, öfter zotige, selten witzige Gebilde geschaffen werden — die unzähligen Zusatzstrophen zum Wirtshaus an der Lahn geben wohl das bekannteste und abstossendste Beispiel.

Welches mag aber die Grundstrophe gewesen sein? Die abgedruckte Strophe kaum, sie scheint vielmehr als Stegreiffortsetzung an ein volkstümliches Bild anzuknüpfen. Kopp verweist auf einen Vers bei Pühler (1585), der nach Hoffmann von Fallersleben, Gesellschaftslieder Nr. 354 folgendermassen lautet:

Wenn man thut zusammenklauben
Sechs Poeten mit ihren Dauben (= Hirngespinsten),
Sechs Organisten mit ihren Mucken,
Sechs Componisten mit ihren Stucken,
Und thut sie setzen auf ein Karren,
So fährt anderhalb Dutzet Narren.
Wann bricht der Karrn,
So fallen die Narrn,
Und ob wol ist zerbrochen der Karren,
So bleiben doch achtzehn grosser Narren.

An dieses Stück kann sich das in 219a, c—e Eingeflickte unmittelbar anschliessen; der Schorkendorfer Vers dagegen klingt mit Simrock 118 wie einem Quodlibet nach Art des von Kopp gefundenen entwachsen.

Übrigens kann man in vogtländischen Zeitungen öfter Anzeigen wie die folgende finden, bei denen vielleicht derselbe gesellige Rundreim durchschimmert: „Unserm lieben NN. zu seinem heutigen Geburtstag ein dreimal donnerndes Hoch, dass die ganze Obergasse wackelt und er vor Freude zur Anna X. zappelt.“ Wackeln und zappeln gehören nämlich zum eisernen Bestand jener Reimerei bei Fabricius und sind nur in einzelnen Strophen durch andere Ausdrücke ersetzt. Besteht hier wirklicher Zusammenhang, so gewinnt auch die Herleitung von Nr. 219b und Simrock 118 aus Quodlibetstrophen an Wahrscheinlichkeit. —

Doch zurück zu 219a! In Remda findet sich eine andere Einleitung, zu der Schumann 135 und Herrigs Archiv 103, 367, wie auch Simrock 350 = Böhme 585, Erk-Böhme 2, S. 755 Nr. 991 zu vergleichen ist:

219c. Blaue Bänder, Silberschnallen
Werden deinem Fritz gefallen. —
Die Äpfel die sind reif,
Die Mädchen die sind steif,
Die Burschen die sind stolz.
Fahren wir ins Holz.
Kepft der Karrn,
Lachen die Narrn.
Geht die Mühle klipp klapp
O du alter Kaffeesack!

In Grossschwabhausen bei Jena beginnt das Ganze sofort:

219d. De Äppel sin grien,
De Mächen sin schien.

Der Schluss heisst:

Da kippelt der Karrn,
Da falln de Narrn;
Da tanzt de Laus,
Da hippt der Floh ins Hochzchenhaus.

Noch mehr erweitert erscheint der Ausgang in folgender Weidaer Fassung:

219e. Ich will dir mal was sagen:
Spann dich an Wagen,
Fahr über die Wiese!
Die Äpfel sind süsse,
Die Birnen sind reif,
Die Mädel sind steif,
Die Jungen sind stolz.
Da fahr mer ins Holz,
Da keppt der Karren,
Da lachen die Narren.
Da huppt der Floh zum Fenster naus,
Da huppt er sich ein Beinel aus,
Macht er sich ein Pfeifel draus,
Pfeift er alle Morgen,
Vergehn ihm seine Sorgen.
Geht die Mühle klipp klapp
Und der Esel tripp trapp:
O du alter Pfeffersack!

Hier sind zunächst die Zeilen 12—15 auszuscheiden: sie gehören in einen anderen Vers, der bald als Abzählreim erscheint, bald wie hier mit anderen Seltsamkeiten verbunden (Simrock 833, Böhme 1764, Drosihn 222, dazu auch 219; verändert Dunger 58 und 96, Böhme 1738; Müller S. 216f.), in Sarnsthal i. d. Pfalz mit einem ursprünglich fremden Verse verwachsen ist, zu dem man Simrock 635, Stöber 313 und 314, Böhme 758, 761, 763, 766, 768 und 769, Tobler, Schweiz. Vl. 2, 234f. vergleiche:

220. Storch Storch Stücke Steen,
Trag mich uf'm Rücke heem,
Lass mich awer nit falle! —
Reiss ich dir 'ne Feder raus,
Mach ich mir e Peifel draus,
Peif ich alle Morge
Mit de junge Storche.

Es findet sich denn auch das Ganze ohne diese Zeilen: Wegener 332, Drosihn 384 = Böhme S. 713, aber wiederum erweitert, und es zeigt sich, dass wir es in Z. 11 mit dem Überbleibsel einer anderen Entlehnung zu tun haben. Der Floh spielt nämlich, neben anderem angenehmen Getier, öfter seine Rolle in spöttischen Versen, die eine Bettlerhochzeit darstellen: er fehlt zwar Böhme 1228f. und Simrock 321, erscheint aber Böhme 1230 und Wegener 80 Var. (allerdings mit anderem Anfang, zu Simrock 691 gehörig) und sogar mit derselben Erweiterung Böhme 1231f.: vgl. unsere Nr. 153. Anderseits sind in anderen Versen die Reize des Landlebens mit ganz ähnlichen Farben ausgemalt: vgl. Nr. 124, dabei in 124b ein deutlicher Anklang an unsere Z. 11. Es ist nicht ganz leicht zu sagen, wo das Ungeziefer eigentlich seine Heimat hat, doch mag es am ehesten die Bettlerhochzeit sein oder ursprünglich vielleicht die Tierhochzeit, die häufig Anklänge an Lügenmärchen und dergleichen zeigt. K. Müller, oben 5, 202 Nr. 19 bringt unsere Z. 11 in ganz anderem, offenbar auch jüngerem Zusammenhange. Über die drei Schlusszeilen der Weidaer Fassung, die in den eben betrachteten Zusammenhängen öfter fehlen, aber bei Simrock 833, Böhme 1764, Dunger 58 vorhanden sind, kann ich nichts

Bestimmtes sagen, will jedoch darauf hinweisen, dass ein sehr ähnlicher Schluss dem Nachklang eines alten Volksliedes eignet: Wunderhorn, Anhang S. 64, Böhme 101—104, Simrock 248f. (wozu ein altes Quodlibet, Weim. Jahrb. 3, 126, Zeitschr. f. deutsche Phil. 15, 55), erwähnt auch bei Nr. 73 und 122b.

221. Rilli rilli rixchen,
Dort oben läuft ein Füchschen;
Dort oben springt ein alter Has,
Der springt dem Füchschen auf die Nas.
Das Füchschen schreit: Hihi hoho,
Wer springt auf meiner Nase so?

Sarnsthal i. d. Pfalz. Es vergleicht sich der Schluss von Simrock 847 und 846, Stöber 125. Fuchs und Hase in sprichwörtlicher Verbindung: R. Köhler, Kl. Schriften 3, 354, dazu Böhme 1516 und S. 689 Nr. 95 [Eyring, Proverbiorum copia 3, 154].

222. Ringel ringel Reihe,
Wir sind der Kinder dreie,
Und steigen auf den Hulderbusch
Und schreien alle: Husch husch husch!

Jena. — In Remda: Wir sin er (= ihrer) ihre dreie Und treten . . .; in der Koburger Gegend Hullebusch oder Wollebusch. In ähnlichem Wortlaut ungemein verbreitet; nur der Schluss lautet gleich bei Süss S. 22 Nr. 100, auch Böhme S. 440 Nr. 52. [Hruschka-Toischer 1891 S. 444.]

223. Ringel ringel Reihe,
Wir sin er unser dreie;
Wir sin er unser viere,
Der Vater geht zum Biere,
Die Mutter geht zum Weine,
Kost's e Groscher neune.

Weida.

224. Ringel ringel Rose,
Butter in die Dose,
Eier in den Kasten,
Morgen wolln wir fasten,
Übermorgen Schweinchen schlachten,
Das soll sagen Quiek!

Westfälisch. Vgl. Böhme S. 445 Nr. 83, Sachse 26, Wegener 96, Simrock 5.

225. Ringel ringel Rosenkranz,
Mädel, gehst du mit zum Tanz?
„Nein, ich hab keine Schuh.“
So zieh des Vaters Schläppchen an
Und tanz die Löcher zu!

Sarnsthal i. d. Pfalz. Vgl. Simrock 384 = Böhme 541e, Rochholz S. 313, Nr. 743.

226. Ringel ringel Rosenkranz,
Veilchenkranz,
Auf der grünen Weide
Wohnet Lust und Freude.
Grosse Nüsse, kleine Nüsse —
Kikerikiki!

Seehausen i. d. Altmark. Zu vergleichen Drosihn 97; diese Ähnlichkeit macht es wahrscheinlich, dass der Vers eigentlich zu dem verbreiteten Spiel „Wir treten auf die Kette“ gehört, vgl. meine Abhandlung in der Zeitschrift für den deutschen Unterricht 1908. Der Schluss ähnelt dem eines anderen Ringelreiheliedchens: Böhme S. 442f., Nr. 68 und 71, wozu auch oben 9, 277 nr. 54. [Treichel 1895 S. 101.]

227. Ringel ringel Rose,
Schöne Aprikose;
Blühen wie Vergissmeinnicht,
Alle Mädchen mag man nicht.

Seehausen i. d. Altmark. Nebenform zu Böhme S. 444 Nr. 79.

228. Ringel ringel Rose,
Wo liegt Frohse?
Hinter Lüttgen-Schönebeck,
Da kochen sie Kohl und Schweinespeck.
Grosse Nüsse, kleine Nüsse,
Kikerikiki!

Seehausen i. d. Altmark. Der Schluss gleich Nr. 226. [Vgl. Zs. f. rhein. Vk. 4, 45.]

229. Rote rote Rotznase!

Weida. Dem Truthahn zugerufen, um ihn zu reizen und sein Kollern nachzuahmen.

230. Rupprecht, Rupprecht, böser Bube,
Geh in deine Rupprechtsstube,
Leg dich auf die Ofenbank,
Lass ein F . . . drei Ellen lang.

Weida. Vgl. Dunger 38f., 122f., Böhme 609; auch Simrock 473.

231. Sag mal: „Unterm Ofen liegt ein Messer“.
Dein Vater ist ein Menschenfresser.
Sag mal: „Gatter“.
Wenn der Hund heckt, bist du Gevatter.
Sag mal: „Wegweiser“.
Dein Vater ist ein Hosensch . . . . . .
Sag mal: „Holunder“.
Wenn die Kuh sch . . . . ., halt's Maul unter.

Grossschwabhausen bei Jena. Ähnliches Böhme 1286, H. Meier S. 219, Wegener 188ff. Aus dem Mansfeldischen wird mitgeteilt (Aus der Heimat 1889 Nr. 18):

Sag einmal: „Bindfaden übern Graben“.
Morgen wird dein Schatz begraben.

232. Säge säge Bock Bock Bock,
Schneider, flick mir meinen Rock!
Wenn ich zähle eins zwei drei,
Muss mein Röcklein fertig sei.

Kunitz b. Jena. Vgl. Böhme 534d und S. 538, Nr. 336 = Lewalter Heft 5, Nr. 25; als Anhängsel an ein fremdes Spiel in unserer Nr. 275 f.

233a. Sälzchen
Schmälzchen
Butterbrötchen
Butterweckchen
Quiek quiekchen
Krabbele Mäuschen,
Kleines Fäustchen
Und ein grosses Patschhändchen.

Jena. In Grossschwabhausen:

233b. S., Schm., Bb.,
Kribbel krabbel giek nein
Un en grossen Patsch drein

Zu Simrock 17, Böhme 173, 131, 156.

234a. Schacke schacke Reiterpferd,
Das Pferd ist keinen Dreier wert.
Wenn die Kinder kleine sind,
Reiten sie auf den Stecken rum;
Wenn sie grösser werden,
Reiten sie auf den Pferden;
Geht das Pferdchen tripp trapp trapp
Und wirft den kleinen Reiter ab.

Jena. Zu Simrock 129 (mit Stöber 90, Süss S. 7, Nr. 23), 130, 135 mit Wegener 125; Böhme 347, 357f., 362f., 365; Rochholz S. 315, Nr. 750. Unser Anfang gehört wohl

eigentlich zu Simrock 136, Wegener 131, Böhme 348 (vgl. auch Schollen 16), der Schluss erinnert an unsere Nr. 51. — Eine kürzere Fassung im Neustädter Kreise:

234 b. Schacke schacke rüllchen,
Wir reiten auf dem Füllchen.
Wenn wir grösser werden,
Reiten wir auf Pferden.

[Dähnhardt, Volkstümliches 1, 3. 2, 3.] Dagegen gibt Böhme 358 nur Eingang und Schluss der volleren Form.

235 a. Schacke schacke Reiter!
Wenn er fällt, dann leit er.
Fällt er in den Graben,
Fressen ihn die Raben,
Fressen ihn die Müllermücken,
Die ihn hinten und vorne zwicken.
Fällt er in den grünen Klee,
Kann er wieder auferstehn.
Fällt er in den See,
Sieht man ihn nicht meh.
Fällt er in den Sumpf,
Da liegt mein Reiterchen, pflumpf!

Neustädter Kreis. Zu Simrock 108—110, Böhme 344, 359, 361, 364, 417, Wegener 123, 124, 130, Dunger 30f., oben 8, 410, Nr. 13. Vielfach vergleichen sich Bastlöse- und Schneckenreime, vgl. unsere Nr. 150, 237, ferner noch Böhme 1458. Die Müllermücken (ebenso Wegener 123) bedeuten doch wohl die graufarbigen Schmarotzertierchen, die bei Grimmelshausen Müllerflöhe heissen. — Verwandte Thüringer Fassungen sind noch:

235 b. Hotte hotte Reiter!
Fällt er hin, so schreit er.
Fällt er in den Graben,
Da fressen ihn die Raben.
Fällt er in den grünen Klee,
Da schreit er: O weh, o weh!

Grossschwabhausen.

235 c. Schacke schacke Reiter!
Wenn er fällt, dann schreit er.
Fällt er auf die Erde,
Beissen ihn die Pferde.
Fällt er in den Graben,
Fressen ihn die Raben.
Fällt er in den Sumpf,
Schrein die Frösche: Plumps!
Fällt er in das grüne Gras,
Ach, was schadt dem Kinde das?

Endschütz.

236. Scherenschleifer, Scherenschleifer
Ist die beste Kunst.
Die rechte Hand, die linke Hand
Die geben wir uns zum Unterpfand.
Da hast sie, da nimm sie,
Da hast sie alle beide.

Grossmölsen bei Erfurt, auch sonst in Thüringen; in Jena lautet Z. 4: Die geb ich dir usw. Die rechten und linken Hände werden taktmässig und abwechselnd gegen einander geschlagen, zum Schluss alle beide, ähnlich wie es sonst zu dem Verse „Der Kuckuck auf dem Zaune sass“ geschieht. — Z. 3 und 4 in einem anderen Spiele: Dunger 351 = Böhme 609.

237. Schnecke Schnecke schniere,
Zeig mir deine Hörner alle viere.
Wenn du mir sie nicht zeigen willst,
Schmeiss ich dich in Schindersgraben,
Fressen dich die Ratten und Raben.

Culmitzsch im Neustädter Kreis, alt. Ähnlich vor 1870 in Wolfsgefährt; Z. 3: Wenn du mir sie nicht alle viere weist, 5: . . . Hunde und Raben. [Dähnhardt, Vtl. 1, 20. Hruschka-Toischer 1891 S. 421f.] — Das Ganze gehört mit unseren Nr. 150 und 235 zu-

sammen und weist häufig entsprechende Fortsetzungen auf. So in Wiegendorf bei Weimar und Kunitz bei Jena Z. 4ff.:

Werf ich dich in Graben,
Fressen dich die Raben;
Werf ich dich ins Hühnerhaus,
Hacken (Fressen) dich die Hühner aus.

Und in Grossschwabhausen in anderer Reihe:

Schmeiss ich dich ins Hühnerhaus,
Fressen dich die Hühner auf.
Schmeiss ich dich in Born,
Fressen dich die Horn (?).
Schmeiss ich dich in Graben,
Fressen dich die Raben.

Man darf annehmen, dass die letzte Fassung bis ‚aus' das Ursprünglichste gibt, und dass alle anderen Zeilenpaare zugewachsen sind. — Vgl. Simrock 569, 573, 577, Böhme 885ff., Dunger 69, Wegener 253ff.



238a. Schön Annchen an der Mühle,
Sie sass und spann sich müde
Und sang ein Lied dazu.

Und als sie das gesungen,
Da kam hereingesprungen
Ein Ritter hold und schön.
(gesprochen:) „Was machst du da?"

Ich mache ein Geschmeide
Von Sammet und von Seide,
Von Silber und von Gold.

„So komm, mein holdes Mädchen
Mit deinem goldnen Rädchen
Und schenk dein Herze mir!"

Giebichenstein. — Es ist längst erkannt worden, dass eine ziemlich schwache Kunstdichtung zugrunde liegt, eine siebzehnstrophige Romanze 'Die junge Spinnerin' von H. W. von Stamford, zuerst im Vossischen Musenalmanach von 1781 (S. 105ff.), dann in Stamfords nachgelassenen Gedichten (Hannover 1808) erschienen, neu abgedruckt in Kürschners Nationalliteratur 135 I, S. 202-205. Die Tatsache ist von Hoffmann von Fallersleben (Unsere volkstümlichen Lieder [3] Nr. 254) ermittelt worden; Abänderungen aus dem Volksmunde sind bei Lewalter Heft 4, Nr. 34, Erk-Böhme 1, 74d (nach Mündel Nr. 19, ebenda auch auf Mündel Nr. 18 und Erk-Irmer, Volkslieder 1, Nr. 7 verwiesen) und von J. Meier in der Beilage zur Münchener Allgemeinen Zeitung 1898 S. 24ff. mitgeteilt worden. [Zs. f. rhein. Vk. 3, 112.] — Das stützt jedoch keineswegs, wie man wohl gemeint hat, die Auffassung, dass jede Grenze zwischen Volks- und Kunstlied zu verwischen sei; im Gegenteil zeigt eben bei diesem Liede der Vergleich recht deutlich, wie im Volksmund ein völlig neues Gebilde erwächst. Zu derselben Beobachtung führt unsere Kinderfassung, die meines Wissens hier zum erstenmal aufgezeichnet wird. Sie hat jede Erinnerung an die dem kindlichen Sinne nicht liegende ursprüngliche Handlung, einen vergeblichen Verführungsversuch, verloren und aus dem moralisch geschwollenen Urgedicht ein Kabinetstückchen kindlicher Romantik aufbewahrt. Übrigens ist unsere Fassung nicht unmittelbar aus Stamfords Gedicht hervorgegangen, sondern aus einer Form des Volkslieds, wie es denn für das Kinderlied als Regel angenommen werden darf, und zwar scheint der Wortlaut bei Mündel und Erk-Böhme am nächsten zu stehen, ohne die unmittelbare Quelle zu sein; der kindlichen Auffassung eigen ist jedoch die Umstellung der Strophen 3 und 4 und die kecke Art, wie die hiernach entstehende Kluft durch eine gesprochene Frage überbrückt wird.

Die Weise gibt in ihren beiden Anfangszeilen deutlich das Hauptthema des alten geistlichen Wiegenliedes „Joseph, lieber Joseph mein" (Liliencron, Deutsches Leben im

Volkslied um 1530, Nr. 23). Das ist aber ein Zufall, wie die Weise der folgenden Obersteiner Fassung zeigt:



238b. Klein Annchen von der Mühle
Sass eines Abends kühle
:,: An einem Brunnenrand :,:

Kaum hatte sie's vernommen,
Da ist ein Herr gekommen,
Ein Ritter jung und schön.

Hast Eltern, liebe Kleine?
„Ach nein, ich habe keine“.
Komm mit mir auf mein Schloss!

Da sollst du herrlich leben,
In Samt und Seide schweben,
Sollst haben was du begehrst!

Schluss: Schöner, grüner, schön schmeckt der Wein am Rhein (mit Händeklatschen). Ausführung: Zwei Kinder heben die Arme und fassen sich an beiden Händen, unter diesem Bogen stehen die beiden Darsteller.

Aus dem Kindermunde hab ich sonst nur ein Bruchstückchen aus Ilsenburg erfahren können. Dort hätte die dritte Strophe, der Grundform getreuer als in Giebichenstein, folgenden Wortlaut gehabt:

Sollst haben ein Geschmeide
Von lauter Samt und Seide,
Von Perlen und von Gold.

Auch hier wäre der Umstand geblieben, dass das Mädchen eine Waise ist.

Zum Schlusse seien aus der Urdichtung die Stellen aufgeführt, an die unser Kinderlied und die verwandte Fassung noch anklingen, weil sie recht hübsche Streiflichter auf die natürliche Auslese der Volksüberlieferung (wenn ich mich so ausdrücken darf) werfen.

1. Ein Mädchen holder Mienen,
Schön Annchen, sass im Grünen
Am Rädchen, spann vergnügt,
Und sang: . . .

3. . . . Drum sitz ich junges Mädchen
Und trill und trill ein Fädchen,
Und sing ein Lied dazu.

4. Als sie kaum ausgesungen,
Da kam dahergesprungen
Ein Ritter jung und fein:
So fleissig? — Ja, zu dienen.
Will man sein Brot verdienen,
Muss man wohl fleissig sein.

5. Dein Brot? Du liebes Mädchen!
Mit einem Spinnerädchen?
Und Wänglein doch so rot!
Hast Eltern noch? — Ach, keine!
Für mich bin ich alleine:
Früh nahm sie mir der Tod.

7. Der Ritter: Höre, Mädchen!
Lass dieses Spinnerädchen
Und schenk dein Herzchen mir.
Sollst Schätze dir gewinnen,
Will dir ein Leben spinnen,
Ein Fürstenleben, dir!

8. Im schönsten meiner Schlösser . . .

9. Sollst gehn in lauter Seide,
Sollst tragen ein Geschmeide
Von Perlen und von Gold . . .

Nachtrag. Eine Anzahl volkstümlich gewandelter Fassungen hat J. Meier, Kunstlieder im Volksmunde, S. XIXff. neben dem Kunstlied abgedruckt, so dass bequeme Gelegenheit zur Vergleichung geboten ist. Zwei seiner Texte zeigen die Unterbrechung des Gesanges durch gesprochene Worte, die also nicht erst dem Kindermunde zuzuschreiben ist. Ich kann sie nunmehr auch in einem älteren, der Urfassung sonst sehr nahestehenden Drucke nachweisen (Ganz neue Lust-Rose, Frankfurt a. O. und Berlin, Trowitzsch und

Sohn, o. J. [Jena, Universitätsbibliothek G. B. o. 1128] Nr. 11, S. 13—15: Duett. Ein Mecklenburgischer Ritter und ein Spinnermädchen). Es heisst da in Str. 4 und 5:

(Ritter: So fleissig?)
Ach ja, mein Herr! zu dienen usw.
(Hast du Eltern?)
Ach nein, ich habe keine usw.

Beide Male ist offenbar das kurzatmige Zusammentreffen von Frage und Antwort in derselben Zeile der Stein des Anstosses gewesen („So fleissig?“ — Ja! zu dienen; „Hast Eltern noch?“ — Ach, keine!).

239. Sechs mal sechs ist sechsunddreissig:
Ist die Frau auch noch so fleissig
Und der Mann ist liederlich,
Geht die Wirtschaft hinter sich.

Wenn die Frau will Kaffee kochen,
Hat der Mann den Topf zerbrochen;
Wenn die Frau will Semmeln holen,
Hat der Mann das Geld gestohlen.

Grossmölsen b. Erfurt, ähnlich oben 8, 413 nr. 28 [H. Meyer, Berliner 1904 S. 139 nr. 38. Dähnhardt, Vtl. 1, 25. Treichel 1895 S. 152. Zs. f. rhein. Vk. 18, 114.]. Gewöhnlich nur die erste Hälfte und zwar mit vertauschten Rollen, so Simrock 532, Böhme 1401, Meinert 117. Das Kaffeetrinken scheint jedoch gern damit zusammengebracht zu werden, wie die Fassungen bei Simrock und Böhme zeigen. Anderseits erinnert die zweite Strophe an manche Fassungen des Liedes vom buckligen Männlein (Nr. 269).

240a. Sechs mal sechs ist sechsunddreissig;
Komm, wir wolln ins Besenreisig.
„'s Besenreisig ist noch (gar) zu grün.“
Komm, wir wolln zu Tanze gehn (sprich: giehn).
„Tanzen, tanzen darf ich nich,
Meine Mutter prügelt mich.“

Grossschwabhausen b. Jena; Abweichung aus Wolfsgefährt im Neustädter Kreis (vor 1870). Die Rollenverteilung ist von mir vorgeschlagen, das Stück selber gibt dazu keinen unmittelbaren Anhalt. Die sinnbildliche Bedeutung des Ganges ins Besenreisig ist bekannt, vgl. Erk-Böhme 1, S. 543, Böhme 953, Rochholz S. 477; dem Inhalte nach wäre dann unser Vers ein Bruchstück zu Simrock 699, Wunderhorn, Anhang S. 77f., während in den Kettenreimen Stöber 549 und Rochholz S. 475f. der Grundgehalt verdunkelt wäre. — Übrigens lässt sich auch mit der natürlicheren Teilung nach Reimpaaren ein Sinn vereinigen: das Mädchen wiche mit der Aufforderung zum Tanz aus, der Bursche verzichtete jedoch, da ihm die Hauptsache misslungen, spöttisch auf den Tanz. — Im Neustädter Kreis ist das Tanzmotiv weiter ausgesponnen worden, wobei ein vielbesuchtes einsames Wirtshaus zwischen Weida und Münchenbernsdorf, die Hohe Reuth, und das nahegelegene Dorf Bocka eine Rolle spielen:

240b. Sechs mal sechs ist sechsunddreissig,
Komm, wir wolln ins (nach) Besenreisig.
Besenreisig ist noch (gar) zu grün,

Komm, wir wolln zu Tanze gehn
Auf die Hohe Reuthe,
Wo die Bockschen Mädel sind
Mit den weissen Spitzenhauben,
Sehn sie wie die Turteltauben.

Weida, die Abweichungen aus Niederpöllnitz, wo Z. 6ff. lauten:

Sind die Bocker Mädlich da,
Ham sie rote Röcke an,
Lachen alle Leute,

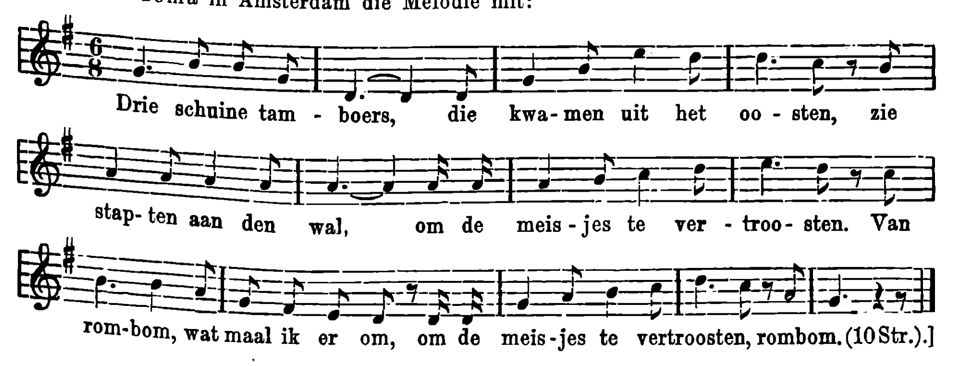
was wieder an Nr. 217 anklingt, während sonst Drosihn 343 mit der angezogenen Leipziger Fassung verglichen werden kann.



241. :,: Sechstausend Mann, die zogen ins Manöver, :,:
Di bumwalum di bumwalum, die zogen ins Manöver,
Di bumwalum.

Bei einem Bauer da nahmen sie Quatiere usw.
Sag, Bauer, an, was ist denn dein Vermögen?
Mein Vermögen ist zwei schöne junge Mädchen.
Sag, Bauer, an, du könntst mir eine geben. —
Zwölftausend Mann usw.
(Reiter; zwei Stiefel und zwei Sporen; etwas geben).

Oberstein. Das Lied wird nicht aufgeführt, es wird nur dazu im Kreise marschiert. Vollständiger bei Lewalter Heft 2, Nr. 4. [Vgl. oben 15, 99. 337. 16, 86 'Le joli tambour'. Driemaandelijksche Bladen d. V. tot onderzoek van taal en volksleven in Nederland 6, 51—54. 111—115. Zu dem dort 6, 111 gedruckten Groninger Texte teilt uns Herr Dr. W. Zuidema in Amsterdam die Melodie mit:



242. Spinne, Mädchen, spinne!
Dein Hemdchen, das wird dünne,
Dein Unterrock hat auch ein Loch:
Spinne, Mädchen, spinne doch!

Löbstedt b. Jena. Zum Anfang vgl. Simrock 358.

243. Struwelpeter, Strampelhans,
Krabbelfritz und Näscherfranz,
Lügenpaul und Tintenklaus
Standen all vor einem Haus.

Sieh, da kommt von der Polizei
Schnell einer herbei:
Ein jeder sich nach Hause troll,
Sonst mach ich euch ein Protokoll.

Sarnsthal i. d. Pfalz. Literarische Einflüsse sind ebenso unverkennbar, wie Entstehung im Kindermund wahrscheinlich ist.

244. Sunne, Mond un Sterne,
Ick geh mit mine Lanterne.
Mine Lanterne pick un fin,
Morgen schall de Hochtid sin.

Hamburg. Zum Schluss vgl. Böhme S. 480 Nr. 200. Laternenlied, wie die folgenden, zu Böhme 1659, Schumann 610—612.

245a. Laterne, Laterne,
Sonne, Mond und Sterne!
:,: Brenn auf, mein Licht, :,:
Aber meine liebe Laterne nicht!
Meine Laterne ist so schön,
Damit kann man schön spazieren gehn
In den grünen Wald,
Wo das Echo schallt.

Holstein, z. B. Gegend von Kiel. [Nd. Korrbl. 24, 57.]

245b. Lanterne, Lanterne,
Sunne, Mond un Sterne!
Brenn up, lütt Licht, brenn to, lütt Licht,
Aber mine lewe Lanterne nich.
Mine Lanterne is so schön,
Da kann man god mit spazeeren gehn
In dem grönen Walde,
Wo die Büchse knallte.
Piff paff puff,
Da fliegt se in de Luft.
De Bäcker de backt de Stuten to lütt,
De Kopmann de gifft to wenig in de Tüt,
Juchhe-e! juchhe-e! juchhe-e! juchhe-e!

Ellerbeck. Die drei letzten Zeilen selbständig Schumann 616. — In einen Heischevers, erinnernd an Nr. 34, 163, geht das Ganze aus in folgender Fassung aus Nordwestdeutschland:

246. Sonne, Mond und Sterne
Erleuchten die Laterne.
Wer die Freude will erleben,
Muss einen Stummel Licht ausgeben
Oder einen halben (nämlich Groten)
Für die kleinen Schwalben,
Oder einen Groten
Für die kleinen Boten.
Lasst uns nicht zu lange stehn,
Denn wir müssen noch weiter gehn.

(Aus der Heimat, Sonntagsblatt zum Nordhäuser Courier 1889, Nr. 13). Es wird angegeben, dass die Abzeichen von Sonne, Mond und Sternen in die Kürbislaternen geschnitten sind, mit denen die Kinder im Spätsommer umziehen.

247. Tanze, Püppchen, tanze,
Was kosten deine Schuh? (oder: Hast du nicht schöne —)
Lass mich nur ruhig tanzen,
Du gibst mir nichts dazu.

Weida. — Sehr ähnlich Müller S. 178 Nr. 10, Dunger 46 = Böhme 567; entfernter Herrigs Archiv 103, 368 zu Frömmels Kinderreimen aus Berlin 45.

248. „Tripstrille, wo die Pfütze über die Weide hängt.“

Neustädter Kreis, Ortsspott auf Triptis. Indes liegt eine landläufige Redensart vor: Tripstrill in Schwaben, berühmt durch seine Pelzmühle, ist seit dem 17. Jahrhundert ein Überall und Nirgends geworden, wie in dem bekannten Scherzgedicht vom Schwerhörigen. [Vgl. Bolte, Herrigs Archiv 102, 249—253. Ein Zeugnis von 1761 für Tripstril bei Richter, Österr. Volksschriften im siebenjährigen Kriege 1869 S. 140. F. Adamus (= Brunner), Familie Wawroch 1900 S. 115: „Ich hob immer geglaubt, das [Potsdam] is nur so a Ort wie Jelkisch oder Tribstrill.“] Zu der eigentümlichen Ortsbestimmung vgl. Zarncke, Die deutschen Universitäten im Mittelalter 1857, S. 96: „Zwischen Pfingsten und Esslingen, da der Weg über die Weyden hangt“ [und Archiv 102, 250].

249. Troß troß trille,
De Bauer hot e Fülle.
Des Fülle will nit laufe,
De Bauer will's verkaufe;
Do laaft des Fülle weg,
Do liegt de Bauer in Dreck.

Sarnsthal i. d. Pfalz. [Eskuche, Siegerländ. Kinderliedchen nr. 53—54.] Eine gewisse Ähnlichkeit zeigt Schollen 16, das aber auch zu Nr. 234 gehört. In Jena Anfang: Schack schack rüllchen, Der Bauer hat ein Füllchen; Schluss: Das Füllchen lief vornweg, Und der Bauer fiel in Dreck. — Der Anfang findet sich anderwärts an einen Ketten-

reim gefügt (Simrock 170, Böhme 1518 nach Wunderhorn, Anhang S. 60), der Simrock 296, Sachse S. 19 mit ursprünglicherem Eingange steht. In Weida beginnt er als Kinderpredigt: Meine Herrn! Äpfel sind keine Birn usw., der Schluss lenkt aber ins Knielied ein: Kalt ist's im Winter, Jetzt fällt's Kind runter.



250. Unsre alte Schwiegermutter
Die kocht Mus,
Sie rührt's mit dem Finger
Und stampft's mit dem Fuss.

Sarnsthal i. d. Pfalz. Ähnlich E. Meier S. 16 Nr. 77; nur die Eingangszeile entspricht Böhme 1304 = Eskuche 95, Niederd. Jahrbuch 10, 113f. zu Simrock 408f., Schumann 123, Böhme 1302—1306.

251. Was e richtger Schneider is, der wiegt sieben Pfund,
Und wenn er das nicht wiegen tut, da ist er nicht gesund.

Culmitzsch im Neustädter Kreis, zu Simrock 465, Böhme 1371, E. Meier S. 67 Nr. 376.

252. Was gucken Se mich an,
Als wollten Se mich ham?
Fragen Se doch,
Vielleicht kriegen Se mich noch.
Mei Vater is e guter Mann,
Aber meine Mutter wird sich wehrn,
Daran dürfen Se sich aber nich kehrn.
Herzen Se mich un küssen Se mich,
Aber zerdrücken Se mir meine Krause nich!
Die is gestärkt,
Dass's meine Mutter nich merkt.

Leulitz bei Wurzen, um 1890. Zum Anfang vgl. Böhme 269; das vorletzte Reimpaar ist aus Reuters Bostonpartie (Stromtid 2, Kap. 22) [vgl. Treichel, Vl. aus Westpreussen 1895 S. 151] allgemein bekannt.

253. Wassernixe, zieh mich ein,
Zieh mir Schuh und Strümpfe aus!

Kunitz bei Jena. Vgl. Böhme S. 578 Nr. 410.

254. „Was suchst du?“
Paar rote Schuh.
„Für wen denn?“
Für meinen Schatz.
„Wer ist denn das?“
Das wirst du gleich erfahren.

Grossschwabhausen bei Jena. Ein Kind geht um den Kreis und wählt sich schliesslich ein anderes, das nun das Spiel fortsetzt. — Zu Böhme S. 589 Nr. 432.

255. Wenn alles rar und teuer ist,
So essen wir weissen Käs,
Und wenn die Schuh zerrissen sind,
So fahren wir in der Schäs.

Sarnsthal i. d. Pfalz. Krapp, Odenwälder Spinnstube 283 und 293, Str. 3.

256. Wenn der Schneider reiten will und hat kein Geld,
So setzt er sich auf den Ziegenbock und reit in die Welt.

Gera. Sonst: — und hat kein Gaul — und nimmt den Schwanz ins Maul, wie Simrock 466; s. auch oben 8, 412 nr. 25. In grösseren Zusammenhang gebracht: Simrock 196, besonders Rochholz S. 196 Nr. 347. [Eskuche, Siegerländ. Kinderliedchen nr. 180.]

257. Wenn die Glocke sieben schlägt,
Kommt der (Name eines Lehrers) angefegt
Mit dem Stock und Besenstiel,
Haut die Kinder gar zu viel.
Gar zu viel ist ungesund,
NN. ist ein Schweinehund.

Weida, um 1878. Vgl. H. Meier S. 214. [Dähnhardt, Vtl. 1, 16f.]

258a. Wenn die Herrn spazieren gehn
Auf der grünen Wiesen
Zu der Tante Liese,
Drehn sie sich rum — dideldum.

Koburg. Stolte, Metrische Studien über das deutsche Volkslied, Crefelder Programm 1883, S. 16 gibt den Vers folgendermassen:

258b. Lasset uns spazieren gehn
Auf die grüne Wiese
Zu der Jungfer Liese,
Kehren wieder um.

Zu Böhme S. 563 Nr. 374.



259. :,: Wenn's Kirmse wird, :,:
Da schlacht mei Vater en Bock;
:,: Da tanzt meine Mutter, :,:
Da schwänzt der rote (Da wackelt der ganze) Rock.

Lehnstedt in Thüringen, Abweichung von Wolfsgefährt im Neustädter Kreise (vor 1870). Statt der Kirmse erscheint öfter Ostern, auch Weihnachten. Vgl. Simrock 513, Böhme 617, Müller S. 165 Nr. 129, Schumann 133, abweichender Schollen 48, H. Meier, Ostfriesland S. 220f.

260a. Wenn wir auf der See-e fahren,
Und die Fischlein schwimmen,
Freuet sich mein ganzes Herz,
Und ich möchte singen:
Je ju ja, je ju ja,
:,: Wer ist da? :,:
(Anna) folge nach.

Ostheim vor der Rhön. Ein Kind geht um den Kreis, singt und wählt. Zu Böhme S. 468 Nr. 169, Nachtrag 73, Lewalter Heft 5, Nr. 35, Erk-Böhme 3, 1895; oben 9, 279 Nr. 57. [Schumann 1905 S. 21. Dähnhardt, Vtl. 2, 65. Eskuche, Siegerländ. Kinderliedchen nr. 309.] Etwas abweichend Grossschwabhausen bei Jena:

260b. Wir fahren auf der See,
Wo . . . .,
Freuet sich . . . .
Mit Lust und mit Singen.
Eli, eli, wir sind hier!
Jungfer (Anna), folge mir. —

In Seehausen i. d. Altmark ist ungehörigerweise ein Vers wohl aus einem Heischelied eingedrungen:

260c. Wir fahren auf der See,
Wo die Fischlein schwimmen.
Folgt jedes Jahr lauter Heil und Segen.
Bene, bene, wir sind hier!
Der Goldfisch, der Goldfisch,
Der folge mir.

261. Wer das nicht kann,
Der kriegt kein Mann.

Weida, zum Zeichnen einer drudenfussähnlichen Figur ✡ gesagt. — Ähnlich, aber nur als Endreim Simrock 356; zu vergleichen auch Böhme S. 652 Nr. 574 und „Wer das nicht kan, kan nicht viel“ in Fischarts Spielverzeichnis (Geschichtsklitterung Kap. 25).



262. Wer meine Gans gestohlen hat, :,: der ist ein Dieb, :,:
Und wer sie mir dann wiedergibt, den hab ich lieb.
Wir gratulieren dir zu deinem neuen Orden,
Dass du bist ein Gänsedieb geworden:
:,: Viel Glück, Meister Gänsedieb! :,:

Köthen. Sonst nur das erste Reimpaar mit oder ohne Schlusszeile, z. B. Simrock 944, Böhme S. 465 Nr. 163 (dazu auch S. 295 Nr. 1456), Erk-Böhme 3, 1896, Dunger 354; vgl. auch Dunger 353. [Schumann 1905 S. 24.] — Lewalter Heft 3, Nr. 11 fügt den Vers an ein Nachahmungsspiel; etwas Ähnliches oben bei unserer Nr. 84.

263. Wer mit will, der kimmt,
Wer dableibt, der stinkt.

Weida.



264. Wer sich ins Kloster will begeben
In stiller Ruh und Einsamkeit?
„'s kann sein, 's kann sein, 's kann abermals sein!“
So trete für mich ins Kloster ein.

Ich sitze hier, bin ganz verlassen
In stiller Ruh und Einsamkeit.
's kann sein usw.

Köthen. Zu Simrock 904, Böhme S. 493 Nr. 236, Drosihn 293. [Schumann 1905 S. 13]. Der Text ist hier sehr trümmerhaft überliefert, aber nicht ohne Geschick dem neuen Sinn angepasst. Die Versabteilung zeigt schon, dass von Haus aus keine Wechselrede vorliegt; ob übrigens diese in der Spielform hervortritt, weiss ich nicht.



265. Wer will durch das Rosentor?
Schöne Jungfrau, tritt hervor!
Jungfrau zart, Jungfrau fein,
Du sollst Rosenkönigin sein.

Zwei stehen im Kreis und geben sich Blumennamen, z. B. Rose und Nelke, von denen nur einer gilt. Sie rufen ein Mädchen in den Kreis, rät es den giltigen Namen, so wird gesungen:

Ja, ja, ja, das geht wohl an,
Das Tor wird Euch wohl aufgetan.
Jungfrau zart, Jungfrau fein,
Ihr sollt Rosenkönigin sein.

Im anderen Falle:

Nein, nein, nein, das geht nicht an,
Das Tor wird Euch nicht aufgetan.
(Schluss?).

Arnstadt, offenbar nicht volkstümlich. Die Weise kommt zu Schulliedern mehrfach vor; Böhme gibt sie S. 567 Nr. 381 als „alte Volksweise." In Friedländers Kommersbuch (Leipzig, Peters) steht sie, wie auch allgemein üblich, zu dem Studentenrundgesang „Lasset die feurigen Bomben erschallen"; es wird dazu bemerkt, dass sie seit 1808 als Studentenweise auftritt, aber auch, dass sie an das alte Kranzsingelied „Ach Jungfer, ich will ihr was auf zu raten geben" anklingt [Friedlaender, Lied im 18. Jahrhundert 2, 527.] In der Tat sind die beiden Erk-Böhme 3, 1064 gegebenen Singweisen zu diesem Volksliede deutlich verwandt. In unserem Falle jedoch ist mir die Herkunft aus Schule oder Kindergarten wahrscheinlicher als unmittelbarer Zusammenhang mit dem Volksliede.



Schottisch. Beliebte Texte dazu:

266a. Widewidewitt, was macht der Schneider?
„ „ „ er hat gestohln.
„ „ „ er soll an Galgen,
„ „ „ er baumelt schon.

Weida.

Anders Grossschwabhausen:

266b. Willewillewatt, was macht der Schneider?
„ „ „ macht schöne Kleider,
„ „ „ macht Klunkern dran,
„ „ „ geht dir nischt an.

In Kunitz: Widewidewenn. Z. 4: Dass mer sche noch anziehn kann. Verbunden in Ammerbach:

266c. Widewidewitt, mein Mann ist Schneider,
" " " wen geht's was an?
" " " macht schöne Kleider,
" " " macht Fransen dran.

Widewidewitt, er hat gestohlen,
" " " wen geht's was an?
" " " er muss an Galgen,
" " " er hängt schon dran.

Vgl. Simrock 165ff., Böhme 329ff., Dunger 153f., oben 5, S. 199 Nr. 6; 8, S. 407 Nr. 26. Zwei ganz andere Texte hörte ich anderwärts:

267. Alleweile gieht das Tanzen an,
Alleweile tanz ich mit mein Mann.
Wenn er nich met tanzen kann,
Schaff ich mer wedder en annern an.

Alleweile (Heite) is das Wasser lau,
Alleweile (Morgen) bad ich meine Frau.
Wenn se sich nich baden lässt,
Hau ich se metn Stäwelknächt.

Grossschwabhausen.

268. Willewillewitt, mein Mann ist krank.
" " " was fehlt ihm denn?
" " " den Doktor holen,
" " " das Fell versohlen.

Koburg; vgl. Dunger 191. — In Koblenz: Heidewidewum usw.; Z. 3 und 4: H., ei Schöppche Wein, H., das kann net sein. Vgl. auch noch Simrock 166, Schollen 42. [Eskuche, Siegerländ. Kinderliedchen nr. 195. 197.]

269. Will mal in mein Häuschen gehn,
Will mein Treppchen kehren,
Sitzt ein bucklig Männel da,
Will es mir verwehren.
Bucklig Männel, darfst nicht wehren,
Will ja nur mein Treppchen kehren.

Will ich in mein Gärtchen gehn,
Will mein Blümel giessen,
Fängt das bucklig Männel an
Fürchterlich zu niesen.
Bucklig Männel, darfst nicht niesen,
Muss ja doch mein Blümel giessen.

Will ich in mein Kämmerlein gehn,
Will mein Bettlein machen,
Sitzt das bucklig Männel da,
Fängt hell an zu lachen.
Bucklig Männel, darfst nicht lachen,
Will ja nur mein Bettlein machen.

Will ich in mein Küchlein gehn,
Will mein Süpplein kochen,
Hat das bucklig Männel mir
Töpfchen all zerbrochen.
Männel, hast den Topf zerbrochen!
Kann ja nun kein Süpplein kochen.

Will ich in mein Kellerchen gehn,
Will mein Weinchen holen,
Hat das bucklig Männel ja
's Fässchen mir gestohlen.
Warum hast du's Fass gestohlen?
Kann ja nun kein Wein mehr holen.

Will das bucklig Männel da
Mir noch mehr verderben,
Werde ich einmal dafür
Ihm das Fellchen gerben.
Lässt dann 's Stehlen, 's Lachen, 's Niesen
Und tut mich nicht mehr verdriessen.

Sarnsthal i. d. Pfalz. Sehr gebildete Umformung eines wahrscheinlich echten Volksliedes; ähnlich Wunderhorn, Anhang S. 54, darnach Simrock 265, Erk-Böhme 1, nr. 4a, Böhme 1237. Andere, teilweis ursprünglichere Texte: Erk-Böhme ebenda, Böhme 1238 (dabei wird auf Stöber 187 verwiesen, wo ich aber in der zweiten Auflage nichts finden kann). [Züricher 1902 nr. 885—890. Illustriert von E. Ille, Münchner Bilderbogen nr. 69.] Bei E. Meier S. 347 handelt es sich nicht um einen Kobold, sondern um einen hässlichen und nörgelnden Ehemann. — Einen Anklang fanden wir oben in Nr. 239. — Ein ähnlicher Plagegeist, der Esperit-Fantasti, kommt im 6. Gesange von Mistrals Mirèio vor.



270. Wir reisen nach der Stadt Berlin,
Wer reist mit?
Es kost ja nur ein Silbergroschen,
Wer reist mit?

Wir reisen aus der Stadt Berlin usw.

Giebichenstein. Zu Böhme S. 675 Nr. 621.



271. Wir wolln den Zaun binden,
So binden wir den Zaun.
(Anna Schmidt) hübsch und fein,
Soll der Zaun gebunden sein?

Wir wolln den Zaun lösen,
So lösen wir den Zaun.
(Anna) hübsch und fein,
Soll der Zaun gelöset sein?

Oberstein. Zu Böhme S. 456 Nr. 122 = Erk-Böhme 3, 1878; Lewalter Heft 5 Nr. 44. In Weida ganz wie bei Böhme, nur lautet die zweite Zeile verdorben: Aus herzeliebster Anna hier.

272. Wir wollen uns ein Körbchen flechten,
Haben noch kein Holz dazu,
Müssen erst ein Mädchen wählen,
Welches gehet in das Holz.
Hochgeborne Anna du,
Schliess dein Körbchen enger zu!

(Hierbei wird ein ganz enger Kreis mit verschlungenen Händen gebildet.)

Arnstadt. Entfernte Verwandtschaft mag bestehen mit Lewalter Heft 3, Nr. 37.

273. Wir wollten gern in Garten gehn,
Wenn nur der böse Wolf nicht käm
Und biss mich in die Bein.
Schneid Kohl ab.

Jena, zu Simrock 941, Böhme S. 574 Nr. 402, aber wohl verquickt mit einem andern, das bald in zweizeiliger Form (Simrock 945, Böhme S. 564 Nr. 376, Sachse S. 17) vorkommt, bald ausführlicher als Zählspiel, wie in Jena:

274. Wir wollten gern spazieren gehn,
Wenn nur das böse Tier nicht käm.
Wann kommt's? (kann auch fehlen).
Schlug eins, kam nicht;
Schlug zwei, drei, vier, fünf, sechs, kam nicht;
Schlug sieben, kam.

Hierzu Böhme S. 563 Nr. 372ff., Nachtrag Nr. 71; Dunger 344. Singer, oben 13, 62. [Schumann 1905 S. 51.]



275a. :,: Wir ziehen durch, :,:
Wohl durch die goldne Brücke.
:,: Sie ist entzwei, :,:
Wir wolln sie lassen flicken.
Aus was, aus was?
Aus einerlei, aus zweierlei.
Der erste kommt, der zweite kommt,
Der dritte wird gefangen
Mit Spiessen und mit Stangen.

Weida. Ausführung wie bei Böhme S. 522 Nr. 289. [Vgl. Feilberg, Brobrille-legen 1905; dazu oben 16, 358.] Die vorletzte Silbe wird so lange ausgehalten, bis es den beiden Kindern, die den Brückenbogen oder ursprünglicher das Fallgatter vorstellen, gelungen ist, einen von der schnell durchkriechenden Kette abzuschneiden. Der Gefangene wird gefragt: „Willst du Torte oder Schokolade?“ So bilden sich zwei Gruppen, wobei das Hinzukommende immer die Hüften des Vornstehenden umfasst. Die beiden Reihen müssen dann ihre Kräfte durch Ziehen messen wie bei Müllenhoff, Schleswig-Holst. Sagen S. 486, Handelmann S. 57. Doch hab ich auch das Wägen gesehen, wie es bei Rochholz S. 374 dargestellt ist. — [Eskuche, Siegerländ. Kinderliedchen nr. 342.] Singer (oben 13, 172) will aus dem Brückenspiele den bekannten Aberglauben herausfinden, dass ein lebendes Wesen eingemauert werden muss. Warum dann nicht vielmehr aus dem Spiele von der vermauerten Königstochter, Nr. 178 und 281? — Der Schluss hat ursprünglich wohl die Bedeutung, dass das Fangen durch ein herabgelassenes Fallgatter geschieht: so ist es noch bei Müllenhoff S. 501 und Handelmann S. 60 („Den letzten wöllt' wi fangen In de güldenen Stangen, He blift darin behangen“), auch Böhme S. 522 Nr. 289 erkennbar. Es wäre dann an eine Vorrichtung zu denken, wie sie uns in mittelalterlichen Epen öfter begegnet. Die landläufigere Vorstellung, der auch eine häufige Redewendung zu Hilfe kommt (vgl. Süss S. 268 „Då kommen die ålt'n Weiber ein Mit Spieß und mit Stången Und wol'n dö Fuchs ållō fången“; Simrock Nr. 591), ist natürlich die von Reisigen, die mit Spiessen und Stangen bewehrt sind. Daraus hat sich folgende Form in Kölleda entwickelt:

275b. Wir wollen über die Magdeburger Brücke ziehn.
Wir kommen gezogen
Mit Schwertern und mit Stangen,
Der letzte wird gefangen.

Der Ausdruck erinnert hier an die biblische Erzählung von Christi Gefangennahme. — In vielen Fassungen namentlich Mitteldeutschlands erscheint der Goldschmied als der, welcher die Brücke zerbrochen hat. Eigentlich ist er es wohl, der sie wieder machen soll; vielleicht liegt das folgender Fassung aus Grossmölsen i. Th. zugrunde:

275c. Wir ziehen, wir ziehen
Durch die goldne Brücke.
:,: Wer hat sie gemacht? :,:
Der Goldschmied
Mit seiner goldnen Dam.
Der erste, der zweite,
Der dritte wird gefangen.

Die vermeintliche Untat des Goldschmieds hat in Lehnstedt dem Spiel eine ganz andere Wendung gegeben:

275d. Wir wollen eine Brücke bauen.
Wer hat sie denn zerrissen?
:,: Der Goldschmied. :,:
:,: Jagt ihn alle naus :,:
Und prügelt seine Hucke aus.

Eigentümlich lautet ein Arnstädter Text:

275e. :,: Citronius :,:
Mit der goldnen Brücke,
:,: Sie ist kaput, :,:
Wir wolln sie wieder flicken
Mit Wagen,
Mit Sagen;
Das erste Glied, das zweite Glied,
Das dritte wolln wir fangen.

Der Anfang mag hier ähnlich gelautet haben wie oben 9, 273 Nr. 67; durch welches Missverständnis er geändert worden ist, lässt sich nicht einsehen. Z. 5 und 6 sind gleichfalls nicht verständlich; möglichenfalls liegt ein Wortlaut zugrunde wie bei Böhme S. 526 Nr. 304 „Mit was und welcherlei Sachen?" — In Oberstein ist durch Reimveränderung die Brücke verschwunden. Der Wortlaut ist (gesungen wie Böhme S. 444 Nr. 78):

275f. :,: Ziehet durch, :,:
Durch die enge Gasse.
:,: Ist entzwei, :,:
Wolln sie wieder machen.

Die Ausführung ist eigenartig; sie lässt noch erkennen, dass es sich um Brückenbogen handelt. Das erste Kind stützt die erhobene Hand gegen eine Wand oder einen Baum, dann schlängelt sich der Zug erst durch diesen Bogen und weiterhin immer schneller durch den jedesmal vom Anführer gebildeten nächsten Durchgang. Zum Schluss wird taktmässig gesprochen:

Schneider, Schneider, hopp hopp hopp,
Mach mir einen neuen Rock!
Bis ich zähle eins zwei drei,
Muss das Röcklein fertig sein.
Zick zack, Wasserrad,
Ho!

Zu diesem Anhängsel vgl. unsere Nr. 232. — Schliesslich sei noch eine sehr entfremdete Fassung aus Osnabrück angeführt, die sich durch den Schluss als hierher gehörig ausweist:



275g. :,: Wir haben einen Baum, :,:
Mit Gold und Silber beladen.
:,: Drum kriech da durch, :,:
Der letzte wird gefangen (oder: soll es haben).

Die Quelle für diese merkwürdige Entstellung gibt offenbar die Pressburger Fassung, Böhme S. 523 Nr. 292, in der es heisst: „Mer wern's schon baun, Mit Gold und Silber beschlagen."

276. Wir zwei, wir zwei gehn um den Ring,
Wir zwei, wir zwei sind Geschwisterkind.
Sala sala,
Der letzte Posten wendet.

Wir zwei usw. Schlusszeile:
Der letzte Posten schliesset.

Sarnsthal i. d. Pfalz, kaum volkstümlich.

277a. Wisst ihr, wisst ihr, wer ich bin?
Ich bin der lustge Finke;
Wenn ich's Geld verkümmelt hab,
Geh ich an Born und trinke.

Weida, alt. Ein 1743 aufgezeichnetes Studentenlied bei Kopp, Deutsches Volks- und Studentenlied in vorklassischer Zeit S. 280 beginnt: Wollt ihr wissen, wer ich bin? Ich hab einen frohen Sinn. [Hruschka-Toischer, Vl. aus Böhmen 1891 S. 404.] — In Ammerbach b. Jena mit geringen Abweichungen:

277b. Wollt ihr wissen, wer ich bin?
Ich bin ein lustger Finke;
Wenn ich mein Geld versoffen hab,
Geh ich an Brunn und trinke.

278. (Die jungen Lämmer) Wolln hääm, wolln hääm!
(Das alte Schaf, dumpf) Wolln erst noch ein paar Schmälen fressen!

Neustädter Kreis, alt. Zu Böhme 1084, Rochholz S. 97 Nr. 202; auch Stöber 278, Simrock 783 = Böhme 1085, Wegener 227.

279a. Wollt ihr wissen, wollt ihr wissen,
Wie's die alten Männer machen?
:,: Hosen ziehen, :,:
alten Weiber: Brillen gucken.
jungen Bürschchen: Hut absetzen.
jungen Mädchen: Didelamdei,
So muss 's sei!

(Bei den letzten Zeilen wird herumgehüpft.)

Grossschwabhausen und Lehnstedt in Thüringen. Zu Simrock 923, Böhme S. 497 Nr. 240—242, Nicolais Kl. f. Almanach 2, 26. [Schumann 1905 S. 19.] — 'Dirlum dei und so mues's sei' als Kehrreim eines Liedes auf die Balsthaler Volksversammlung (1830) bei Tobler, Schweiz. Volksl. 1, 72. — Anderwärts andere Nachahmungen, z. B. in Ostheim v. d. Rhön:

279b. kleinen Mädchen: Püppchen schlagen.
kleinen Knaben: Peitschen knallen.
feinen Damen: Schuh abkratzen.
feinen Herren: Hut abnehmen.
alten Schuster: Pechdraht ziehen.
alten Weiber: Brill aufsetzen.
alten Männer: Prischen nehmen, hatzi!

In Oberstein:

279c. :,: Wollt ihr wissen, :,:
Wie's die kleinen Mädchen machen?
:,: Püppchen wiegen, :,:
Heisa, heisa, Püppchen wiegen.
kleinen Knaben: Trommel schlagen.
feinen Damen: Löckchen brennen.
feinen Herren: Schnurrbart drehen.
alten Frauen: Stühlchen sitzen.
alten Männer: Schnäpschen trinken.

Weise a (Osnabrück):

Weise b (Arnstadt):



280a. Wo seid ihr denn so lange gewesen? Wohlauf du!
Wo seid ihr denn so lange gewesen? Schöner als wie du!

Im Garten, haben die Gänse gehütet usw.
Wieviel Stücke habt ihr noch?
Sechzig Stücke haben wir noch.
Davon gebt ihr eines her.
Davon geben wir keines her.
Da nehmen wir sie euch alle weg.
Da stellen wir uns ein Hündlein vor.
Dem Hündlein geben wir Weissbrot.
Da stellen wir uns einen Wächter vor.
Dem Wächter geben wir Trinkgeld.
Da stellen wir uns einen Wagen vor.
Den Wagen reissen wir alle ein.

Weida, gesungen nach a, der zweite Kehrreim jedoch gleich dem ersten. Dieselbe Art der Ausführung herrscht in Osnabrück und Arnstadt, während in Jena und Rothenstein jede Strophe Rede und Gegenrede umfasst.

280b. Wo seid ihr denn so lang gewesen? Wohlauf du!
Wir sind in unserm Garten gewesen, Schöner als wie du!

Was habt ihr denn im Garten gemacht?
Wir haben unsre Gänse gezählt.

Wieviel Schock habt ihr denn?
Zehn Schock haben wir.

Die nehmen wir euch alle weg.
Da stellen wir uns ein Hündchen vor.

Dem Hündchen geben wir Weissbrot.
Da stellen wir uns ein Wagen vor.

An den Wagen spannen wir Pferde,
Dann fahren wir zusammen fort.

Jena. [Schumann 1905 S. 34. Notholz 1901 S. 39.] — In Osnabrück, Rothenstein, Arnstadt heisst es vielmehr „in eurem Garten“, jedenfalls richtiger, denn in der Jenaer Form ist nicht alles in Ordnung.

280c. Wo seid ihr denn so lange gewesen? W. d.!
Wir sind in eurem Garten gewesen, Schöner noch als du!

Was habt ihr in unserm Garten gemacht?
Wir haben eure Gänse gezählt.

Und wieviel Schock habt ihr gezählt?
Sechzehn Schock haben wir gezählt.

Und davon geben wir keines her.
Da gehn wir hin und nehmen eins.

Da stellen wir uns einen Wächter vor w. o.

Da stellen wir uns ein Hündchen vor (Laib-Brot).

Da stellen wir uns eine Kutsche vor.
:,: Und in der Kutsche fahren wir :,:

Rothenstein. — Die eigentümliche Verdoppelung der letzten Zeile findet sich auch in Osnabrück und Grossschwabhausen. — Die Arnstädter Fassung entspricht der Rothensteiner, nur Z. 1 geblieben statt gewesen, Z. 7 bis 10: Und von den sechzig kriegen wir eins. Und ... keins. Und ... eins. Da stellen wir uns ... Z. 13: Weissbrot. — In Osnabrück fehlt die erste Frage; das Weitere wie in Arnstadt, aber Str. 4ff.:

280d. Und davon kriegt ihr doch kein Paar.
Und davon kriegen wir doch ein Paar.
Da stellen wir ein Hündchen vor.
Dem Hündchen geben wir Weissbrot.

Da stellen wir einen Esel vor.
Dem Esel geben wir Schläge.
Da stellen wir eine Kutsche vor.
:,: Und in der Kutsche fahren wir,
Und auf dem Esel reiten wir. :,:

Grossschwabhausen:

280e. Wir haben eure Gänse gestohlen,
Ja ja ja ja ja ja.
Wieviele Schock waren's denn?
Es waren ein halbes Schock.
Wir stellen uns einen Wächter vor.
Dem Wächter geben wir ein gutes Wort.
Wir stellen uns ein Hündchen vor.
Dem Hündchen geben wir gutes Brot.
Da stellen wir uns ein Kütschchen vor.
:,: Das Kütschchen reissen wir alle weg :,:

Das, wie es scheint, noch nicht aufgezeichnete Spiel schliesst sich in gewisser Weise an das vom Herrn aus Ninive oder Nonnenfein an (Bolte in dieser Zs. 4 und 6, Böhme S. 508 Nr. 268ff.): Drohungen und Abwehr finden sich in einzelnen Fassungen, so Böhme 269, 271b, 276f., 280.



281. Zing zang zellerlein,
Wer klopft an meinem Tore?
Ein wunderschönes Engelein,
Das sprach so:

Erster Stern, zweiter Stern,
Dritter Stern soll meine sein,
Eins zwei drei!

Hieran schliesst sich allgemeiner Gänsemarsch, wobei jedes Kind die Hüften des vorhergehenden umklammert, mit Quack quack usw.

Oberstein. Eigentümliche Mischform aus unserer Nr. 44 und dem Spiel von der vermauerten Königstochter (Böhme S. 457ff., vgl. unsere Nr. 178; sehr ähnlich ebenda Nr. 138). Zeile 3 hat offenbar die Vermittlung gegeben, Stern ist aus Stein verderbt. Die Spielform (bis auf das Anhängsel) ist die des erstgenannten Liedes.

282. Zwei Dutzend alte Weiber,
Die steckt man in einen Sack,
Und wenn sie nicht parieren wolln,
Da schlägt man sie auf den Frack.

Löbstedt b. Jena. Zu vergleichen Sachse 45.

283. Zwei Mädchen wollten Wasser holn,
Zwei Knaben wollten pumpen.
Da guckt der Herr zum Fenster raus
Und sprach: Ihr seid Halunken.

Löbstedt b. Jena, Fingerspiel. Zu Böhme 517b, Schumann 605, erweitert oben 5, 202 Nr. 22 und 9, 273 Nr. 46. [Dähnhardt, Vtl. 1, 8.]

Nachträge.

Nr. **4** (oben 17, 269), Z. 3. l. die.

8 (17, 269). [Vgl. Dähnhardt, Vtl. 2, 27.]

9 (17, 269) und **112**. Vgl. Singer oben 13, 52f.

11b (17, 270) l. Anders (für Anderes). [Vgl. Schumann 1905 S. 21.]

13b (17, 271). Vgl. Singer oben 13, 177.

16 (17, 272). Vgl. zum Anfang oben 11, 461.

25 (17, 273f.). Der sonderbar entstellte Eingang von Erk-Böhme 2, 736 nr. 969 ist wohl mit 3, nr. 1344 Str. 5 zusammenzunehmen, wozu noch Mündel 146 nachzutragen ist. Zu Schumann 345 vgl. Krapp, Odenwälder Spinnstube 288. [Hruschka-Toischer 1891 S. 443.]

31 (17, 275) und **171**. Zu Reifferscheid Nr. 46 vgl. noch R. Köhler, Kl. Schriften 3, 238f.

38 (17, 277). Vgl. noch Mündel 242.

41 (17, 278). Vgl. Singer oben 13, 58. [Schumann 1905 S. 47f.]

42 (17, 278). [Dähnhardt, Vtl. 1, 41. 2, 39.]

44 (17, 279). Zum Eingang vgl. Mündel 28 = Erk-Böhme 2, 628 nr. 821: Dreimal um das Häuslein rum Und dreimal um den Laden. Der Fortgang ist ganz fremd; etwas ursprünglicher bei Krapp, Odenwälder Spinnstube 273. [Schumann 1905 S. 47f.]

52a (17, 281). [Schumann 1905 S. 30.]

53a (17, 282). [Hruschka-Toischer 1891 S. 438.]

62 (17, 283). [Hruschka-Toischer 1891 S. 432.]

64 (17, 284). Zu den beiden Schlusszeilen vgl. Mündels Nr. 100: Strassburg ist eine schöne Stadt, Wo mein Schatz gelegen hat.

67a (17, 284). [Vgl. Dähnhardt, Vtl. 1, 40. 2, 129f.] Zu Rochholz 130 ist noch der Nachtrag auf S. 543 zu berücksichtigen, sowie auch Tobler, Schweiz. Vl. 1, 70 nach Vernaleken, Alpensagen 432.

68a (17, 285). [Vgl. Dähnhardt 1, 39.]

69 (17, 285). [Zs. f. rhein. Vk. 2, 123. Hruschka-Toischer S. 435.]

71 (17, 286). [Dähnhardt 1, 36f. 2, 128. Zs. f. rhein. Vk. 2, 123.]

72 (17, 286). Kopp, Deutsches Volks- und Studentenlied in vorklassischer Zeit S. 126 gibt aus einem Liederdruck des 18. Jh. folgende offenbare Umdichtung des alten Reims:

Ich kann stricken, ich kann nehn,
und auch aus dem Fenster sehn,
darzu bin ich abgericht,
aber zum Heyrathen nicht.

Ähnlich bei Krapp, Odenwälder Spinnstube Nr. 146, 2.

73. 74 (17, 286). [Dähnhardt 1, 36. Zs. f. rhein. Vk. 2, 123.]

77 (17, 287). [Dähnhardt 1, 35. Zs. f. rhein. Vk. 2, 122f.]

81 (17, 287). Vgl. unten zu Nr. 167a.

84a (17, 288). Zu Erk-Böhme 1, Nr. 149: 'Es fuhr, es fuhr ein bawer ins holz . . . mit seinem weglein stolz' Ambraser Liederbuch, hgg. von Bergmann, Nr. 84 und Liederhandschrift des Petrus Fabricius, Herrigs Archiv 117, 250. — [Schumann 1905 S. 32.] Zu Dungers Fassung des Kirmesbauern hat R. Köhler, Kleine Schriften 3, 354 Verwandtes nachgewiesen. — In einem Studentenliede des 18. Jh. heisst es, anscheinend als Umschreibung fürs Trinken: 'Nun fahr ich einmahl ins Holz' (Kopp, Deutsches Volks- und Studentenlied in vorklassischer Zeit Nr. 257).

85 (17, 289). Zum Liede von den Winterrosen vgl. noch Blümml, Herrigs Archiv 118, 12.

88 (17, 290). [Dähnhardt 2, 120. Schumann 1905 S. 8f.]

89 (17, 291). Z. 4 l. Ziteronen.

91 (17, 293). [Schumann 1905 S. 35. Zs. f. rhein. Vk. 3, 110.]

92 (17, 294). Vgl. auch Tobler, Schweiz. Vl. 1, CXI. 2, 188–190, Mittler 263–265. Eine altenburgische Fassung enthält: Am häuslichen Herd, Sonntagsblatt der Altenburger Zeitung 1898, Nr. 14, S. 111. [John, Mitt. f. sächs Volksk. 3, 314. 1905. Tobler, Vl. im Appenzellerlande 1903 S. 73.]

97a (17, 295). [Das oben 14, 73 von Kopp angeführte Lied N. von Bostels 'Ick was ins in der Welt' hat noch einen Nachfolger gefunden bei J. C. Heini, Poetische Lust-Stunden, Braunschweig 1702 S. 137:

Et was er mahl ehn Peerd,
Et was er mahl ehn Schimmel-Peerd,
Dat Peerd hard einen witten Steert,
Et was er mahl ehn Peerd. (17 Str.)]

97b (17, 295). [Vgl. Schumann 1905 S. 32.] Die Weise steht in B, ist also mit zwei Versetzungszeichen zu lesen. — In der Anmerkung l. in Brahms' Volkskinderliedern.

98 (17, 296). [Vgl. Dähnhardt, Vtl. 2, 61.] Zu der Abweichung in St. 11 sind noch verschiedene Fassungen eines bekannten Kindergebets zu vergleichen, s. R. Köhler, Kleine Schriften 3, 330 und 340f. — Über die Lilie als Grabespflanze im Volkslied handelt Blümml, Studien zur vergleichenden Literaturgeschichte 7, 161.

99 (17, 296). [Vgl. Schumann 1905 S. 29.] Zu Str. 2 vgl. noch ein Passionslied, Tobler, Schweiz. Volksl. 1, 84:

Er nahm sie bei der schneeweissen Hand
Und führt sie durch den grünen Wald.

101 (17, 387). [Zs. f. rhein. Volksk. 3, 111.]

111 (17, 390). Zu Erk-Böhme 2, 678 nr. 885 vgl. Tobler, Schweiz. Vl. 1, 206f. (Schluss) und 2, 228f.

112 (17, 390). S. oben zu Nr. 9.

116 (17, 392). Blau und grün ist Narrentracht, Wer das trägt wird ausgelacht. Ztschr. f. d. deutschen Unterricht 20, 593.

119 (17, 392). Vgl. Singer oben 13, 57.

120 (17, 392). [Zs. f. rhein. Vk. 2, 64. 118: 'Fritz, bleibe hier'.]

121 (17, 392). [Zs. f. rhein. Vk. 3, 112. Herr Bibliotheksdirektor Dr. Edw. Lohmeyer in Kassel teilt folgende, vor 50 Jahren gehörte Fassung in der Lippischen und Rinteler Mundart mit:

[Hänschen sat in'n Schostîn (Schornstîn)
Flicke seine Schäo,
Kamm en ġladdet Maike,
Kĉk (Sach) so nipe täo.

'Hänschen, wenn de frijen wut,
So frije diu nå mi!
Ek hebb en blanken Dåler,
Den will ek jäwen di.'

"Hans, nimm se nich, Hans, nimm se nich,
Se het en schaiwen Fäot."
'Smär Salben drup, smär Salben drup,
Denn wart he weer jäot.']

Zum krummen Fuss vgl. Erk-Böhme 2, 781 nr. 1031.

124 (17, 394). **153**. **219c**. Vgl. Tobler, Schweiz. Volksl. 1, 206f. [Hruschka-Toischer S, 418f.]

131 (17, 395). Zu Z. 3 vgl. eine altenburgische Fassung von Nr. 92, 5 (s. oben S. 51) und Krapp, Odenwälder Spinnstube 293, Str. 1. [Mitt. z. bayr. Volkskunde 1907, 83.]

141 (17, 397). Zur ersten Hälfte vgl. noch G. Meyer, Essays und Studien 1, 364; daselbst verwiesen auf Frischbier S. 436, Birlinger, Schwäbisch-Augsburg. Wörterbuch S. 465, Naaff 279 (aus Nordböhmen).

143c (17, 397). Vgl. Singer oben 13, 177f. [Treichel 1895 nr. 83. Hruschka-Toischer S. 445.]

145b (17, 399). 'Mein Feinslieb ist von Flandern' usw. Ambraser Liederbuch Nr. 77, wozu auch ebenda Nr. 178, Str. 4.

153 (17, 401). Vgl. oben zu Nr. 124. — Zu Z. 6f. gibt Clara Viebig, Das Weiberdorf S. 177 ein Wiegenlied aus der Eifel:

Hoch uf em Daach, uf em Daach,
Haot sech en Kond half dud gelaach.
Et fiel erunner, erunner —
Rubedebub, rubedebub.

Dabei weist die dritte Zeile vielmehr auf ein Knielied.

156 (17. 401). [Zs. f. rhein. Vk. 2, 126: Hinterm Gardinchen. Treichel 1895 S. 118.]

167a (17, 404). Die Anfangszeile scheint jedoch ursprünglich eins zu sein mit 81. — **167c**. Die Fortsetzung mit dem Kindlein zeigt auch Böhme 981 und entfernter verwandt eine Fassung bei Tobler, Schweiz. Vl. 2, S. 239 - 247. — Auch Maria spinnt in manchen Liedern dem Herrn einen (roten) Rock, s. Erk-Böhme 3, 2066–2069.

168 (17, 405). Auch hier zeigt es sich, dass immer wieder alter Vorrat an Worten und Wendungen sich den neuen Ereignissen anbequemen muss. Ein um 1760 aufgezeichnetes Lied auf Johann von Werth (oben 13, 223) bringt folgende Strophe:

Hans von der Wehr hat ein Schanz gebaut
Aus Butter und Milch und Saurenkraut.

[Hruschka-Toischer S. 168.]

169 (17, 405). [Zs. f. rhein. Vk. 2, 125: 'Auf dem bibabunten Berge'.]

171 (17, 406). Vgl. zu Nr. 31.

172 (17, 406). Die Weise ist bemerkenswert, weil sie in altertümlicher Art den Vortanz (Reigen) in gradem und den Nachtanz (Springtanz) in ungradem Takte zeigt. [Zs. f. rhein. Vk. 4, 53.]

174 (17, 407) Ob das Stück als ein Ausläufer des Liedes von den drei Jungfrauen angesehen werden darf?

178 (17, 409) und **281**. Zum Liede von der Königstochter im Turme vgl. auch Singer oben 13, 63.

185 (17, 410). In Ernst Dahlmanns 'Lüttjendörp' find ich folgende sprichwörtliche Redensart aus dem Hildesheimischen (Kunstwart 20 Nr. 18 S. 318): Niu stillt deck wat, denn haste wat — awer lat'n jed'n et Seinigte! Der Sinn entspricht in niederem Kreise dem Goethischen 'So weiss er aller Menschen Vermögen zu dem seinigen zu machen'.

191 (17, 411). [Zs. f. rhein. Vk. 4, 54.]

195 (17, 411). Vgl. auch Singer oben 13, 177. [Aus Eutin teilt uns Hr. Prof. Dr. W. Wisser eine 27 Zeilen enthaltende Variante zu 195c mit:

Mariechen sass auf einem Stein
Und kämmte sich die Locken fein.
Da ging die Türe klinglingling,
Da kam der liebe Grosspapa.

Dann erscheint die Grossmama, der Vater, die Mutter, und allen antwortet Mariechen auf ihre Frage: 'Ich weine, dass ich sterben muss.'

Da trat die böse Fee (bei Erk-Böhme 42 m der böse Fähnerich) herein
Und stach Mariechen durch das Herz.
Mariechen kriegte n silbern Sarg,
Die Fee die kriegte n schwarzen Sarg.
Mariechen folgten all die Leut,
Der Fee der folgte niemand nach.
Mariechen kriegte n Lorberkranz,
Die Fee die kriegte n Katzenschwanz.]

200 (17, 414). Vgl. Kopp, Deutsches Volks- und Studentenlied in vorklassischer Zeit Nr 88, Str. 3 (um 1748):

Meine Mutter schickt mich her,
Fraget, ob der kleine Bruder fertig wär.

Es ist eine Stegreifstrophe, die sehr wohl an einen volkstümlichen Vers anknüpfen kann. [Zs. f. rhein. Vk. 2, 127: 'Doktor Peer'.]

Oberstein a. d. Nahe.

Der Schwank von der faulen Frau und der Katze.

Von **Johannes Bolte.**

Im hinterpommerschen Dorfe Garzigar bei Lauenburg kennt man eine lustige Geschichte[1]) von einer Bauerntochter, die so träge war, dass man sie nur 'Nabers Fule' nannte. Aber wer faul ist, muss schlau sein. Als ein Mann aus der Nachbarschaft seine Frau durch den Tod verloren hatte und allgemach auf eine neue Heirat dachte, da hüllte sich Fule nachts in ein Laken, ging unter sein Fenster und rief: 'Vaderke, du dest, wat du

1) Blätter für pommersche Volkskunde 9, 58 (1901) = Brunk, Volkskundliches aus Garzigar S. 27: 'Nabers Fule'.

dest; awer frig du Nabers Fule!' Als sie das einigemal getan, glaubte der Mann endlich dem Rate seiner Verstorbenen folgen zu müssen und hielt bei Fules Vater um sie an. Der warnte ihn wohl, willigte aber ein, und die Hochzeit ward gefeiert. Wie nun am ersten Morgen der Mann auf die Feldarbeit ausging, da stand Fule nicht auf, um ihm das Frühstück zu bereiten; und wie er mittags heimkam, lag sie noch im Bett, und er musste sich selber etwas zu essen kochen, und der Kater sah ihm dabei zu. Da ging er hinaus, band sich eine tüchtige Rute und befahl der Frau, aufzustehen, den Kater zwischen die Knie zu nehmen und festzuhalten. Er prügelte nun den Kater mächtig, und der kratzte dafür die Frau, die ihn hielt. Zu essen bekamen weder der Kater noch die Frau; denn der Mann sagte: 'Bi mi is dat so, wer nich arbeidt, de kriggt uck nischt to ätent.' Als es am nächsten Tage ebenso herging, war Fule so weit, dass sie fortan zeitig aufstand und alle Hausarbeit pünktlich verrichtete.

Aus dem Harze erzählt Pröhle[1]) eine ähnliche Kur, die ein Mann an seiner jungen Frau, einer verzogenen Predigerstochter, vornahm. So oft sie die Speisen verdorben hatte, sagte er, die Katze müsse die Schläge dafür haben; denn (und das ist ein ganz passender Beweggrund seines Verfahrens) der Schwiegervater hatte ihn gebeten, seine Tochter doch nicht zu schlagen. Dann musste die Frau die Katze auf den Rücken nehmen, und er schlug darauf los, bis die Frau hinstürzte. Auch in einem dänischen Schwanke[2]) erzieht ein Grossknecht, der die Witwe des Pächters geheiratet hat, diese zu zeitigem Aufstehen, indem er die Katze auf ihrem Rücken hin- und herzieht. Die Motivierung der Heirat ist hier wieder eine andere; der Besitzer hatte dem Knechte den Pachthof versprochen, falls er die Frau zähmen könne.

Man wird vielleicht geneigt sein, in diesen Erzählungen von der kurierten Faulen nur eine moderne Abwandlung des weitverbreiteten mittelalterlichen Schwankes von der Zähmung einer widerspenstigen Frau[3]) zu erblicken; denn wie hier die Züchtigung der Katze dem Weibe als abschreckendes Beispiel dient, so schüchtert im französischen Fablel 'de la male dame', in Sibots mhd. Gedichte 'Frauenzucht' und jüngeren Seitenstücken der Mann die junge Gattin dadurch ein, dass er seinen Habicht, Jagdhund und sein Ross vor ihren Augen totschlägt, weil sie seine Befehle nicht ausgeführt haben. Allein unsere Erzählung, der ich mich nicht erinnere in den Anekdotensammlungen des 16. und 17. Jahr-

---

1) Pröhle, Kinder- und Volksmärchen 1853 Nr. 53: 'Der strenge Mann'.

2) Kristensen, Jyske Folkeminder 12 (= Aeventyr fra Jylland 3), 255 nr. 48: 'Den onde Kone'.

3) R. Köhler, Kleinere Schriften 1, 137. 3, 40—44. Dazu noch Castelli, Weiber-Cur (Gedichte 2, 85. 1835). Blätter f. pomm. Volkskunde 6, 6. 8, 101. 10, 21. Volkskunde (Gent) 15, 98. Steffen, Svenska sagböcker 1, 10 (1902).

hunderts begegnet zu sein, war doch bereits im 15. Jahrhundert bekannt, was die beiden folgenden, bisher ungedruckten Gedichte bezeugen mögen.

Das erste rührt von dem Schweizer Jörg Zobel von Sanct Gallen her, von dem uns eine Münchner Handschrift (Cod. germ. 568, Bl. 245a bis 268b) zehn 1455—56 geschriebene Gedichte[1]) überliefert: eine Marienklage, ein Loblied auf Maria, Legenden von Alexius, Eustachius, Basilius, die Erzählung vom Narrenapfel (Gesta Romanorum 74), einen Streit zwischen einem Reichen und einem Armen, wer leichter selig werden möge, eine Klage über Pfaffen, Gutsherren und Kaufleute und endlich zwei Novellen, nämlich die aus der indischen Çukasaptati herstammende von dem mit einem Kalbe geäfften Ehemann[2]) und die nachstehende, nicht ohne Gewandtheit erzählte von dem Rosstäuscher, der die widerspenstigsten Pferde zu bändigen wusste und darum vom Edelmann zum Schwiegersohne erkoren ward. — Die andere Dichtung[3]) ist in siebenzeiligen Strophen von ziemlich ungefüger Mache abgefasst durch den Mysner, wohl einen fahrenden Sänger des 15. Jahrhunderts, von dem uns dieselbe Münchner Handschrift Germ. 1020 noch einen Spruch auf den Junker Pfennig überliefert. Auch hier vermählt ein Edelmann seine träge Tochter, mit der er nicht fertig zu werden weiss, einem Bauern, der sich gerühmt hatte, er verstehe faule Pferde und Frauen behende zu machen. Wiederum hat die Katze zugleich die Rolle eines Prügelknaben und eines Peinigers für die Frau, und die Kur hat denselben guten Erfolg. Hinzugefügt ist noch die Erziehung des trägen Ackergauls des Edelmannes; diesen lässt der Bauer hungern und dann hinter einem anderen Pferde ackern, dem er hinten einen Sack mit Hafer angebunden hat.

1. Jörg Zobels Gedicht von dem klugen Rosstäuscher und seiner faulen Frau.

(Aus Cgm. 568, Bl. 245a.)

Es was ains mals ain edelman,
Der hett ain frawen wol getann,
Die im usermassen liebe was,
Als ich in ainem bůche las.
5 Sy im gebar, die schün, die fin,
Trew kind, das wären töchterlin,
Die zoch man uf gar züchteklich.
Zwo die waren ain ander glich,
Sy wuchsen vf an alles arg;
Die tritt von in gesundert ward, 10

1) Vgl. Goedeke, Grundriss ² 1, 313. In Baechtolds Geschichte der deutschen Literatur in der Schweiz (1892) ist Zobel vergessen.

2) Über den Stoff dieses Gedichtes, das ich gelegentlich veröffentlichen werde, vgl. Benfey, Pantschatantra 1, 144, Bédier, Les fabliaux ² S. 193f., Adolphus fab. 7 bei Ulrich, Latein. Novellistik des Mittelalters 1906 S. 13.

3) Im Münchner Cod. germ. 1020 Bl. 50a ohne Absetzung der Verse. Die Strophenform ist die des Sempacherliedes und des Schüttensam (Böhme, Ad. Liederbuch nr. 373. Erk-Böhme, Liederhort nr. 231. 242). An der Textüberlieferung habe ich nur die nötigsten Änderungen vorgenommen. Über die Hs. vgl. noch F. Wilhelm, Alemannia 34, 116f. Den 'Junker Pfennig' des Mysners habe ich in der Zs. f. deutsches Altertum 48, 32 herausgegeben.

Die was so recht vngeschlacht,
Das niemen by ir beliben mocht.
Die zwo die waren tugentlich vnd schün,
Das menklich gütz seytt von in.
15 Da die zů iren tagen komen,
(Als ich es syder han vernommen)
Der vater gab in man, also
Nach irem wilen versorgt er die zwo.
Der triten gar niemen gert;
20 Wan menklich hett von ir gehört,
Das sy so recht böse was
Vnd so vngeert [? ungehört, ungelert] vnd so las,
Das niemen by ir beliben kund.
Der vater gedacht ze der selben stund:
25 'Mich enrůcht, wer mich vmb sy bätt,
Das ich das vnhail von mir tätt.
Sy niempt mir hertz, sin vnd můt,
Das sy so recht schantlich tůt,
Sy wil mirs hertz im lib versencken.'
30 An dem begund er gedencken
An ainen, der nach by im sas,
Ain rosstüschel wase das,
Er kund mit rossen solich köß,
Es was kain roß nit so böß,
35 Er machts tugentliches můt,
Da mit gewan er er vnd gůt.
Der her gedacht in sinem sin:
'Zwar ich solt im min tochter gien,
Ob er sy auch gezämen müg
40 Vnd sy nach sim wilen züg.
Won sy ist so bös vnd verhit,
Solt ich sy schlachen mit einem schit,
Ich müst sy schlachen, das sy sturb,
E das sy imer gütig wurd.'
45 Er nam das festenklich in sin
Vnd schickt bald nach im hin.
Der rostüschel kam gegangen,
Er ward von im gar schůn enpfangen;
Er sprach zů im: 'Nůn sitz zů mir!
50 Won ich muß etwas sagen dier,
Das verstand von mir gar eben.
Wilt, ich wil dier min tochter geben.'
Der rostüschel sprach: 'Das sol nit sin.
Was maint ir, das ir spotend min?'
55 Der her sprach: 'Du hast kain spot an mir;
Bitst du mich, ich gib sy dir.
Das solt du von mir werden gewar.'
Er sprach: 'So schlacht mirs frölich dar!'
Der her sprach: 'Das sol sin.
60 Nun se, hab dier die tochter min,
Vnd was ich dir gütz an ir geb,
Das heb mir vf, die wil ich leb!'
Der rostüschel sprach: 'Was ist dar vmb?
Sy wirt noch gůt, won sy ist jung.
65 Ich wil sy füren mit mir hain,
Da sy wir bayde san alain,
Da wil ich ir zucht vnd er erzögen.
Mit wem wolt sy den hadritz pflegen!'
Er fůrt sy hain vnd het sy wol,
70 Als man ain frawen bilich sol,
Die nach eren stellen tůt,
Das doch der nie kam ze můt;
Wan sy was bos vnd vngschlacht.
In sinem hertzen er gedacht:
75 'Zwär ich sol dich dar zů pringen,
Das du läst von disen dingen.'
An ainem morgen er ausraytt,
Er sprach: 'Lůg, das das essen werd berait,
Won ich kom her wider schier!'
80 Sy sprach: 'Was seist du dar an mir?
Ich lig vnd schlaff, bis mich benügt,
Vnd wil essen, so es mir fügt.
Ich acht nit fast of dini wort.'
Da der man das erhort,
85 Er rait da hin, als ich euch sag,
Vnd kam her wider ze mitentag
Vnd ging frölich in das hus.
Da sas die katz bim herd vnd rust,
Vnd lag sin wib danocht im bet.
90 Mit der katzen er do ret:
'Wes hast du dich nit wol bedacht
Vnd hast ain füir zům hafen gemacht,
Das die spis gesoten wâr?
Sicherlich vnd geschicht es mir mer,
95 Das nit gekochut ist die spis,
Ich schlach dich, das du vor mir list.'
Mit der katzen er das ret,
Dar nach gieng er zů dem bet,
Da sin wib ine lag.

100 Er winst ir ain sälgen güten tag
Vnd do er also vor ir stie,
Von rechter boshayt so tanckt sy im nie,
Also gieng er wider vs
Vnd liess sy schlaffen in dem hus.
105 Sy lag, bis das ir eben was,
Da stünd sy of vnd tranck vnd aß.
Die wil was der man im stal
Vnd versach die roß über all
Vnd gieng dar nach wider hain.
110 Er sprach: 'Zart allerliebsti min,
Mich hungert ser; gib mir ze essen!'
Sy sprach: 'An welen galgen bist gesessen,
Das du nit kumst ze rechter zit?
Nun fris das brot, das dort lit,
115 Won ich dir rate, koch alain!'
Er gedacht: 'Zwar ich main,
Du werdist verwandlen dinen zorn.'
Er schwaig aber stil bis morn,
Do sas er zü dem herd alain,
120 Die katz by im auf ainem stain;
Zü der sprach er: 'Gedenck daran
Vnd tü, das ich dich gehayssen han!
Vnd beheltstus nit in dinem sin,
Zwär du kumst mirs nimer hin.'
125 Also rayt er wider vß
Vnd ließ die katzen by dem hus
Vnd och die frawen, da sy lag,
Vnd kam her wider ze mitemtag
Vnd fand die katzen by dem für:
130 'Ally freüd die wirt dir tür;
Ich schlach dich, das du schrist waffen.
Wie hast so lasterlich verschlaffen!'
Er macht ain rüt, die was gros,
Vnd trüg die katzen in der schos
135 Ze siner frawen, da sy lag:
'Nu hör vnd merck, was ich dir sag!
Die katz die hatt verschaffen ser.
Ich seit irs gestert, tät sis mer,
Das ich irs nimer über säch.'
140 Sy sprach: 'Wie bist du doch so gäch!
Was wilt der katzen gewinen ab?'
Er sprach bald: 'Nun se vnd hab,
Das ich die katzen sere schlach!'
Dar ab sy jemerlichen sach,
145 Won sy was nakend vnde plos.
Er gab ir katzen in die schos.
Er sprach: 'Heb fast vnd lass sy nit!
Won entrint sy dir nun ainen trit,
Ich wil dich für die katzen schlachen.'
150 Vnd begund also anfachen,
Er schlüg die katzen vf den schwantz.
Das wib ergrayff sy by dem kantz
Vnd hüb sy fast vnde ser.
Die katz die stalt sich genuc ze wer
155 Vnd zerkratzt sy so jämerlich,
Das sy nit was ain menschen glich.
Als begund er die katzen hetzen,
Sy gund fast pissen vnde kretzen,
Das sy schray das bitter mort.
160 Do der man das erhort,
Er schlüg die katzen aber ain.
Die katz kratzt fast vnde schray
Vnd zert sich von dem wib mit gwalt.
Der man schwür fast vnde schalt:
165 'War vmb hast du die katzen glan?
Zwär des müst du strayche hän.'
Das wib gar schnel zü im sprach,
Do sy in also zornig sach:
'Was woltest du zichen mich!
170 Siech, wie recht jemerlich
Mich die katz hatt zerrissen
Vnd so recht hart gebissen!
Nun vergib mirs, das bit ich dich.
Ich kund sy nit beheben sicherlich.'
175 Der man der sprach: 'Sy dir vergeben;
Doch so lüg by dinem leben,
Ob die katz nie wider mich tät
Vnd ich dich me hebintz bätt,
So lass sy nit by dinem lib!'
180 'Das wil ich tün,' sprach das wib.
[G]en mornen, da es tage ward,
Er hüb sich aber uf die fart
Vnd rayt mit den rossen vs.
Das wib das gieng frẅ im hus
185 Vnd lügt, was die katz künd kochen.
Do lags bim fẅr, das was getrochen.
Das wib sprach: 'Du verschlaffes tier,

115 rate] data Hs. 152 kantz = Mähne, Nacken. 161 aber nie Hs.

Heb dich vom herd vil bald vnd schier!
Won ich wil selber rüren vnd kochen
190 Ally disy gantzy wochen
Vnd was im hus zů schaffind ist;
Won du so recht verschlaffen bist,
Das ich dich licht me müst haben.
Ich welt vil lieber sin vergraben,
195 Denn das ich dich noch ainust hüb.'
Sy saß züm herd vnd scharbet rüb
Vnd wüsch die häffen vnd richt sich zů
Vnd gedacht: Weder spatt noch frẅ
Wil ichs an katzen mit me lăn;
200 Won ich wil selber frẅ vf stăn,
Das hus wil ich versorgen selb.'
In dem so kompt der man vom feld.
Als bald er in das huse gieng,
Wie tugentlich sy in enpfieng
205 Vnd enpfieng im mantel vnd den hůt.
Er gedacht: Es möcht noch werden gůt,
Das ich die katzen han geschlagen.'
Er begund sy dar nach fragen,
Ob die katz gekochut het.
210 Sy spräch: 'Vnd tättest, das ich dich bät,
Das du die katzen liessist gaun,
So wölt ich selber frẅ vf stăn
Vnd schaffen, was man schaffen sol.'
Er sprach: 'Das gefelt mir fast wol.
215 Was dir dar vmb sy ze můt,
Das tů; es tunckt mich sicher gůt.'
Sy ward so gůt vnd tugendlich,
Sy versach das hus vnd och das vich,
Vnd was man schaffen solt vnd tůn,
220 Das tet sy aygenlich vnd schůn
Vnd gelies an katzen nümer me;
Sy forcht, sy müst sy heben als ee.
Sy ward so gemach vnd so zam,
Das menklich wunder darab nam;
225 Sy verwandlut gar den alten sin.
Ains mals do schickt ir vater nach in.
Als kamentz dar baydy sand,
Zů im nam er den tochter man,
Er forst in bald vnd fragt in der mär,
230 Ob im sin wib gehorsam wär.
Er sprach: 'Sy gefelt mir wol;
Won sy tůt alles, das sy sol.
Sy ist mir gehorsam in allan dingen.'
Er sprach: 'Wie kundest sy darzů bringen?
235 Sicherlich mit straichen grossen.'
Er sprach: 'Weder straych noch stos
Han ich ir al min tag nie geben.'
Der schwecher sprach: 'Nun sag mir eben,
Wie hast du sy dar zů zogen?
240 Sy was ye starer vnd vngebogen,
Ich westin geren, wie dem wär.'
Er seytt ims aygenlich vnd gär.
Der schwecher sprach aber zů im:
'Sicherlich du hast gůt synn;
245 Du hast der sach so wislich tăn.
Ich welt, das ain yeglich man,
Der da hett ain sölich wib,
Die so bös vnd wider kib,
Das sy die katzen müstin heben.
250 Das welt ich ir ze bůsse geben,
Das sy die katzen also plos
Fast müst heben in ir schoß.
Won ich main, das noch menger hab
Ain solich wib noch hüt ze tag
255 Vnd tät er, als der hatt getăn,
Sy ließ vilicht auch da von,
Das sy wurd gůt, die wil sy lebt.'
Da mit die red ain ende hett,
Die ich Jörg Zobel han gesprochen.
260 Die frawen die sond selber kochen
Vnd willig sin hür vnd ferd.
So jagt man katzen von dem herd
Vnd auß dem hus mit ainer růt.
Ir lieben frawen, hand üch in hůt!

---

248 wider bib Hs.

2. Wie ein Bauer eines armen Edelmannes faule Tochter und träges Pferd meistert. Vom Mysner.

(Aus Cgm. 1020, Bl. 50a.)

1. Vil wonder in dem land,
Vor war ich sag,
Mit sachen mancher hand
Die hört man alle tag
Mit fremden funden vnd list,
Als dem edelman
Vnd dem bwer geschehen ist.

2. Der edelman was fry des [50b] gemütes
Vnd kund glympff vnd füg
Vnd [was] gar arm des gutes,
Vnd [het] ein tochter vnd ein acker pffert clüg,
Die warn füle vnd las
Mit allen sachen,
Dar vmb trug er in nyd vnd haß.

3. So hat sich vermessen,
Als ir solt verstan,
Der buwer, [der] was gesessen
Hinder dem edelman,
Der het sich berumet an manchem ende,
Das er kond fawle pfert
Vnd treg frawen machen behende.

4. Ffurbas vngefert,
Solt ir wissen nü,
Da der edelman hort die mer,
Er fur bald zu,
Wie wol er sich schempt vnd thet ym we,
Doch so gab er die tochter
Dem buwer zu der e.

5. Da nü der schympff
Vnd brutlauff geschahe,
Der buwer [mit glympff]
Nü zu ir sprach:
'Ich muß zu acker farn,
Ir solt das huß bewarn.'

6. Sie sprach: 'Meinster, gern;
Ich thu, was ir welt.'
Er nam habern vnd keren
Vnd zohe vff das felt,
So best er kond,
Vnd kam zu huß
In der zehenden stundt.

7. Da der bawer wert
Das huß vff tet,
Do was keyn fewer an dem herd,
Sye lag noch an dem bet.
Er sprach: 'Ist das war,
Ich wil dich wacker machen,
Vnd köst es hut vnd hare'.

[51a] 8. Ein katz vff dem herd lag,
Die snort vnd pfocht,
Er sprach: 'Nü ist es mittag,
Vnd hast mir nichts kocht,
Vnd stet das huß vnkert.
Wer hat dich das gelert?

9. 'Katz, ich sag dir eben,
Thustü morgen me,
Ich wil dir des smerß geben,
Es tut dir we.
Wir hon nicht gnuck do mit;
Frü vff ston, spat neder,
Das is der buwer sit.'

10. Sie ward lachen,
Da sie vernam;
Er ward sich zu feld machen.
Da er wider kam,
Da lag die katz vnd sie vnd schlieff.
Der bwer bald liff

11. Vnd sucht ein guten stecken,
Trat er dacht:
Ich muß euch wecken,
Vnd trug sy fur die betstat:
'Stet vff, es ist zyt.
Ir mußt die katzen halten,
Daʒ sy so lang lyt.'

Str. 2, 3 lies etwa: Do was er arm. — 8, 2 pfocht] pfüczt Hs. — 8, 3 Er] Sie Hs. — 9, 3 suouerß Hs. — 11, 2 Trat, mhd. drâte = eilig, alsbald.

12. Der buwer schlug in die katzen,
Sie hilt [sie] nacket ploß;
Sie ward grülich kratzen,
Das blut von ir floß.
'Sol ich die katzen lon?
Halt sie vast!
Sie will nit vffston.'

13. Sie ward iehen:
'Lieber meinster mein,
Ir sollt ir das vbersehen,
Ich wil ir burg sin,
Lat sie durch got darvon!
Was die katz nit thůt,
Das wil ich fur sie thun.'

14. Do sprach der buwer:
[51b] 'Lat die katzen gen!'
Sie sach [in an gar] swer:
'Wie sol ich das versten?
Get der schympff also zu,
So halt der hencker me.'
An dem dritten morgen frw

15. Der buwer fur zu acker
Vor dem wald.
Sie was worden wacker
Vnd stund vff bald
Vnd bereyt das huß,
Der buwer kam
Vnd spyn die pffert vß.

16. Er ging in das huß mit schall
Vnd sahe sich vmb weyt breyt,
Es ward ym wol gefallen,
Der tisch was schoen bereyt.
Er dacht: Myn kunst ist bewert
An der frawen vnd katzen,
Die lyt nicht mer vff dem herd.

17. Der bwer clug vnd wyße
Ging von dem tisch
Zu dem edelman lyß;
Er sprach: 'Die tochter ist schnelle vnd risch',
Vnd sagt ym, wie sie die katzen haben müst.
Er sprach: 'Ich han ein fwle acker pffert,
Das dörfft wol sölicher buß.'

18. Er ward vor snarchten [?]:
'Das kan ich gnuck.'
Er nam die fwlen gurren
Vnd spyn sie in den pflug
Vnd ein ander pfert vorn dran,
Dem band er habern vff den arß.
Do es ward sichtig an,

[52a] 19. Es ward grulich schalten,
[Das sag ich ungelogen,]
Nymand mocht es halten,
Es het zwen pflug gezogen,
So gern het es den habern gehebt,
Es mocht in nit herreichen;
Das mancher also tet.

20. [West ich] von mannen vnd knaben,
Die fwle gesind hon,
Ich hieß sie auch die katzen haben,
Als der bwer hat geton,
Vnd ließ sie werden ler,
So wurden sie risch,
Singt euch hie Mysner.

Berlin.

Str. 15, 7 und 18, 4 spyn = spannte, das alte starke Präteritum.
17, 4 risch = hurtig, behende.
18, 1 lies etwa: Er ward im sweren (: 18, 3 meren).
19, 2 an lagen Hs.
20, 3 Ich] vnd Hs. Man könnte auch 20, 1 und 20, 3 ungeändert lassen und den Satz schon in 19, 7 beginnen: Wenn [statt Das] mancher also tet . . .
20, 5 lere Hs. Leer = hungrig.

Die iranische Heldensage bei den Armeniern, Nachtrag.

Von **Bagrat Chalatianz.**

(Vgl. oben 17, 414—424.)

---

7. Rostam hilft dem Könige Key-Kobād gegen die Turanier[1]).

Alfasian-Ǧaba-Phiša, der König von Turān, bekriegte Keavǧebath, den König von Iran, besiegte ihn und nahm sein Land in Besitz. Da rief der greise Zal seinen vierzehnjährigen Sohn Rostam zu sich, und um zu prüfen, ob er stark genug sei, dem bedrängten König Hilfe zu leisten, befahl er ihm, einen schweren Streitkolben zu holen. Als Rostam dies ohne Mühe tat, küsste ihn Zal und gebot ihm, sich ein Ross aus dem väterlichen Stalle für die weite Reise auszuwählen; allein auf welches Pferd er seine Hand legte, das neigte den Bauch zur Erde. Da begab sich der Held ins Gebirge und wählte hier aus den sieben Herden seines Vaters den Hengst Rexše-Balaq aus. Der Hirt erzählte ihm, der Hengst sei ein Spross eines dem Meere entstiegenen Rosses, das einer Stute beigewohnt habe; als es wieder ins Meer tauchte, erscholl eine Stimme aus dem Wasser, der Hengst sei allein für Rostam bestimmt. Unterwegs begegnete dem Helden ein Schmied, der dem Rosse goldene Hufeisen anschlug; als er fertig war, sprach er zu Rostam, der Tag, wo die Hufeisen abfielen, werde sein Ende sein. Darauf verschwand er sofort. Als Zal dies hörte, erkannte er in dem Schmied einen gottgesandten Engel; er legte nun dem Sohne den Panzer an, band ihm das Schwert und den Dolch um und liess einen Perlmuttersattel mit vergoldeten Steigbügeln auf den Rexše-Balaq legen. Erst beim Abschied gebot Zal dem Rostam, zum König Keavǧebath zu reiten, der sich seit vielen Jahren mit seinen Leuten in einer Festung im Gebirge eingeschlossen hielt, und ihm kund zu tun, es seien noch zwölf Städte, darunter Zabl[2]), Qabl, Sisan, Sehruz, Navruz, Lahur, Ǧandahar, Avla, Bagda in den Händen seines Vaters. Mit seinem Beistande solle er den Feind bekriegen.

Dem König Keavǧebath träumte, dass jemand eine Schüssel voll Gold und Edelsteinen vor ihn stelle; erwacht, sprach er zu seinen Leuten: „Heute wird ein Sohn Zals mit froher Botschaft zu uns kommen.“ Es gelang Rostam, den König zu dem Krieg gegen den Feind zu bewegen; er rüstete sein Heer und zog mit diesem und dem Helden aus. Als der König von Turān dies erfuhr, sandte er den Pehlevan Ǧeilūn samt 12000 Kriegern aus. Allein Rostam tötete ihn im Zweikampf und erschlug das ganze Heer bis auf einen Mann, dem er die Zähne auszog und in die Stirn hineinnagelte; dann entliess er ihn als Boten zu seinem König. Nach diesem Siege erhob sich das Land; der König vereinigte sich mit Zal; da stiessen zum Heere Mirab aus Qabl[3]), Zang aus Šahur, Gurgin aus Guša,

---

[1]) Die Nr. 7—12 sind unter dem Titel 'Rostam-Zal' vom Archimandriten Garegin Ovsephian in der von Ervand Lalayan herausgegebenen Ethnographischen Revue, Bd. 7—8, 205—258 (Tiflis 1901) veröffentlicht, leider ohne Nennung der Erzähler.

[2]) Die bekannte Provinz Zabulistān, das Gebiet Zals.

[3]) Die heutige Stadt Kabul.

Tüs aus Nazar, Meladi aus Sisān, Avla, Bagda. Wieder begann die Schlacht mit Zweikämpfen, in denen die genannten Pehlevanen den Sieg erfochten; nur Zang aus Šahur verlor sein Leben. Da hielt es Rostam nicht länger aus, bestieg Rexše-Balaq und stürzte auf die Feinde, und beide Heere wurden handgemein. Der König von Turan ward geschlagen und ergriff die Flucht, er überschritt den Fluss Ava-Šahdarud und rettete sich in sein Land.

8. Rostam und Zorab; Rostam und Brzo; der Einfall der Turanier.

Einst verliess Rostam im Ärger das väterliche Haus und zog in die Fremde. In einer Stadt[1]) eingekehrt, heiratete er die Tochter seines Hauswirtes. Darauf verliess er sie, indem er ihr vor der Abreise seinen Namen offenbarte und ihr ein Armband mit dem Auftrage gab, falls sie einen Sohn gebären sollte, dies um dessen Arm zu binden und ihn dann zum Vater in seine Heimat zu entsenden. Sie gebar den Zorab. Er zeichnete sich durch ungewöhnliche Stärke aus und ward ein Liebling des Königs. Dieser trug ihm auf, mit einem starken Heere gegen Irān zu ziehen und die 'Städte Rostams' zu zerstören. Darauf gab Zorab das Armband seiner Frau (sic!); wenn sie eine Tochter gebären würde, sollte sie es verkaufen; andernfalls sollte sie es dem Knaben um den Arm binden. Der Held richtete in Iran eine furchtbare Verwüstung an. Als Rostam gegen die Pehlevanen auszog, unterlag er dreimal im Zweikampfe mit ihm. Nur durch List gelang es ihm Zorab zu Boden zu werfen und ihn mit seinem Dolche zu durchbohren; da drohte ihm der sterbende Held mit der Rache seines Vaters Rostam. Wahnsinnig vor Gram, hob der unglückliche Vater den Leichnam Zorabs auf seine Schulter und irrte so drei Jahre lang in der Welt herum. Eine Alte versprach dem Zal, seinen Sohn zu heilen, und richtete es so ein, dass Rostam sie traf, wie sie ein Stück schwarzen Stoffes (der für die Zelte gebraucht wird) im Flusse wusch. Als er sie fragte, was sie da tue, antwortete sie, sie wolle sich ein Kopftuch aus dem Stoffe machen. Erstaunt sagte der Held, dazu werde der Stoff nie dünn genug werden. Da erwiderte die Alte: „Ebensowenig kann der Tote, den du trägst, lebendig werden.“ Bei diesen Worten kehrte Rostam die Vernunft zurück, und er begrub alsbald den Leichnam seines Sohnes.

Zorabs Frau gebar den Brzò. Der erschlug einst einige Pehlevanen aus dem Königsheere, die sein Saatfeld zertraten; er wurde festgenommen und zum König Alfasia Ğaba-Fischa gebracht[2]). Hman riet dem Fürsten, ihn als einen Spross vom Stamme Zals zu töten; aber Phiran sprach dafür, ihn mit einem Heere nach Irān zu senden, um das Land seines Vaters zu erobern, und erhielt für seinen Rat vom König einen Chalath (Geschenk). Im Zweikampfe mit Rostam zerbrach Brzò dessen Schild und Arm. Erstaunt über die auffallende Ähnlichkeit des Gegners mit Zorab, schickte der alte Held am nächsten Tage seinen Sohn Feramaz in seiner Rüstung zum Zweikampfe, mit dem Auftrage, den Gegner lebend gefangen zu nehmen. Mit einem Schlage zerbrach Brzò den Schild des Feramaz; doch gelang es diesem endlich ihn mittels eines Wurfstrickes gefangen zu nehmen. Rostam liess den Helden in eine Grube werfen. Als Brzòs Mutter die Gefangennahme ihres Sohnes erfuhr, eilte sie zu ihm und befreite ihn mit Hilfe einer Frau, die ihn insgeheim ernährte und dafür begehrte, dass der Held sie heiraten solle.

---

1) Wohl in Turān. Der Erzähler fügt hinzu: „Der Schwiegervater würde den Helden wohl getötet haben, wenn er ihn erkannt hätte.“

2) Vgl. die Sage von Kyros bei Herodot.

Unterwegs begegnete Rostam den Flüchtlingen; im Kampfe mit Brzò warf er ihn mit einem Hieb vom Pferde herab und wollte schon den Todesstreich führen, als die Mutter rief, es sei ja sein Enkel. Rostam küsste ihn und brachte ihn nach Aivane Zabl[1]). Es kamen 60 Pehlevanen aus dem Hause des Tüs und ebensoviel aus dem von Godarz, um Rostam zu begrüssen. Der König aber schickte ihm ein Geschenk.

Die Kunde davon betrübte sehr den König von Turān. Eine Hexe namens Süsün erbot sich den Feind gefangen zu nehmen; doch sollte der König den Helden Filasem aus Činimačin (China) herbeikommen und für sie ein Sas[2]) anfertigen lassen, das beim Spiel tausend Töne erschallen liesse. Darauf zog sie nach Irān, schlug ihr Zelt auf dem Felde auf und behexte durch Zauberkunst den Tüs. Diesen, Godarz und seine Söhne Giv und Bahram und noch andere Pehlevanen machte die Hexe trunken, band sie an den Händen und hielt sie im Zelte gefangen. Da kam Feramaz, um sich nach seinen Gefährten umzusehen, und geriet in Zweikampf mit Filasem. Schon war er in arger Bedrängnis, da erschien Zal und befreite ihn aus der Hand Filasems. Auch Rostam eilte herbei und erschlug den gefährlichen Feind und trennte seinen Kopf vom Rumpfe. Darauf sandte er erst Brzò und dann Gurgin aus, um die Strasse vor der anrückenden feindlichen Schar, die vom König geführt wurde, zu schützen. Phiran, dem sein Rivale Hman an allem die Schuld gab, ritt dem Brzò entgegen und suchte ihn zu überreden, der König von Irān hätte ihm vorgelogen, dass er ein Enkel Rostams sei. Der Held kehrte mit ihm zum König Alfasia zurück, angeblich um seine Hand zu küssen, ergriff dessen Thron und brachte ihn seinem König.

Die beiden Könige vereinbarten nun, den Krieg durch einen Zweikampf zu entscheiden. Da der König von Iran von Körper schwach war, erbot sich Brzò, statt seiner zu kämpfen. Rostam hielt es nicht mehr aus und folgte ihm nach. Darauf wurden die beiden Heere handgemein. Feramaz erschlug die Hexe Süsün und befreite die gefangenen Pehlevanen, die sogleich in die Schlacht stürzten. Der König von Turan ergriff die Flucht und ging über den Fluss Avašah-Darud zurück.

9. Rostams Schmaus in Turān[3]).

Frühjahr wars; zehn Tage von Nisan[4]) waren vergangen, zwanzig blieben noch übrig; da sammelte Rostam seine Pehlevanen Mirabē Qabli, Tüsē Nazar, Zangē Šahuri, Zavarē, Giv, Brzò, Feramaz u. a., und zog nach Turān. Auf der königlichen Wiese liess er Zelte aufschlagen und einen Schmaus bereiten. Vom Weine trunken, schlief er bald ein, nachdem er Giv als Wächter auf die Brücke gestellt hatte. Als der König Alfasia Ğaba-Phischaní dies erfuhr, fragte er, wer es gewagt habe, seine Jagdwiese zu betreten und zu verderben. Der kluge Phirān erkannte in dem kühnen Feinde Rostam und riet dem König, ihn in Ruhe zu lassen. Hman riet dagegen, ihn zu umzingeln und anzugreifen, und bekam dafür ein Chalath (Geschenk). Dem heftigen Ansturm der Feinde leistete Giv, wie sehr auch die Streitkolben niederprasselten, Widerstand. Da näherte sich ihm der König und versprach ihm viel Reichtum, wenn er zu ihm übergehe. Zavarē

1) Aivan bedeutet im Persischen 'Palast'.

2) Eine Art der siebensaitigen Guitarre, das Instrument der wandernden Musiker.

3) Die vorliegende Fassung, obgleich in Prosa, trägt noch die deutlichsten Spuren einer poetischen Volksüberlieferung.

4) Nisan ist der erste Monat der Mohammedaner.

rief: „Rostam, stehe auf! Man hat den Giv getötet.“ Rostam erwachte; er hörte, dass Givs Stimme bis zum Himmel schallte, so heftig kämpfte man, und sprach: „Gebt mir eine Schale Wein! Süss klingt Givs Stimme im Kampfe. Solange Giv noch lebt, ist die ganze Welt (d. h. der Feind) kein Haar wert.“ Und er schlief wieder ein. Wieder versuchte der König von Turan mit Schmeichelworten Giv zu bestechen: „Glücklich ist der, dem du dienst.“ Dann erschien Filasem in der Schlacht und stiess ihn mit einem Hiebe von der Brücke herab, allein er stand wieder auf und nahm seinen Posten ein. Nochmals weckte Zavarē den Rostam; da er aber wieder die süsse Stimme Givs vernahm, schlief er ruhig ein. Mirabē Qabli eilte in die Schlacht, doch getroffen von dem Streitkolben Filasems sank er vom Pferde zu Boden. Dasselbe Schicksal traf auch den Zangē Šahurī. Hman stürmte mit gezücktem Schwerte auf das Zelt des schlafenden Rostam los, allein ein Engel in der Gestalt einer Alten vertrieb ihn mit drohenden Worten. Zavarē trat dem Filasem entgegen und zerbrach seinen Schild, doch der Gegner stiess ihn vom Pferde und hob das Schwert, um ihn zu töten; da erschallte das dröhnende Geschrei des erwachten Rostam, und Filasem liess von Zavarē ab.

Rostam stand auf und gürtete das Schwert um, auf den Rücken band er den geschmückten Dolch, dessen Griff über die Schulter hinausragte, hängte auch den Bogen um, schnürte den Gürtel fest, zog den Panzer an und warf den Pelz[1]) um die Schultern. Er rollte die Augen, dass jedes Auge einer chinesischen Tasse glich, drehte den Schnurrbart aufwärts, dass er über die Ohren hinausragte; sein Haar sträubte sich und durchbohrte den Panzer. Er rief die Stallknechte, die striegelten das Ross, legten den Perlmuttersattel auf und hängten die vergoldeten Steigbügel daran. Er ergriff seinen 300 Bathman[2]) schweren Streitkolben und rief Gott an. Qeaxsir[3]) ibn Baraq erfuhr, was geschehen, und eilte mit seinem Heere zum Schlachtfelde. Als Rostam in den Kampf ritt, verliess Giv endlich die Brücke, und der Feind strömte hinüber. Rostam erschlug im Zweikampf den Filasem; die Turanier ergriffen die Flucht und gingen in ihr Land zurück.

10. Siavušs Ermordung.

Giv und Tüsē Nazari waren Veziere des iranischen Königs Qeaxsir (der eine war ein Riese, der zweite aber ein Schwächling.) Einst trafen die beiden Pehlevanen am Meeresufer einen Riesen, der, den Kopf auf den Knien einer Schönen ruhend, schlief. Der Riese erwachte, packte Tüs, presste dessen Kopf zwischen seine Beine und schlief wieder ein. Giv tötete ihn und befreite Tüs. Darauf entstand ein Streit zwischen den beiden Recken um die Schöne. Der König wollte die Sache durch einen Zweikampf entscheiden lassen und beschied Rostam dazu her. Rostam aber nahm ihnen das Mädchen fort und gab es dem Könige zur Frau, da dieser Witwer war, des Königs Sohn Siavūš aber nahm er mit in seine Stadt. Als nun die junge Königin einst beim Turnier den schönen Siavūš sah, bat sie den König, ihn nicht mehr fortzulassen. Nach einiger Zeit zog der König mit Siavūš und Gefolge auf die Jagd. Der Königssohn kehrte aber bald zurück, um das Armband seines Vaters, das er zu Haus vergessen hatte, zu holen. Die Königin packte den schönen Jüngling am Gewande und verlangte, er solle bei ihr schlafen; und als er sich weigerte, schlug sie ihm die Zähne aus.

1) Der Pelz gilt auch heutzutage im Orient als Zeichen des vornehmen Standes.
2) Bathman, etwa 15 Pfund.
3) Verstümmelt aus Key Chosrāu, dem Namen des Königs von Irān.

Mit blassem Gesicht trat er vor seinen Vater; auf seine Frage, ob er krank sei, antwortete er nichts. Als der König nach einigen Tagen in seine Stadt Astarx zurückkehrte, warf ihm die Königin vor, er hätte ihr statt eines Sohnes einen Buhler gebracht. Der Fürst geriet in Zorn und befahl Giv und Gurgen, den Siavūš zu töten und ihm dessen Blut zu bringen, damit er es trinke und seinen Rachedurst stille. Allein die edlen Recken liessen den Königssohn frei und brachten dem Könige seine Kleider mit dem Blute eines getöteten Hundes besudelt. Siavūš flüchtete zu dem König von Turān in die Stadt Qeangah. Auf den Rat Phirans gab ihm der König seine Tochter zur Frau, indem er ihn schwören liess, so lange er lebe, seine Hand nie wider Turān zu erheben. Der böse Hman aber schmiedete alsbald gegen Siavūš Ränke; er schrieb in seinem Namen einen Brief an den König und die Pehlevanen von Irān, in dem sie um Hilfe gebeten wurden, da er den Thron des turanischen Königs in Besitz nehmen wolle. Der Brief wurde mit dem Siegel Siavūšs versiegelt und einem Eilboten übergeben, den dann Hmans Leute gefangen nahmen. Als der König den angeblichen Verrat des Siavūš erfuhr, liess er ihn auf der Jagd überfallen. Allein der Königssohn tötete die ausgesandten Pehlevanen. Als aber der König das Haus seines Schwiegersohnes mit einem zahlreichen Heere umzingelte, erhob Siavūš, treu seinem Schwur, seine Hand nicht gegen die Turānier, sondern liess sich ruhig töten, nachdem er vorher seiner Frau den Auftrag gegeben, sein Blut in einem Kruge aufzubewahren und es jedem zu geben, der nach ihm fragen werde. Auch erhielt die Königstochter von ihm ein Armband, das sie, falls sie einen Knaben gebäre, um dessen Arm binden solle. Die Frau gebar nach seinem Tode einen Sohn, den der blutdürstige Hman umzubringen suchte.

Da erschien dem Giv im Traume ein Reiter, der ihm befahl, den Sohn des Siavūš aus der ihm drohenden Gefahr zu retten und zu holen. Nach siebenjähriger Wanderung gelangte er endlich in die Stadt Qeangah; statt der Kleider bedeckte seinen Körper das langgewachsene Haar. Hier entdeckte er den Sohn des Siavūš, den er mit seiner Mutter auf das Ross des getöteten Helden setzte, um das feindliche Land rasch zu verlassen. Alsbald benachrichtigte Hman den König von der Entführung seiner Tochter und ihres Sohnes. Phiran setzte mit 500 Pehlevanen dem Giv nach, der aber erschlug sie allesamt bis auf Phiran. Diesem band er die Hände und entliess ihn als Boten, nachdem er ihm das Ohr durchstochen hatte. Giv gelangte glücklich in die Stadt Astarx, wo der Sohn des Siavūš unter dem Namen Qeavxesr ibn Baraq den Thron seines verstorbenen Grossvaters bestieg.

11. Rostams Streit mit dem Könige und dessen Beilegung.

Diese Erzählung ist nur eine kürzere Fassung der von mir oben 14, 290—294 mitgeteilten Sage.

12. Rostam rettet den turanischen König, tötet ihn aber, als dieser sich verräterisch erweist.

Einst verliess der Sohn des Königs von Irān im Ärger über die Strenge seines Vaters das Land und begab sich zu dem König von Turān in seine Residenzstadt Qeangah, wo er bei dem Herrscher freundliche Aufnahme fand. Als Qeanqüs, der König von Divs, mit einem zahlreichen Divenheere die Königsstadt belagerte, erbot sich der iranische Kronprinz, den Feind zu bekriegen, und zog in voller Rüstung gegen Qeanqüs, indem er dessen Leuten viel Verderben brachte.

Unterdes zogen Giv, Mehrabē Qabli und Bejan aus, den Königssohn zu suchen, und gelangten in die Stadt Qeangah. Hier wurde der letztere im Zweikampf mit

Giv, ohne von ihm erkannt zu werden, besiegt und gefangen genommen. Er versprach ihm, wieder nach Iran zurückzukehren; zuvor aber sollten sie seinem Gelübde gemäss das Land des turanischen Königs von dem verheerenden Feinde befreien. Die vier iranischen Helden stürzten allein in den Kampf gegen die Divs und bedrängten sie sehr.

Rostam aber wollte nicht länger warten, sammelte sein Heer und zog eilends nach Turān, um die vermissten Pehlevanen und den Königssohn zu suchen. Er fand sie auf dem Schlachtfelde vor der Stadt Qeangah. Der turanische König stand von seinem Throne auf, als er den Rostam sah, und begrüsste ihn. Der ruhmreiche Held entschied sofort die Schlacht; mit einem Schwerthieb trennte er dem feindlichen Könige den Kopf vom Rumpfe und trieb sein Heer in die Flucht. Da er aber dem Herrscher von Turān nicht traute, wollte Rostam schon seine Stadt zerstören. Nur auf Bitten des Sohnes seines Königs liess er sich von diesem Vorhaben zurückhalten. Dem siegreichen Helden huldigte auch der turanische König, indem er ihn auf seinen Thron setzte. Als aber Rostam mit dem Königssohne und den drei iranischen Recken die Heimreise nach Iran antrat, befahl der heimtückische König, alle Wege mit zahlreichem Heer zu besetzen. Von allen Seiten umzingelt, sah Rostam sich genötigt, Bejan um Hilfe nach Irān zu schicken. Um den iranischen Herrscher sammelten sich Zal, Tūsē Nasari, Godarz und Bahrame Ǧabali mit ihren Mannen. Es begann ein furchtbarer Kampf zwischen den zwei feindlichen Heeren, der drei Tage und drei Nächte tobte. Rostam tötete den König von Turān mit eigner Hand, schlug seine Krieger in die Flucht und bestieg, um des Friedens sicher zu sein, dessen Thron. Nach sieben Jahren aber übergab er die Krone dem zwölfjährigen Sohne des turanischen Königs und verliess mit seinem Heere das Land. Man sagt, Rostam habe neunhundert Jahre lang gelebt.

Leipzig.

Der kluge Vezier,

ein kaschmirischer Volksroman,

übersetzt von **Johannes Hertel.**

Den interessanten Volksroman, den ich im folgenden veröffentliche, verdanke ich einem Brahmanen in Srīnagar, dem trefflichen Paṇḍit Sahajabhaṭṭa, dem wir schon für die Beschaffung von vier Handschriften des Tantrākhyāyika zu grösstem Danke verpflichtet sind. Seine glücklichen Funde führten mich darauf, bei ihm anzufragen, ob nicht auch ältere Formen anderer bekannter Erzählungssammlungen, wie die Vetālapañcaviṃśatikā, die Siṃhāsanadvātriṃśikā usw., in Kaschmir vorhanden seien, und ob er nicht imstande wäre, mir gute Erzählungen aus dem Volksmund zu liefern. Seine Suche nach älteren Fassungen der Erzählungsliteratur ist gänzlich ergebnislos verlaufen. Die zweite ihm

gegebene Anregung hat er mit mehr Glück befolgt, und der Volksroman, den ich heute als erstes Ergebnis seiner Sammeltätigkeit der Volkskunde als Material zuführen möchte, berechtigt uns zu der Hoffnung, dass wir noch manches Interessante aus Kaschmir erhalten werden.

Ich hatte bei dem Paṇḍit angefragt, ob es in Srinagar noch Sitte sei, dass Märchenerzähler auf Strassen und Plätzen ihr Publikum unterhielten. Er antwortete mir, dass davon keine Rede sein könne. Die Leute, die mit der volkstümlichen Erzählungsliteratur vertraut seien, wohnten überhaupt nicht in der Stadt, sondern auf dem Lande und auch da meistens in Walddörfern; dort habe er sich die Erzählungen von einem Kenner kaschmirischer Geschichten erzählen lassen, sie aufgeschrieben und übersetzt.

Die Reinschrift des vorliegenden Volksromans, die er mir gesandt hat, ist ein Manuskript von 134 Quartseiten. Es enthält den Text in Kaschmīrī mit schwarzer Tinte, darunter mit roter Tinte eine Interlinearversion in Sanskrit mit gelegentlichen Erläuterungen sachlicher und sprachlicher Art. Um das Zitieren zu erleichtern, gebe ich am Rande meiner Übersetzung die Pagination der Handschrift. Meine Übersetzung ist nach der Interlinearversion gefertigt, da ich kein Kaschmīrī kann und auf lange Zeit hinaus sicher nicht die Musse finden werde, mich mit dieser Sprache zu befassen. Da die Interlinearversion sehr sorgfältig gefertigt und der Paṇḍit, wie mir M. Aurel Stein versicherte, der beste der lebenden Sanskritkenner in Kaschmir ist, der natürlich auch die moderne Sprache seines Landes beherrscht, und da er seiner Übersetzung Bemerkungen beigegeben hat, wo Dinge vorkommen, die dem Europäer nicht ohne weiteres verständlich wären, so ist diese Interlinearversion eine völlig sichere Grundlage. An allen zweifelhaften Stellen hat mein hochverehrter Freund, der Oberbibliothekar des India Office F. W. Thomas, die mir hier nicht zugänglichen grammatischen und lexikalischen Hilfsmittel der Kaschmīrī verglichen und mir, wo diese versagten, genaue Auskünfte von seiten des Herrn J. C. Chatterji und einer Autorität wie G. A. Grierson vermittelt. Den genannten Herren sei auch an diesem Orte für ihre Bemühungen mein herzlichster Dank ausgesprochen. Ich glaubte darum, die hübsche Erzählung den Förderern und Freunden der Volkskunde nicht vorenthalten zu dürfen. Dass übrigens Paṇḍit Sahajabhaṭṭa den Kaschmīrī-Text gewissenhaft aufgezeichnet und ihn ebenso gewissenhaft übersetzt hat, kann man, wenn nicht das Äussere schon darauf schliessen liesse, der Bemerkung zu Seite 61[1]) entnehmen, in der er erklärt, dass ein Kaschmīrī-Wort ihm unbekannt ist. Ein weniger gewissenhafter Arbeiter würde, da der Sinn der Stelle völlig klar ist, ein anderes Wort in den Kaschmīrī-Text oder wenigstens in die Interlinearversion eingesetzt haben.

---

1) Ich zitiere nach Seiten des Originals, die am Rande der Übersetzung angegeben sind.

Meine Übersetzung ist in der Prosa wie in den metrischen Stellen möglichst sinngemäss. Natürlich habe ich mich bemüht, unserem Sprachgebrauch dabei Rechnung zu tragen, also bisweilen Substantiva durch Pronomina oder Verba ersetzt und umgekehrt, habe auch in einigen wenigen Fällen tautologische Sätze zusammengezogen. Dabei habe ich mich aber sorgsam gehütet, etwa bildliche Ausdrücke durch uns geläufige zu ersetzen und überhaupt den Ton des Originals zu verwischen. Dass ich inhaltlich nichts hinzugetan oder weggelassen habe, brauche ich kaum zu betonen.

Nach Form und Stil ist der Roman echt volkstümlich. Wir finden hier die wohl über die ganze Erde verbreitete Mischung von Prosa und Versen, die für volkstümliche Erzählungen so charakteristisch ist. Die eingestreuten Strophen ('Liedchen') sind im Kaschmīrī-Text gereimte Vierzeiler; ich habe sie darum auch in der Übersetzung als solche gegeben. Der Stil ist behaglich breit und scheut sich nicht vor Wiederholungen, die ein geschulter Schriftsteller vermeiden würde. Es wird niemals unterlassen, zu berichten, dass die Helden die Nacht über schliefen, am Morgen aufstanden und ihr Mahl verzehrten, bevor sie ausgingen.

Der kluge Minister ist eine Erscheinung, die uns in der indischen Geschichte und in der indischen Erzählungsliteratur häufig begegnet und ihre Erklärung darin findet, dass die meisten indischen Herrscher sich sorglos den Genüssen hingeben, die ihnen ihre bevorzugte Stellung in reichem Masse gewährt, während die Regierung in den Händen des leitenden Ministers liegt. Das kommt auch in unserem Roman zum Ausdruck, ebenso die Erblichkeit des Ministerpostens in Indien und die Gepflogenheit, den künftigen Minister mit dem künftigen König zusammen zu erziehen.

Andererseits möchte ich glauben, dass die darin häufig vorkommenden Verkleidungen des Ministers (Veziers) in eine Frau ein mohammedanischer Zug sind; denn nur die Tracht mohammedanischer Frauen bietet Gewähr für das Gelingen, und es ist etwas anderes, ob gelegentlich eine solche Verkleidung benutzt wird, was sich natürlich in allen Literaturen findet, oder ob Verkleidungen in solcher Häufigkeit auftreten bei einem Erzähler, der im ganzen sehr gut motiviert. In der vorliegenden Form ist der Roman mohammedanisch; vgl. namentlich die Heiligkeit des Freitags S. 101, die Hochzeitsgebräuche, von denen S. 81 in Str. 33 und dann noch öfter die Rede ist, ebenso die überall häufige Erwähnung 'Gottes' oder 'des Herrn'. Um diesen Eindruck nicht zu verwischen, habe ich überall die im Kaschmīrī-Text stehenden Ausdrücke Vezier, Dīwān, Dīv, Dschin, Moschee beibehalten und nur aus einem äusserlichen Grunde — um den Misslaut des häufig vorkommenden Kompositums Schāh-Sohn oder Padschāh-Sohn zu vermeiden — die Ausdrücke König und Königssohn, Königstochter gebraucht.

Einen historischen Hintergrund hat unser Roman sicherlich nicht. Das beweisen allein schon die abenteuerlichen Beziehungen, in die er die Länder Rūs (Russland), Rūm (Ost-Rom, d. i. die Türkei) und Arb (Arabien) setzt. Vielmehr ist die ursprünglichste Form desselben, die sich bis jetzt nachweisen lässt, die erste Erzählung der Vetālapañcaviṃśatikā, am besten bei Somadeva, Kathāsaritsāgara LXXV (Ausgabe von Brockhaus S. 290, von Durgāprasād und Parab S. 467; Übers. von Tawney 2, 234, in sehr hübschen Versen von F. von der Leyen in seinen 'Indischen Märchen' 1898 S. 12); ferner bei Kṣemendra, Bṛhatkathāmañjarī IX, 71; Prosabearbeitung von Śivadāsa, ed. Uhle S. 7, von Jambhaladatta, ed. Jīvānanda Vidyāsāgara, Calc. 1873, S. 7; Baitál Pachísí, übersetzt von Oesterley 1873, S. 26. Weitere Literatur[1]) findet sich in den zitierten Werken von Oesterley S. 181, Tawney 2, 241 und von der Leyen S. 125. 167. Namentlich ist zu beachten, dass in unserem Roman S. 83ff. wie in der mongolischen Fassung (Benfey, Pantsch. 1, 457; von der Leyen S. 126) das Liebespaar ertappt und ins Gefängnis gebracht wird. Die Rettung, die in der mongolischen Fassung wie Śukasaptati t. simpl. 19, Marāṭhī-Übersetzung 19, Textus ornatior 28 vor sich geht, ist in unserem Roman sehr hübsch umgebildet (S. 87). Von der Leyen verweist noch auf Tawney 1, 91 und Benfey 1, 457. [Chauvin 6, 178. Oesterley zu Kirchhof, Wendunmut 1, 382 und 6, 240]. — Ferner hat die mongolische Fassung mit unserem kaschmirischen Roman das Gottesurteil gemeinsam; Benfey 1, 457, von der Leyen S. 127, unser Roman S. 101—108. Von der Leyen verweist auf Śukasaptati, textus simpl. 15. An gleicher Stelle steht es in der Marāṭhī-Übersetzung. Im Textus ornatior (24) und in der Hs. A (17)[2]) fehlt es. Tawney bei Jacobi, Pariśiṣṭaparvan S. 28 und von der Leyen S. 127 verweisen auf Jātaka 62. Wenn von der Leyen daraus einfach den Schluss zieht: „Ursprünglich ist es buddhistisch", so entbehrt dieser Schluss allerdings jeglicher Begründung. [R. Köhler 1, 513. Hertz zu Gottfried von Strassburg, Tristan 1901 S. 545. Reinisch, Somali-Sprache 1, 157.] — Im Textus simplicior und in der Marāṭhī-Übersetzung der Śukasaptati ist mit dem Gottesurteil die Erzählung von der weggenommenen Fussspange[3]) verbunden, die sich auch im Textus

1) [Swynnerton, Indian nights p. 149. Dames, Folk-lore 4, 285. Kúnos, Türk. Vm. S. 256. Dozon, Contes albanais p. 179. — Zur Zeichensprache der Prinzessin vgl. R. Köhler, Kl. Schriften 2, 491. Stiefel, Archiv f. neuere Spr. 111, 158. Chauvin, Bibliographie arabe 5, 144. 213. 296. 8, 75. — Zu dem messingenen Vogel, in dem verborgen der Vezier ins Zimmer der Prinzessin gelangt, vgl. oben 6, 166 zu Gonzenbach nr. 68. Rua, Le novelle del Mambriano 1888 p. 31. Darmesteter, Chants pop. des Afghanes p. 136. Åberg, Nyland nr. 279. — Zu der Verkleidung des Liebhabers als Mädchen vgl. oben 3, 456f. Montanus, Schwankbücher S. 569. Chauvin 8, 71. Varnhagen, Italienische Drucke 1892 S. 25f. Polívka, Archiv. f. slav. Phil. 19, 244. 22, 307. Kuzela, Chronik der Ševčenko-Ges. in Lemberg 1905, Heft 4, S. 17.]

2) Schmidt, Zs. der deutschen morgenländ. Gesellschaft 54, 544.

3) [Benfey 1, 456f. Chauvin 8, 75. Nicolaïdes 1906 p. 205; oben 16, 456[1].]

ornatior als Nr. 24 und in der Handschrift A als Nr. 17 findet. Die Fassung des Textus simplicior und der Marāṭhī-Übersetzung entspricht Hemacandra, Pariśiṣṭaparvan II, 506—545[1]). Die Zeichenbotschaft unseres Romans und seiner älteren Fassungen ist bei Hemacandra damit verbunden.

Wie in dem folgenden Volksroman aus Kaschmir, in vielen Jātaka-Erzählungen und sonstigen indischen Erzählungssammlungen ist in der Erzählung des Pariśiṣṭaparvan eine Anzahl einzelner Geschichten, die ursprünglich unabhängig waren, zu einem Ganzen vereinigt. Zu der Zeichenbotschaft (Str. 477—499), dem Spangenraube und Gottesurteil (506—545) gesellen sich die Ehebrecherin, die sich von ihrem rohen Buhlen misshandeln lässt[2]), als aber ihr königlicher Gatte sie mit einer Blume schlägt, in Ohnmacht fällt[3]) (546—580), und die ungetreue Frau, die ihren Gatten verleugnet und dem Henkertode preisgibt, um einem elenden Räuber zu folgen[4]) (594—640).

---

1) Ausgabe des Sanskrit-Textes von Hermann Jacobi, Calcutta 1891. Eine deutsche Übersetzung der für die vergleichende Märchenkunde wichtigen Teile dieses Werkes wird in kurzem unter dem Titel: „Erzählungen aus Hemacandras Pariśiṣṭaparvan“ im Verlag von W. Heims in Leipzig erscheinen und eine 'Bibliothek morgenländischer Erzähler' eröffnen.

2) Tawney, Kathāsarits. 1, 169. [Wetzel, Reise der Söhne Giaffers ed. Fischer und Bolte 1896 S. 217. Chauvin 6, 57.]. — Entfernter steht die Geschichte der Königin Kinnarā (Benfey, Pantsch. 1, 442), die auch im Kunālajātaka (536) enthalten ist (J. J. Meyer, Two twice-told Tales p. 3 = The University of Chicago, The Decennial Publications, vol. 6. 1903). Zu der Bevorzugung des Krüppels vgl. Tawney, Kathāsarits. 2, 101. Kṣemendra, Bṛ. M. 16, 623. Jātaka 193. Jaina-Pañcatantra (Pūrṇabhadra 4, 5 = Schmidt, T. orn. S. 268. Daraus in einzelne Handschriften des textus simplicior interpoliert; daher bei Benfey S. 303, Fritze S. 338.) Daśakumāracarita 6 (Tārānātha Tarkavacaspati S. 168. Peterson S. 29. Parab, Bombay 1889 S. 183. Übers. von J. J. Meyer S. 297). [G. Paris, oben 13, 3 und 148.]

3) Śukasaptati textus simpl. 9, Marāṭhī-Übers. 9, Textus orn. 17. Vetālapañcaviṃśatikā, Śivadāsa 10 (Uhle 29, 45), Jambhaladatta 11 (Jīv. Vidy. S. 41). Oesterley, Baitál Pachísí Nr. 10 mit Anm. Tawney, Kathāsarits. 2, 282. Kṣemendra, Bṛ. M. 9, 562. Chauvin 2, 160 nr. 47. [Wetzel, Söhne Giaffers S. 217].

4) Jaina-Pañcatantra 4, 11 (Hamb. Handschriften 4, 10. Fritze S. 332. Pūrṇabhadra (Schmidt, Textus ornatior) 4, 8. Benfey 1, 468 2, 547.) [Steele, Kusa Jatakaya p. 254. R. Köhler, Kl. Schr. 1, 534.] Daṇḍin, Dásakumāracarita übers. von Meyer S. 297. Chauvin 6, 197. 8, 119; vgl. 2, 122 nr. 116. 8, 161 nr. 170 und 174. Aus dem Jaina-Pañcat. Śukasapt. orn. 14. Jātaka 374 mit Anm. Tawney, Kathākoça S. XVII. — Vgl. Vetālapañcav., Śivadāsa 3 (Uhle S. 16, 21), Jambhaladatta 3 (Jīv. Vidy. S. 20), Oesterley S. 61 und 189. Tawney, Kathās. 2, 247. Von der Leyen S. 31. 136. Kṣemendra 9, 223. Zu Str. 630ff. vgl. Chauvin 3, 37 nr. 41. — Bemerkenswert ist, dass der Schluss unserer Erzählung zwei Erzählungsstrophen enthält, die sich auch im Jaina-Pañcatantra und im Jātaka finden. Unserer Strophe 635 entspricht Str. 4 des Jātaka (Engl. Übers. O silly jackal), Pañc. Bühler (Fritze) 4, 93, unserer Str. 636 die fünfte des Jātaka (Engl. Übers. Another's Faults), Pañc. Bühler (Fritze) 94. Alle diese Strophen sind Übersetzungen desselben Originals. Die Jātaka-Strophen klingen mehr an Hemacandras Fassung an, wie überhaupt das Jātaka mehr zu Hemacandra stimmt.

Der kluge Vezier.

Es war einmal ein König namens Schāhi Alī, und sein Vezier hies Usmān. Weder der König noch sein Vezier hatten einen Sohn. Da spendeten die beiden Almosen und verrichteten andere fromme Werke, und Gott schenkte beiden einen Sohn; und der Sohn des Veziers ward mit dem des Königs am gleichen Tage und zu gleicher Stunde geboren. Und der König spendete zu religiösen Zwecken Rupien zu Hunderttausenden, der Vezier zu Tausenden.

Die beiden Knaben wurden nun an denselben Ort gebracht und der Obhut einer Amme anvertraut. Als sie fünf Jahre alt geworden, kamen sie in dieselbe Schule, und mit zwölf Jahren waren sie aller Wissenschaften und der Waffenführung kundig. Zu Männern herangereift[1]), assen und tranken, gingen und spielten und jagten sie stets zusammen. So verstrich eine lange Zeit.

Einst nahte wieder der Sommer. Es trat grosse Hitze ein, und es war die Zeit des Zēṭh[2]). Da sprach der Prinz zum Könige: „O Herr, lass mich gehen, um Luft zu schöpfen[3]), weit hinein in den Wald! Ich will den Sohn des Veziers mit mir nehmen.“ Der König sagte: „Gehet ihr beide“, und gab ihnen eine Leibwache, ausserdem Rosse, viel Reichtum, Zelte, Vorhänge und Diener. Da nahmen sie beide Urlaub vom König und machten sich auf den Weg.

Sie gingen und gingen und verbrachten die Nächte, wo sie eben ihr Weg hingeführt hatte, bis sie sich am Abend des fünfzehnten Tages auf einer Ebene befanden. Sie sahen die Ebene, die sich weithin dehnte, mit grünem Grase geziert war, bedeckt mit duftenden Blumen. Ein Wasserlauf floss durch ihre Mitte, und infolge der Menge der Bäume waren selbst die Tage dort gleichsam | nur helle Nächte. Der Wind hätte selbst den Toten Leben eingefächelt.

Als der Königssohn und sein Minister diesen Ort erblickten, waren sie hocherfreut und schlugen hier ihr Lager auf. Zelte wurden errichtet, Vorhänge angebracht; sie assen und tranken, und als die Nacht hereinbrach, legten sie sich fröhlich schlafen.

Als es am nächsten Morgen völlig hell geworden war, vernahm der Königssohn mit grosser Freude den Gesang der Vögel. Er befahl den Köchen, Speisen und Getränke fertig zu machen, da er mit dem Minister zusammen einen Ausflug unternehmen wollte. „Bis ihr Speisen und andere Tafelgenüsse fertig gemacht, kommen wir beide von unserem Ausflug zurück.“ Dann fasste er den Vezier bei der Hand, und beide machten sich zu Fuss auf den Weg. Als sie wiederkamen, speisten sie, dann ruhten sie sich aus; und so taten sie manchen Tag.

Einst nun, als sie wieder ausgegangen waren und sich um ein Kruh[4]) entfernt hatten, tauchte plötzlich in der Ferne vor ihnen eine goldfunkelnde Wand auf. Da sagte der Königssohn zu seinem Vezier: „Welch wunderbares, furchterregendes Ding | ist da vor unseren Blicken aufgetaucht?“ Der Vezier sagte: „Komm, wir wollen sehen.“ Sie gingen und gingen, und als sie herankamen, sahen sie, dass da ein Vorhang von Goldbrokat ausgespannt war. Da sagte der Prinz zu seinem Vezier: „Ist etwa ein stolzer König hierhergekommen? Wer mag er sein?“ Der Vezier sagte: „Wir wollen es erfragen.“ Und so gingen sie weiter und weiter, immer um die Brokatwand herum. Aber immer wollte keine

1) D. h. etwa fünfzehnjährig. Vgl. 20/21 und 74.
2) Ein Monat, der in unseren Mai und Juni fällt (Sanskrit jyaiṣṭha).
3) D. h. in die Sommerfrische.
4) 'Ruf'; daher ein Längenmass 'Rufweite'.

Tür erscheinen. Nach drei Stunden waren sie sehr ermüdet; trotzdem gingen sie aus Neugier noch ein Stück weiter zu Fuss, bis sie in der Brokatwand eine Tür erblickten. Zugleich sahen sie Hunderte von Soldaten auf dem Platze stehen, die Untergewänder und andere Kleider aus Brokat trugen und goldene Stäbe in den Händen hatten.

Als sie solche Soldaten sahen, fürchteten sich beide sehr; und während sie sich nicht zu rühren trauten, fiel auf sie der Blick eines Soldaten. Dieser schritt auf sie zu | und fragte sie: „Wer seid ihr, und wie kommt ihr hierher? Man wird euch hier töten, denn keinem ist hier der Zutritt erlaubt. Yōsūph Khān ist der König von Rūs[1]). Dessen jungfräuliche Tochter ist hierhergekommen, um Luft zu schöpfen. Sie weilt schon einen Monat hier und gedenkt noch einen hier zu weilen; dann kehrt sie nach Hause zurück. Ich fühle Mitleid mit eurer Jugend. Wenn euch aber ein anderer hier sieht, dann schneidet er euch den Hals ab, ohne euch zu fragen und ohne eine Antwort abzuwarten. Macht, dass ihr ungesehen davonkommt!“ So sprach er und entfernte sich selbst. Und auch sie machten sich schleunigst auf dem Wege davon, auf dem sie gekommen.

Als sie weit weg waren von der Brokatwand, blieben sie auf einem freien Platze stehen, und der Prinz sagte zu seinem Vezier: „Höre, Vezier, wenn du wirklich mein Vezier bist, dann bewirke, wie du es für gut hältst, | dass ich die Königstochter zu sehen bekomme!“ Der Vezier entgegnete: „So stürmisch[2]) bist du? Hast du doch selbst gehört, wie es steht! Wie könnte also dein Wunsch in Erfüllung gehen?“ Aber der Prinz sagte zum Vezier: „Bekomme ich die Königstochter zu Gesichte, gut. Wenn nicht, so nehme ich mir das Leben.“ Da sann der Minister eine Weile nach und sprach: „Komm mit ins Lager, wir wollen uns stärken an Speise und Trank. Dann wollen wir tun, was zu diesem Unternehmen nötig ist. Aber du darfst im Lager keiner Seele etwas von unserem Abenteuer verraten.“

Sie kamen ins Lager; aber dem Königssohn wollte vor Kummer kein Bissen die Kehle hinab. Da tröstete ihn der Vezier und brachte ihn halb durch Zwang, halb durch Güte zum Essen. Der Abend kam; aber auch in der Nacht senkte sich kein Schlaf auf beider Augen. | Der Vezier lag in schweren Sorgen: „Tötet sich der Prinz, wie soll ich mich dann vor seinem Vater verantworten?“ So tagte es endlich. Da liess sich der Vezier eine Anzahl Kuchen und ähnliches Backwerk, Fleisch und andere gewürzte Speisen, ferner Schmucksachen und kostbare Gewänder auf den Rücken packen und nahm den Königssohn bei der Hand. Dann machten sich beide wieder zu Fuss auf den Weg.

Als sie nach der am vorigen Tage besuchten Ebene kamen und die Brokatwand erblickten, blieben sie in einer Entfernung von einem Kruh von ihr stehen. Da gewahrte der Vezier einen hohlen Baum. Dorthin führte er den Prinzen, bat ihn, in die Höhlung zu kriechen und sprach: „Bleib ruhig sitzen und rede kein Wort! Ich will die Prinzessin hierherführen.“ Dann legte der Vezier Mädchenkleidung an, band sich viele Schmucksachen um und verwandelte sich so in die Tochter eines Veziers. Darauf häufte er rings um die Öffnung des Baumes | Rasen, um den Prinzen zu verbergen, und brachte darin ein ganz kleines Guckloch an. Sodann ging er in seiner Mädchentracht nach dem Platze, auf dem die Brokatwand aufgespannt war, und sprach zu den Wächtern des Platzes: „Meldet der Prinzessin: die Tochter des Veziers von Rūm[3]) ist gekommen, um hier Luft zu

1) Russland.

2) Wörtlich: riegellos.

3) Rūm bedeutet Türkei (nach einer Mitteilung der Herren Thomas und Chatterji).

schöpfen. Sie hat gehört, dass die Tochter des Königs von Rūs hier weilt, und darum ist sie gekommen, die Prinzessin zu besuchen."

Die Posten erstatteten die Meldung. Es erging der Befehl, die Tochter des Veziers vorzulassen, und diese ward vor die Prinzessin geführt. Die Prinzessin aber war so schön, dass die Augen der (angeblichen) Vezierstochter schon von weitem dadurch rein wurden. Dann kam die Vezierstochter näher, trat vor die Prinzessin und begann sich mit ihr zu unterhalten, und diese war von der Unterhaltung mit ihr sehr befriedigt. Da sprach die Vezierstochter zu der Prinzessin: „Wer ist denn hier ausser den mancherlei Vögeln? Lass uns also hinausgehen und einen Spaziergang machen!" Die Prinzessin sprach: „Es sei." Und so fassten sich beide Damen bei der Hand und gingen hinaus Sie gingen und gingen, bis sie an jenen Baum kamen, in dem sich der Prinz befand. Die Prinzessin musste sich vor dem Baume setzen, und beide Damen verweilten im Gespräch. 9

Da fiel des Prinzen Blick auf das Antlitz der Prinzessin, und er verlor die Besinnung. Aber in seiner Ohnmacht entfuhren ihm Klagelaute; und diese Klagelaute vernahm die Prinzessin und sprach zu der Vezierstochter: „Wer seufzt hier? Du hast doch gesagt, es weile niemand an diesem Orte." Sie antwortete: „Es mögen wohl Dīven und Dschinnen[1]) sein. Wer sollte sonst hier sein? Steh auf, wir wollen anderswohin spazieren." Als sie aber aufgestanden waren, da sang der Prinz ein Liedchen: |

1. „Warum, o Königstöchterlein, gehst du hier auf und nieder? 10
Als hatt' ich Hanf geraucht[2]), vermag dein Bild mich zu berauschen.
O geh nicht fort von diesem Ort, o kehre, kehre wieder!
Lass ab von deiner Schüchternheit und lass uns Worte tauschen!

2. Enthüll dein Antlitz! Im Gespräch wird deine Angst entweichen:
Komm her zu mir! Wir wollen eins des andern Blick geniessen.
Ich tröste dich, ich will mich dir als Opfergabe reichen:[3])
Auch ich bin eines Königs Spross: drum lass uns Freundschaft schliessen!"

Als die Prinzessin das gehört, gab sie zur Antwort:

3. „Bist du ein Dschinn, bist du ein Dīv, bist du ein Mensch am Ende,
Warum denn zeigst du dich nicht schnell? Was hältst du dich zurücke?
Gib acht, wie ich ein funkelndes, ein scharfes Schwert dir sende,
Das sause dir auf Kopf und Leib und haue dich in Stücke.

4. Den ganzen Wald geb ich zum Frass den Flammen auf der Stelle,
Vernichte dich, ob Dschinn, ob Dīv, samt deinem Weib im Brande.
| Bist du ein Mann, so zeig dich schnell! Ich jage dich, Geselle, 11
Mit abgeschnittner Nase dann zu Esel aus dem Lande."

Da sagte die Vezierstochter zur Prinzessin: „Ach Prinzessin, das sind unsichtbare Dschinnen, die da reden; es ist nicht gut, sie zu verhöhnen. Kehr ins Lager zurück!" Damit nahm sie sie bei der Hand und führte sie hinter die Brokatwand. Als die beiden Damen sich dort niedergelassen hatten, sagte die Prinzessin zu der Vezierstochter: „Höre, Vezierstochter, bis heute war es bestimmt, dass ich zwei Monate hier bleiben sollte. Nun, da sich Dschinnen anschicken, hier zu erscheinen, werde ich schon morgen nach Hause zurückkehren; geh auch du nach deinem Wohnort!" Die Vezierstochter sagte: „Gut. Ich komme morgen

1) Gespenster.
2) Der Hanf wird in Kaschmir wie Opium geraucht. Vgl. unten 91.
3) Diese Beteuerungsformel kehrt S. 49 und 51 wieder.

wieder, dich zu besuchen, und dann wollen wir beide zurückkehren, jede in ihre Heimat.“ Damit verabschiedete sich die Veziersstochter von der Prinzessin. |

12 Der Vezier kam wieder zu dem Prinzen, legte die Mädchenkleider ab und seine eigenen an. Als er in die Baumhöhle sah, bemerkte er, dass der Prinz ohnmächtig geworden war; er sagte nichts und rührte sich nicht. Da weinte der Vezier sehr und sang mit Bezug auf ihn dieses Liedchen:

5. „Ich gehe in den Tod für deine Sache:
Drum, Fürstenspross, aus deinem Schlaf erwache!
Mit der Prinzessin will ich dich vermählen;
Hör auf mit dürren[1]) Sorgen dich zu quälen!

6. Ich schwör's bei dem, der mich erzeugte, morgen
Will ich mit List für dein Begehren sorgen.
Gehn wir ins Lager jetzt! Steh auf geschwinde!“
Und die Besinnung kam dem Königskinde.

Der Vezier nahm den Prinzen bei der Hand, und beide gingen zu Fuss ins Lager zurück. Der Vezier tröstete den Königssohn und sagte wieder: „So lange meine Lebenszeit läuft, werde ich deinen Nutzen fördern und mit Leben und 13 Odem dafür eintreten. Wenn aber nichts vorwärts geht, dann | töte ich mich selbst; denn alle Leute werden mich verhöhnen. Sie werden zu mir sagen: „Sehet, der Vezier hat für seines Herrn Sache keinen Weg gefunden und ihm die Prinzessin nicht zugeführt. Und auf mich wird dann der Name 'Herrenschädiger' fallen, und ich werde niemandem mehr mein Antlitz zeigen können. Darum sage ich: Wenn ich kein Mittel finde, dann hat es keinen Zweck mehr für mich, zu leben.“ Und der Prinz erwiderte: „Wird mir die Prinzessin nicht zu teil, so töte ich mich selbst.“

Da sprach ihm der Vezier viel Trost zu; dann liess er ihn essen und trinken und ass selbst, worauf sie beide auf einem Lager ruhten. Aber keinem von beiden 14 wollte der Schlaf kommen. Der Vezier tröstete den Prinzen; bei sich | aber dachte er: „Was soll ich bei diesem schwierigen Unternehmen tun?“

Endlich wurde es Tag. Der Vezier liess den Prinzen ein Reismahl essen und ass selbst; dann sagte er zu ihm: „Setze dich in dein Zelt! Ich will gehen, um dein Unternehmen zu fördern.“

Darauf legte der Vezier Mädchenkleider an und verwandelte sich (auf diese Weise) wieder in die Veziersstochter. Diese machte sich zu Fusse auf und gelangte zu der Prinzessin, die schon alles zum Aufbruch nötige Geräte hatte zusammenpacken lassen und nur noch auf die Veziersstochter wartete. Als sie die Veziersstochter erblickte, ward sie sehr froh. Beide unterhielten sich, und endlich begannen sie, sich zu verabschieden, damit jede von ihnen nach Hause reisen könnte. Da sprach die Prinzessin zu der Veziersstochter: „O Veziersstochter, ich 15 bin sehr mit dir | zufrieden (dir sehr gnädig). Bitte mich um irgend etwas; und wenn du mich auch um mein Leben bittest, so will ich dir auch dieses geben.“ Da sagte die Veziersstochter zu ihr: „Mir hat der Herr schon allzuviel gegeben; ich begehre nichts weiter.“ Aber die Prinzessin sagte wieder: „Bitte mich trotzdem um etwas. Worum du mich bitten wirst, das werde ich dir geben, denn du hast mir sehr viel getan.“ Da sagte die Veziersstochter: „Wirst du mir wirklich geben, worum ich dich bitte?“ Die Prinzessin sagte: „Jawohl, ich werde es dir geben.“ Die Veziersstochter sprach: „Gib mir darauf die Hand!“[2]) Da

1) Wörtlich: unfruchtbaren.
2) Wörtlich: Gib die Hand auf (meine) Hand.

gab ihr die Prinzessin die Hand darauf und sagte: „Alles, worum du mich bittest, will ich dir geben, das schwöre ich dir bei dem Herrn.“ Denn die Königstochter wusste nicht, worum sie bitten würde; sie dachte in ihrem Herzen: „Sie mag mich um 200000 (Goldstücke) bitten, oder mag mich auch um 400000 bitten: | die will ich ihr schenken. Was könnte sie weiter erbitten, als dieses?“ 16 Da sprach die Vezierstochter: „Nun, Prinzessin, höre mir aufmerksam zu! Als ich dich zum Spaziergang herausführte, setzten wir uns beide im Schatten eines Baumes nieder. Da seufzte jemand; das war der Sohn des Königs von Rūm, der sich damals in dem hohlen Stamme des Baumes befand. Als dieser nämlich die Schönheit deines Leibes gewahrte, da entstiegen seinem Munde die Seufzer. Der liegt nun auf den Tod darnieder um deinetwillen und sagt: ‘Ich kann nur am Leben bleiben, wenn die Königstochter meine Freundin wird; wird sie nicht meine Freundin, so ist es mein Tod.’ Und in seiner Betäubung nennt er nur deinen Namen. Er isst nichts, er trinkt nichts. Darum also, o Königstochter, bitte ich dich, | du musst mit ihm Freundschaft schliessen. Tust du es nicht, so 17 muss er sterben. Dich wird die Schuld an seinem Tode treffen. Wie wirst du das einst vor Gott verantworten?“

Die Prinzessin sagte zur Vezierstochter: „Sprich die Wahrheit, Tochter des Veziers! Wie kam er in den hohlen Baumstamm? In welchem Verhältnis stehst du zu dem Königssohn, und in welcher Weise verkehrst du mit ihm? Das sage mir aufrichtig, sonst lass ich dich töten.“ Da erzählte ihr die Vezierstochter ihre Geschichte: „Vernimm, o Königstochter, ich will dir meine ganze Geschichte berichten. Ich bin des Prinzen Vezierssohn. Wir waren beide hierhergekommen in die Sommerfrische[1]) und liessen uns auf einer Ebene nieder. Dieser Ort liegt von hier aus | drei Kruh entfernt. Ein Monat war seit unserer Ankunft ver- 18 strichen. Wir beiden machten viele Tage Ausflüge in die Umgegend. Einmal kamen wir auf diesen Pfad. Kaum waren wir einen Kruh gegangen, da erblickten wir die funkelnde Brokatwand. Der Prinz fragte mich: ‘Was ist da einem goldenen Berge gleich in unser Gesichtsfeld gekommen?’ Ich sprach zu ihm: ‘Komm, lass uns sehen!’ Wir näherten uns und erfuhren alles durch deine Türsteher. Sobald der Prinz erfuhr, dass sich hier eine Prinzessin niedergelassen habe, sprach er zu mir: ‘O Sohn des Veziers, bist du in Wahrheit mein Vezier, so musst du mir zum Anblick der Prinzessin verhelfen’. Und ich redete viel zu ihm: ‘Wie soll ich das zuwege bringen?’ Als er aber taub war gegen alle meine Worte, | da zog ich Frauenkleidung an, ward zur Vezierstochter und liess den 19 Prinzen in dem hohlen Baume niedersitzen, indem ich ringsherum Rasen anhäufte, und liess nur ein kleines Guckloch davon frei. Darauf ging ich zu dir, und was hernach geschah, wie ich dich herausführte, das weisst du alles selbst. Ich habe dir nun meine Geschichte völlig wahrheitsgemäss erzählt; jetzt kannst du tun, was dir beliebt. Töte mich oder verschone mich! Ich habe alles im Dienste meines Herrn getan.“

Als die Prinzessin dies gehört hatte, entbrannte in ihrem ganzen Leibe von oben bis unten ein Feuer. Ihre Augen leuchteten auf, wie entzündete Fackeln; sie leckte ihre Lippen, rieb ihre Vorderarme aneinander und empfand bittere Reue: „Warum habe ich mich durch den Eid gebunden!“ Dann dachte | sie eine 20 Weile[2]) in ihrem Herzen nach und sann: „Lasse ich den Vezierssohn töten? Ich habe mich doch ihm gegenüber durch einen Eid verpflichtet; wie soll ich mich dann einst vor Gott verantworten? Der Vezierssohn verdient Beifall, der sich im

1) Wörtlich: um Luft zu trinken.

2) Der Text spricht von einem pahara = etwa drei Stunden.

Dienste seines Herrn solchen Mühen unterzieht; also ist er nicht des Todes würdig.“ Als sie dies überlegt hatte, sagte sie zu dem Veziersohn: „Hätte ich dir nicht einen Eid geschworen, so liesse ich dich töten; und auch den Prinzen würde ich hinrichten lassen; jetzt aber darf ich euch nicht umbringen. So höre, was ich jetzt rede! Er komme nach Jahresfrist in meine Residenz; in ihr will ich die Seine werden.“

So sprach sie und ging, und auch der Vezier entfernte sich, begab sich zu 21 dem Königssohn und sprach | zu ihm: „Was du begehrst, ist erfüllt: doch musst du dich ein Jahr gedulden.“ Dann erzählte er ihm alles, wie es ihm mit der Prinzessin ergangen. Darauf packten sie alles zur Abreise und kehrten in ihre Residenz zurück.

Döbeln.

(Fortsetzung folgt.)

Kleine Mitteilungen.

Zum deutschen Volksliede.

(Vgl. oben 12, 101. 215. 343. 13, 219. 14, 217. 16, 181.)

31. Vom üblen Weibe.

1. Behüt mich hewt der hochste got vor einem tier!
Ich hort von einem, der het geklaget mir:
'Mit ganczen trewen rat, gesell, wie tön ich ir?
Von dem han ich ein vbel weib, ich wolt ir gern geratten.'
Nun merck, geselleschafft, waz ich dir welle sagen!
Einen güten stecken soltu alweg pey dir tragen,
[49a] Damit soltu dein weib in dem hauß auff vnd nider jagen
Vnd solt ez treiben also lang, piß [ir] gelig der atten.

2. Treib ir dye rayff vom haubt herab piß auff dye fuß,
Ist sy gern straich, so dunckenß auß der mossen sussz.
Seystu ein rechter waydgesell, so gib ir gruß,
Da[s]si yr wider klaffen laß zw dem nesten vnderwegen!
'Es hilfft mich nit', sprach sich der mit dem vbeln weib,
'Ich hon sye lang geschlagen mit einem grossem scheyt;
Wie fast ich auff sye schlüg, dennoch het sye ein maul, daz waß weyt,
Daz pert sie also lang gen mir, zwar ich müst ir schweigen.'
Zwar, gesell, du hast ir nit recht getroffen,
Du soltist nemen einen stecken zuge waich
Vnd solt sye schlachen vmb ir haub, piß sye wirt plaich,
Vnd la nit ab, piß ir der rugg nun werde waich.
Also so[l] man ein vbel weib altag newn stund goffen.

3. Wan du sye trey stund goffst, so daz [49b] ist ir morgen prot;
Vnd sye daz gißt, so wer ir auch dez fierden not;
Wird ir den funfften nit, sye geschwur, ez wer ir tod;
Ein rescher gesell geb ir daz sechst, so mechst der treyer gepayten.

Wann hin all vmb den mitten tag sy klaffet mer,
Sy spricht, er habß vmb vnschuld geschlagen also ser,
Sye lat nit ab, er trag ir dann daz sibent her,
Dennoch so hat sye zway vor ir, da mit wilß vesper lewten.
Gen dem abent [hat] sy eß ein genomen,
So ist ir der schedel groß, dye augen naß.
Wer ein vbel weib hab, der trefß noch paß,
Er gab ir einß, daz sye dez zecheden woll vergaß.
Ez hat ein end vom vbeln weib, nun sprechent alle amen!

Diese grobe, weiberfeindliche Lehre des 15. Jahrhunderts steht im Münchner Cod. germ. 811, Bl. 48b. Die ersten acht Zeilen hat bereits F. Keinz, Ein Meistersinger des 15. Jahrhunderts und sein Liederbuch (Sitzungsberichte der Münchner Akademie 1891, S. 687) mitgeteilt.

32. Soldatenleben in Batavia (um 1730).

1. Das Vaterland das will ich preisen,
So lang ich auf der Erden bin,
Und sollt ich alle Welt durchreisen,
Es kommt mir nimmer aus dem Sinn.
Ich laß andre immerhin
Frembden Ländern Ehr erweisen,
Wär ich nur in deiner Hand.
Vivat liebstes Vaterland,
Ja Vivat liebstes Vaterland.

2. Ich meint, ich hätt es schon getroffen [!],
Wenn ich nur in Ost-Indien wär.
Drum bin ich lang darnach gegangen,
Allein es fiel mir ziemlich schwer
Auf den Wasser hin und her
Mit dem Scharbock sehr behangen,
Der mich krumb zusammen band[1]).
Vivat etc.

3. Sobald wir an die Caap gekommen,
Veränderte sich unsre Speiß[2]),
Da hat man uns das Brodt genommen,
Und wir bekamen trucknen Reiß.
So sind wir durch Kält und Schweiß
Noch 14 Wochen hergeschwommen,
Da sich Noth und Kummer fand.
Vivat etc.

4. Doch dacht ich: Laß es nur geschehen!
Komm ich nur nach Batavia,
Da wird es schon weit besser gehen,
Es ist ein Herren Leben da.
Aber iezt empfind ich ja,
Daß ich mich sehr weit versehen,
Meine Hoffnung ist gestrand.
Vivat etc.

5. So bald wir hier den Wall[3]) berühren,
So treten wir ins Zuchthauß ein.
Doch mögen wir drey Tag spatzieren
Und ohne Geld fein lustig seyn.
Darauff hört man groß und klein
'Trille Baaren'[4]) commandiren.
Hier beschließt der freye Stand.
Vivat etc.

6. Nun geht es ans Calender machen,
Die eintzge Labung ist Arak[5]),
Bey Tag und Nacht muß ich nun wachen
Und springen wie ein Kackerlack[6]).
Kaum berührt man den Büllsack[7]),
Höret man die Rotting[8]) krachen,
Fliegend muß man an die Wand.
Vivat etc.

---

1) Denn von den Scharbock wachsen denen Menschen Arme und Beine gantz krumb zusammen.

2) Einige Schiffers, sobald sie an die Cap kommen, geben sie den Volck keinen Zwieback mehr, sondern lassen selbigen von denen Ratten freßen.

3) Land wird der Wall [nl. Wal = Ufer] genennet.

4) Trillen [nl. drillen] heist soviel als exerciren, und Baaren so werden die neu angekommene Recruten genanndt [nl. baar aus malai. beharoe = Neuling].

5) Arak ist eine Art Brandtewein.

6) Kakerlak ist einen Kefer nicht viel ungleich, nur daß er sehr geschwinde lauffen kan.

7) Ist eine Matrazze [nl. bultzak].

8) Rotting [malai. ròtan] ist ein Spanisch Rohr. Wenn nun ein Edler Herr gefahren komt, so wird darmit auf eine Kiste geschlagen, daß solches die Recruten all hören, geschwinde zulauffen und gleich die Mauer Barada machen können.

7. Kommt dann ein Edler Herr gefahren,
Da höret man ein recht gekling:
'Naar boven[1]) springen Baaren,
Laat foort gaen[2]) Baarshe Knippel spring!'
Ist das nicht ein schlimmes Ding!
Wärst du gleich von 50. Jahren,
Dennoch wirst du Baar genanndt.
Vivat etc.

8. Und wenn man dann die Post will fegen[3]),
So muß der arme Baar daran.
Das Waßer gießen[4]) auf den Wegen,
Das steht uns täglich zweimahl an.
Und wer nicht recht trillen kan,
Lernnt man es mit vielen Schlägen
Mit der Rotting in der Hand.
Vivat etc.

9. Was soll man von der Kost denn sagen!
Gantz düner Katjang[5]), schlechter Reiß,
So daß man offt in seinen Magen
Von nichts als lauter Waßer weiß.
Das ist der Soldaten Speiß
An den Werck und Feyer Tagen,
So ist es mit der Kost bewandt.
Vivat etc.

10. Das Fleisch, so uns die Köche gönnen,
Das muß von alten Püffel seyn,
So offt die Hund nicht beißen können,
Denn ist es doch noch ziemlich klein.
Sieht man in den Busspass[6]) nein,
Muß mannß Reiß uud Waßer nennen
Und der Lipplapp[7]) angebranndt.
Vivat etc.

11. Das Reißgeld[8]) kan nicht lange klincken,
Und damit spielet man nicht fern.
Vier Stübers müßen erstlich blincken,
Die haben den Barbier zum Herrn,
Und wenn einer dann auch gern
Doch ein Kopgen Thee will trincken,
Ist das Geld schon angewandt.
Vivat etc.

12. Und wofür soll man Toback kauffen,
Den allerbesten Zeitvertreib?
Man darff nicht zum Chinesen lauffen,
Und wo bleibet denn ein Soopgen Kneip[9])
Vor das Grimmen in den Leib
Von den vielen Waßer sauffen?
Kauffe doch mit leerer Hand!
Vivat etc.

13. Was muß man nicht vor Kranckheit tragen!
Es ist ja keiner recht gesund,
Dem hört man dieß, dem jenes klagen,
Den 3ten beist der rothe Hund[10]),
Ja es hat fast jede Stund
Ihre fast besondre Plagen,
Und man ist gleich übermannt.
Vivat etc.

---

1) Hinauff oder an die Mauer.

2) Machet geschwinde. [Knibbelaar = Zauderer].

3) Die Batterie abkehren.

4) Weiln es wegen der großen Hitze sehr staubigt, so wird von den Wachen, so in der Stadt liegen, alle Tage zweimahl Wasser gegossen.

5) Der Brey, so alle Tage gekochet wird [malai. katjang, eine Art kleiner Erbsen oder Linsen].

6) Die Suppe, so Sonn- und Donnerstags gekochet wird. [Puspas besteht nach C. Langhanß, Ostindische Reise 1705 S. 85 aus Schweinefleisch, das mit Graupen und Wein gekocht ist.]

7) Ein Brey, so der Sonntags Nachmittage gekochet wird. Darzu wird der Kerrn von einigen Kokosnüßen genommen, auf einen Reib Eyßen zerrieben, in Waßer gethan und ausgetruckt, alsdann siehet das Wasser wie Milch, solches wird gekochet, Reiß hinein gethan und zu einen Brey gekochet. [Liplap ist nach Langhanß 1705 S. 166 und nach Barchewitz Reisebeschreibung 1730 S. 113 Reis mit Cocosmilch.]

8) Ein jeder Mann bekömmt von der Compagnie monatlich 40 Pfund Reiß, so er aber nicht alle verzehren kan. Das vor den Überschuß empfangene Geld nun wird Reißgeld genennet und beläuft sich monatlich auf 10 Stüber oder 6 Gr.

9) Ein Schluck Brandtewein oder Arak. [Knip ist nach Langhanß 1705 S. 167. 199. 240 und Barchewitz S. 113 ein aus Reis gewonnener Branntwein.]

10) Rothe Hund ist wie hier zulande ein Friesel, und zwahr hat man am gantzen Leibe lauter gantz kleine Wasserbläßgen, welche, so man sich erhitzet, an zu stechen fangen; auch so man aufn Bette liegt, ist es nicht anders, als wenn man auf lauter Nadeln oder Dornen läge.

14. Muskieten [1]) fliegen auch mit Hauffen,
Daß kann man an den Füßen sehn,
Was hat man davon nicht Beschwerden
Und muß dann zu den Meister [2]) gehn,
Der verbindet dich so schön,
Daß du geck und toll mögst werden
Und kömmst tantzend von Verbannd.
Vivat etc.

15. Ist einer zu der Lieb gebohren
Und geht den schwartzen Engeln zu,
Der ist so gut als halb verlohren,
Er findet Tag und Nacht kein Ruh.
Eh du es denckst, so kriegest du
Truyper, Schankers und Klappohren [3]).
Dieses ist ja gnung bekannt.
Vivat etc.

16. Und was dennoch zulezt vexiret,
Thut einer seine Dienste wohl [4]),
So wird er schweerlich commandiret:
Bedencke, wie manns machen soll!
Drinckst du dich denn einmahl voll,
Wirst du wacker abgeschmieret
Und darzu noch eingebannd [5]).
Vivat etc.

17. Drumb seys beschloßen, ich vermehre
Dein Lob, o werthes Vaterland,
Und mache dies zu deiner Ehre
An einen frembden Orth bekaunt.
Bringt mich Gott nun in den Stand,
So bleib ich in deiner Hand.
Vivat liebstes Vaterlandt,
Ja vivat liebstes Vaterlandt.

Aus dem Berliner Ms. germ. oct. 437, Bl. 86a: „Ein Lied, das ehemals in Batavia auf dortige Lebensart gemachet worden." — Die holländische Ostindische Compagnie unterhielt im 17. und 18. Jahrhundert auf Java und den Nachbarinseln eine starke Truppenmacht [6]), in der viele Deutsche standen. Manche von diesen haben später ihre Erlebnisse in Buchform veröffentlicht, so der Nürnberger J. S. Wurffbain, der Leipziger J. von der Behr, die Nürnberger J. J. Mercklein und J. J. Saar, A. Herport aus Bern, David Tappen aus Bernburg, C. Burckhardt aus Halle, D. Parthey aus Frankenberg, J. W. Vogel aus Thüringen, der Ulmer C. Frik, der Schlesier C Langhanß und der Thüringer E. C. Barchewitz [7]). Auch der Verfasser der zitierten hsl. Selbstbiographie, der sächsische Schreiber Johann Gottfried Preller aus Zeitz, Sohn eines Wurzener Kürschnermeisters, wanderte, von Abenteuerlust gepackt, 1726 durch Deutschland nach Amsterdam und trat,

---

1) [Nl. Moskiet.] Eine Art gifftige Mücken, so meist des Nachts herum fliegen, und wenn die Menschen von ihnen gestochen werden, so gücket es; wenn nun die Menschen solches nicht vertragen können und kratzen mit denen Fingers darüber, so fallen große Löcher in die Beine.

2) Ein Balbier wird ein Meister genennet.

3) [nl. Druiper, Klapoor]. Seynd Stieffgeschwister derer Franzosen.

4) Wenn ein Kerrl sich wohl aufführet, seine Dienste wohl verrichtet, so wird er nicht leichtlich von Batavia weg commandiret, sondern muß seine Zeit daselbst ausdienen, dahingegen ein liederlicher weiter und an die besten, bisweilen auch schlechtesten Örter geschicket wird.

5) Eingebannd ist so viel: wenn einer in oder außer der Stadt einige verbotene Excesse begangen und bey denen Officiers darüber geklaget wird, so wird er eingebannd, ist so viel als ein Arrest, doch muß er währender Zeit alle seine Dienste selber verrichten, darff aber die übrige Zeit nicht von der Post weggehen, wo er bescheiden lieget.

6) Nach Zedlers Universal-Lexicon 3, 673 (1733) waren es gemeiniglich 12000 Mann regulierte Soldaten und eine Flotte von 50 Schiffen. Ein Zusammentreffen mit Landsleuten beschreibt Barchewitz 1730 S. 123; vgl. auch Frik 1692 S. 92.

7) Wurffbains Reißbeschreibung (1632—46) erschien Nürnberg 1646, J. von der Behrs (1641—49) Jena 1668, J. J. Merckleins (1644-53) Nbg. 1663, J. J. Saars (1644—59) Nbg. 1672, A. Herports (1659—68) Bern 1669, David Tappens (1667—82) Hannover 1704, C. Burckhardts (1674f.) Halle 1693, D. Partheys (1677—86) Nbg. 1698, J. W. Vogels (1678f.) Altenburg 1704, C. Frikens (1680-85) Ulm 1692, C. Langhanß (1693—1700) Lpz. 1705, E. C. Barchewitz (1711-22) Chemnitz 1730.

nachdem er in Hessen mit Mühe und Not brandenburgischen Werbern und einer Zigeunerbande entronnen, als Soldat in den Dienst der Kompagnie. Mancherlei Ungemach erlebte er auf der Seereise und während seiner Dienstjahre in Batavia, wo er 1732 zum Korporal befördert ward, bis er, von 'Heimsucht'[1]) ergriffen, in seine Vaterstadt zurückkehrte und dort 1736 einen Hausstand gründete. Er schildert trocken und sachlich seine persönlichen Erlebnisse, ohne viel auf die fremden Gegenden und Landessitten einzugehen, wie das namentlich Frik, Langhanß und Barchewitz tun, ergänzt aber seine Erzählung durch die beiden hier abgedruckten Lieder, deren niederländische und malaiische Ausdrücke er in ausführlichen Randnoten erläutert[2]). Diese anschaulichen Beschreibungen des Soldatenlebens liefen offenbar in Prellers Bekanntenkreise um, ohne dass er den Verfasser kannte. Er selber besass wohl einige Gewandtheit im Versemachen, wie drei geistliche Lieder[3]) bezeugen, darf aber schwerlich als Urheber der Soldatenlieder angesehen werden, da er sich sonst gewiss dazu bekannt hätte.

33. Seefahrt nach Batavia.

1. Lauter schlimme Ding seynd das,
lauter schlimme Ding,
Wenn man aufs Wasser geht,
Nichts von der Fahrt versteht,
Lauter schlimme Ding seynd das,
lauter schlimme Ding.

2. Lauter etc.
Wenn man das Land verliehrt,
Dann ist es aus flanquirt.

3. Wir seuffzen mit Begier
Nach einem Gläßgen Bier.

4. Wenn man solchs Wasser drinckt,
Das so miserable stinckt.

5. Coffee, Chocolad und Thee
Hängt auf der Brammseyl Rhee[4]).

6. Liegt man in bester Ruh,
Dann heists: Naer boven toe![5])

7. Dann komt der große Mann
Und rufft: Hottolian![6])

8. Jetzt klingt es: O brass Rhee,
O brass an t'Marschseyl mee.[7])

9. Dann heißt es: O schoot an,
Vat aen met alle. mann![7])

10. Set hem digt aen het Wand!
Giebt Blaßen in die Hand[7]).

---

1) Bl. 103b. Zur Geschichte dieses Ausdruckes vgl. F. Kluge, Heimweh, ein wortgeschichtlicher Versuch (Freiburg i. B. 1901) S. 34.

2) Die erwähnten gedruckten Reisebeschreibungen enthalten nichts derartiges. Nur Christoph Langhanß (Neue Ostindische Reise 1705 S. 618) dichtet ein Abschiedslied von Batavia: 'Adieu nun lebet wohl' (13 Str.), und E. Hesse flicht in seine 'Ost-Indische Reisebeschreibung' (Dresden 1687), auf die mich Hr. Prof. Kluge freundlichst aufmerksam machte, S. 220 ein holländisches Lied auf die Bewohner von Batavia: 'Aanhoort vrey Matroosie, en luystert toe een poosie' (17 Str.) ein, sowie mehrere deutsche Gedichte: S. 54 'Ihr Berge weit von hinnen' (11), 241 'Adjeu, adjeu Batavia' (19), 247 'Fahret wohl, ihr bunten Auen' (14), auch einige eigner Mache (S. 293. 298. 359).

3) Auf Bl. 93b, 97a und 99a der Handschrift. Preller hatte sich vorgenommen, den holländischen Gottesdienst nicht wieder zu besuchen, weil der Prediger so hart auf Papisten und Lutheraner schalt, und erbaute sich auf diese Weise in der Einsamkeit.

4) Weiln die Bramm Rhee [nl. ra und ree. Winschooten, Seeman 1681 S. 200] so hoch, daß kein Soldat hinaufkommen kan, so ist zu verstehen, daß dergleichen auch sehr schwerlich zu bekommen.

5) Wenn was Schweres zu verrichten, daß das Volck alle beysammen seyn muß, so wird allso geruffen, und heist es so viel, daß sie alle hinauf kommen müßen.

6) Der große Mann wird hie der Bootsmann verstanden. Hottolian aber wird gesungen, wenn was schweres fort- oder hinauf zuziehen ist, damit das Volck alle zusammen einen gleichen Ruck thut.

7) Desgleichen.

11. Wannß 'O hoe keyre' heißt,
Dann schiert es allermeist[1]).

12. Wer nicht 'mit Kragten haalt',
Wird mit dem Thau bezahlt[2]).

13. Die Spille[3]) meints auch treu,
Wind om, wind om de Broy!

14. Hier muss der Edelmann
Gleich wie der Bauer dran[4]).

15. Kriegt einer was vors Gat,
So heißt es: Raak maer wat![5])

16. Ein sanfftes Bettelein
Muß iezt ein Büllsack[6]) seyn.

17. Die Backen fallen ab,
Die Waden werden schlap.

18. Der Toback geht darauff,
Der Käß ist auch bald auf.

19. Das Kleid geht reißend fort,
Und seynd noch lang nicht dort.

20. Mein Vorrath wird sehr klein,
Da schlag das Pulver drein.

21. Lauter schlimme Ding seynd das,
lauter schlimme Ding;
Herr Bruder, was ich sing,
Seynd das nicht schlimme Ding?
Lauter schlimme Ding seynd das,
lauter schlimme Ding.

Dies Lied folgt auf das vorige in derselben Handschrift Bl. 90a—92a mit einigen einleitenden Worten: „Zu diesen nun will ich noch nachfolgendes beyfügen, so auf das Schiffsleben gemachet worden, welches denn allso lautet."

34. Unser Bruder Melcher.

1. Unsa knecht da Veitl der will a rihta wern.
Hat a do kain ros nit, wie will er ainer wern?
Nimbt sein muetta a alta kue,
Setzt den Veitl drauf darzue.
Veitl, iezt kanst reiten.
Reitt Veitl reitt, hot fux, hot rist fux, reitt Veitl reitt,
Veitl, nim da alta khue,
Setz di drauff und reitt steiff zue,
Reitt Veitl reitt, hot fux.

2. Unsa knecht der Veitl, der will a rihta wern.
Hat a do kain satel nit, wie will er ainer wern?
Nimbt sein muetta a alta gstadtl,
Macht den Veitl draus an satel.
Veitl etc.
Veitl, bind zwei raiff an d' gstadtl,
Steig in d' bigl, spring in sattl,
Reitt etc.

---

1) Desgleichen.

2) Wer nicht aus allen Kräfften ziehet, wird mit einem stück Strick geprügelt.

3) Die Spille ist eine Maschiene, durch welche die Ankers auf und die Masten, Stengen und Rheen in die Höhe gewunden werden. [Nl. brui = Stoss.]

4) Ich habe selber gesehen, daß Graffens und Barons vor Solldaten mit nach Indien gegangen seyn, deswegen aber doch von keiner Arbeit verschonet worden.

5) Wenn einer was schweres verbrochen, so bekömmt er gemeiniglich seine Straffe vor das Gat oder Hintern, und dann wird allezeit dem schlagenden zugeruffen: 'Raak' etc., ist so viel, er soll hart zuschlagen [nl. raken = treffen].

6) Ein Büllsack ist eine schlechte Materazze [nl. bultzak].

3. Unsa knecht der Veitl der will a ritta wern.
Hat do kain mantl nit, wie will er ainer wern?
Nimbt sein muetta a alta thür,
Henckhts dem narren hinten für . . .
Veitl nim dein alte thür,
Schwings ums maul und hinten für . . .
Wer ist der, der, diri der?
Veitl reitt gar steiff daher,
Diri diri der, Veitl reith daher.

4. Unsa knecht der Veitl der will a reiter wern,
Hat a do kain handschue nit, wie wil er ainer wern?
Nimbt sein muetta ain kirhta brey,
Steckht den narrn d' datzen drein . . . .
Veitl, blas vorher in brey,
Naher steckh die brazen drein . . .

5. Unsa knecht der Veitl der will a reiter wern.
Hot do kain stiffel nit, wie will er ainer wern?
Nimbt sein muetta zwei rierkibl,
Macht den Veitl draus a Stiffl . . .
Veitl, schlieff in deine kibl,
Hast ja gar a gsteiffts baar stiffl . . . .

6. Unsa knecht der Veitl der will a reiter wern
Hot do kain zam nit, wie will er ainer wern?
Nimb sein muetta an kitlbram,
Macht den Veitl draus ain zam . . .
Veitl, nim das kittlbram
An das bis, [so] hast ain zam . . .

7. Unsa knecht da Veitl der will a reiter wern.
Hot a do kain bixen nit, wie will er ainer wern?
Nimbt sein Muetta a rostigs gschloss,
Machts dem Veitl zu an gschoss . . .
Veitl, d' mutta hat a bix;
Zeich an und schiess af nix! . . .

8. Veitl, lass dai muetta weill reitta selbst mit dir.
Hot ja do ka ros nit, wie will sie reitten mit dir?
Auf den bockh reitt sie herzue
Neben dir und um dein kue . . .
Veitl, druck d' khue hinein,
D' muetta macht an bockhsprung drein . . .

NB. Ad cadentias loro equino fiat ictus.

Aus den Mscr. 980 der Innsbrucker Universitätsbibliothek Bl. 159a, einer um 1760 in einem süddeutschen Kloster entstandenen Liedersammlung, aus der schon oben 13, 222—226 einige Stücke abgedruckt wurden[1]), mit der Überschrift: 'Servus eques'. — Dies weitverbreitete Spottlied geht bis ins 16. Jahrh. zurück; denn schon im Quodlibet Gickes-Gackes 1611 und in Hans Steinbergers Sieben lächerlichen Geschnältz[2]) steht eine Strophe: 'Unser Bruder Melcher wollt ein

---

1) Über Johann von Werth (oben 13, 223) vgl. noch Uhland Nr. 204. M. Lindemayr, Komödiprob 1776. Wolfg. Müller, Johann von Werth 1858. Oldtmann, Annalen des histor. V. f. den Niederrhein 73. A. Hartmann, Historische Volkslieder 1, 329. 335 (1907). Sébillot, Folklore de France 4, 373. [Auf Blümmls Abdruck obigen Liedes in Nagls Deutschen Mundarten 2, 166 werde ich erst bei der Korrektur aufmerksam.] — 2) Nr. 6 (Lübben, Zs. f. dtsch. Phil. 15, 55. Kopp, Euphorion 8, 128. 717). Erk-Böhme, Liederhort 3, 539.

Reuter werden'. Eine vierzehnstrophige Fassung in schlesischer Mundart aus dem Ende des 17. Jahrhunderts veröffentlichte Palm[1]), eine siebzehnstrophige steht in dem um 1705 gedruckten Bergliederbüchlein[2]). Unsere Innsbrucker Version zeigt statt Melcher den Namen Veitl, wie auch eine schweizerische, eine fränkische und drei österreichische Aufzeichnungen neueren Datums[3]). Andere taufen den Helden Michel, Jakob, Hans, Jan oder allgemein den alten Mann. — Vgl. Simrock, Kinderbuch S. 126. 128. Lux, Kinderreime S. 64. Böhmen (Hruschka-Toischer S. 389f.: 'Mei Bruder Jakob'; 'Unser Vetter Jakub'; 'Unna Brouda Michel'. Laube, Teplitz 1902 S. 71. Blümml, Das deutsche Volkslied 7, 167. 8, 8. 25). Schlesien (Erk 2, 1, Nr. 10 = Firmenich 2, 284: 'Inse Bruder Malcher'. Hoffmann-Richter Nr. 261 = Böhme, KL. S. 252 = Erk-Böhme 3, 539 Nr. 1754: 'Unser Bruder Malcher'; vgl. Erks Nachlass 14, 320. Schlesiens Vorzeit 7, 3: Buchwald 1899). Rheinland (Weyden 1826 S. 234 = Erk 1, 4, Nr. 18: 'Unse Broder Melcher'. Erk 1, 5, Nr. 20: 'Unser Vetter Melcher'. Zurmühlen 1875 S. 113: 'Unser Vetter Melcher'. Münsterische Geschichten 1825 S. 247: 'Min Mann de wull riden'. Die unten folgende westfälische Lesung). Niedersachsen (Wegener 1879 Nr. 134. L. Grote, Aus der Kinderstube 1872 S. 26f.: 'Janmann woll riden'. 'Alter Mann wollt reiten'. 'Unser Bruder Melcher'. [Smidt,] Kinder- und Ammenreime 1836 S. 14 = Böhme, KL. S. 258: 'Janman woll rieden'. Diermissen, Ut de Musskist 1862 S. 24: 'Old Mann wull riden'. Schumann, Volksreime aus Lübeck 1899 S. 21: 'Oll Mann wull riden'. Firmenich 3, 58: 'Oll Mann wull riden'). Brandenburg (Erk 1, 2, Nr. 17: 'Olle Mann' = Firmenich 1, 124. Kretzschmer-Zuccalmaglio 2, 676. Kopp 1906 S. 89: 'Ulle Mann wull rieden'). Pommern (Kretzschmer-Zuccalmaglio 1, 410: 'Oll Mann wull rieden'. Beiträge zur Gesch. Pommerns 1898 S. 263: Brunk Nr. 10). Preussen (Firmenich 3, 113 = Frischbier, Kinderreime 1867 S. 38: 'Hanske wull riede' = Rochholz 1857 S. 169). — Die niederländischen Fassungen[4]) legen ebenso wie die schon angeführte Münstersche das Lied der eigenen Frau des Verspotteten in den Mund: 'Jan mynen man zou ruider worden'; in den dänischen und schwedischen[5]) erhält der Eingang meist noch einen eigentümlichen Zusatz. So beginnt die älteste skandinavische Version nach Steen Billes Handschrift:

> Alle mand haffue hatt, min haffue ingen;
> Så tugh iegh en flåen kat, giøre iegh minn man en hat.
> Nu rier min man, fauer hatt haffuer han. etc.

---

1) Frommanns Deutsche Mundarten 6, 135 (1859): 'Enser Bruder Malcher'.

2) Nr. 126. Abgedruckt mit verschiedenen Fehlern bei Böhme, Kinderlied S. 256 = Erk-Böhme 3, 537; vgl. Kopp, Ältere Liedersammlungen 1906 S. 88.

3) Gassmann 1906 Nr. 148: 'Unser Bruder Veitl'. Ditfurth 2, 291: 'Unser Vetter Veit'l'. Oben 5, 288: 'Unser Knecht der Veitl'. Das deutsche Volkslied (Wien) 3, 118: 'Dą Veichtl'. 4, 37. 9, 136: 'Unser Knecht der Ferdl'. Zföwk. 3, 179. — Bünker u. Piger, Kinderreime 1900 S. 4 (Unsa' guita' Kåa'l) und 36 (Unser Knecht hasst Hansl).

4) Aufgezählt bei F. van Duyse, Het oude nederl. lied 2, 1177 Nr. 324 (Mones Anzeiger 1838, 385. Hoffmann v. F. Nr. 162. Firmenich 3, 658. Snellaert[2] S. 99. Coussemaker S. 397. Lootens-Feys S. 199. Van Vloten 1894 S. 44 etc.).

5) Grundtvig, Gamle danske minder 3, 204. Feilberg, Fra Heden 1863 S. 135. Møller, Folkesagn fra Bornholm 1867 S. 53. Madsen, Folkeminder 1870 S. 98. Berggreen Folkesange 1[3], Nr. 190. Skattegraveren 1, 167. 12, 48. Kristensen, Dyrefabler 1896 S. 191—193 (nur Nr. 450 auf S. 192 beginnt anders: 'Niels Tækkemand manglet en ny Lue, så tog han en Kakkelovnstue') und Skjæmteviser 1901 S. 268—270. Lagus, Nyländska folkvisor 1, 348 (1887): 'Andras männer drogo ut i fält'. Russwurm, Eibofolke 2, 123 (vgl. Rochholz S. 346). Norwegisch bei Lindemann, Norske Fjeldmelodier Nr. 26.

Endlich möchte ich noch eine bisher ungedruckte westfälische Fassung, die Herr Prof. Dr. F. Kluge einst in Körbecke bei Soest für Reinhold Köhler aufzeichnete, mitteilen:

1. Usr Bræur Michl[1]) wull n Ruitr wærn,
Da har hei keinen Chiul [Gaul] nit,
Do kunn hei keinen wærn.
Do namm de Mæmme n Hittenbuck
Un satt n Melchrt oevn drop[2]).
Was dat nit e šchoine Ruiterui?
Jō, dat was ne šchoine Ruiterui.

2. Usr Bræur Michl wull n Ruitr wærn,
Da har hei keinen Satl nit,
Do kunn hei keinen wærn.
Do nam de Mæmme n Kumpestblatt
Un lach' et dem Melchrt wol für dat Chatt,
Dat Kumpestblatt woll für dat Chatt
Den Hittenbuck, den Melchrt drup . . .

3. Usr Bræur Michl wull n Ruitr wærn,
Da har hei keinen Schnurbórt nit,
Do kunn hei keinen wærn.
Do nam de Mæmme n Heienplock [Hedenpflock]
Un bann' ne dem Melchrt woll für den Kopp . . .

4. Usr Bræur Michl wull n Ruitr wærn,
Da har hei keinen Schâbl nit,
Do kunn hei keinen wærn.
Do nam de Mæmme de Oevnpuip
Un heng se dem Melchrt woll an de Suit [Seite] . . .

5. Usr Bræur Michl wull n Ruitr wærn[3]),
Da har hei keinen Schpurn nit,
Do kunn hei keinen wærn.
Do nam de Mæmme ne Šchüddechäfl
Un stack se Hans Pittr woll echter de Hackn . . .

6. Usr Bræur Michl wull n Ruitr wærn,
Da har hei keinen Schtürmel[4]) nit,
Do kunn hei keinen wærn.
Do nam de Mæmme n Kaffepott
Un satt se dem Melchrt woll up den Kopp . . .

7. Usr Bræur Michl wull n Ruitr wærn,
Da har hei keine Puitschke [Peitsche],
Do kunn hei keinen wærn.
Do nam de Mæmme n Hoesnbant [Strumpfband]
Un gab se dem Melchrt wol in de Hant.
Dat Hoesnbant wol in de Hant,
Den Kaffepott woll up den Kopp,
De Šchüddechäfl woll echter de Hackn,
De Oevnpuip wol an de Suit,
Den Heienplock woll für den Kopp,
Dat Kumpestblatt woll für dat Chatt
Den Hittenbuck, den Melchrt drup.
Was dat nit e šchoine Ruiterui?
Jō, dat was ne šchoine Ruiterui.

35. Volkslieder aus Hessen, gesammelt von den Brüdern Grimm.

Wenig bekannt ist, dass die Brüder Grimm einmal in ihrer hessischen Heimat neben den Märchen und Sagen auch Volkslieder aufzeichneten. Sowohl die befreundeten Herausgeber des Wunderhorns scheinen sie dazu angeregt zu haben[5]), als der Verkehr mit der westfälischen Familie v. Haxthausen. „Ich habe auch noch allerhand hübsche Lieder gesammelt", schreibt Jakob 1815 an August von Haxthausen[6]), „doch plattdeutsche keine, sonst könntestu sie wohl brauchen?" Und 1819 bittet Wilhelm[7]) denselben Freund, einige Lieder seiner Sammlung an Raumer mitzuteilen, dem er selber schon „das wenige, was er konnte, geschickt habe, namentlich: Warum bist du doch so traurig, bin ich aller Freuden voll".

1) Soester Variante: Hans Pittr.
2) n Sâgebock, un satt irn Sôn Hans Pittr drup.
3) Str. 5 nur in der Soester Version.
4) šchackô.
5) Steig, Goethe und die Brüder Grimm 1892 S. 16. Steig, A. v. Arnim und die ihm nahe standen 3, 3f. (1904).
6) Freundesbriefe von W. und J. Grimm hsg. von A. Reifferscheid 1878 S. 29.
7) Ebenda S. 216.

Vermutlich haben die Brüder ihre Liederschätze zum Danke für manche Märchenaufzeichnung an August von Haxthausen abgetreten, der eine Lese von deutschen Volksliedern mit ihren Melodien vorbereitete und 1818 in einem Briefe an Kretzschmer der vielen von den Brüdern Grimm erhaltenen fliegenden Blätter aus Wien gedenkt[1]). So erklärt es sich, dass ein aus Haxthausens Nachlass an seine Schwester, Freifrau Anna von Arnswaldt, oder auch direkt an Hermann Kestner gelangter Quartband des Kestnermuseums in Hannover neben Liederaufzeichnungen von der Hand Haxthausens, Hoffmanns von Fallersleben u. a. auch solche der Brüder Grimm enthält. Einige sind bereits in der kurzlebigen Göttinger Zeitschrift 'Wünschelruthe' 1818 gedruckt[2]); unter den übrigen scheinen mir mehrere der nicht aus gedruckten Vorlagen, sondern aus dem Volksmunde geschöpften auch heut noch des Abdruckes wert. Als Fundorte werden genannt Ippinghausen bei Wolfhagen, westlich von Cassel, und Wilmshausen[3]), womit wohl Willingshausen bei Ziegenhain gemeint ist, letzteres mit dem Datum 'Dezember 1809.'

1. Taubenlied.

1. Alles, was auf Erden schwebt,
Das kommt von einer Taube.
Die Taube ist ein getreues Tier,
Tauben die gefallen, Tauben die gefallen mir.

2. Des Morgens früh Klock halber ein
Dann steh ich aus meinem Bettlein auf,
Dann wollt ich sehn, was meine Taube macht,
Ob sie schlafet oder wachet,
Ob sie noch am Leben, ob sie noch am Leben ist.

3. Des Nachmittags Klock zwei
Dann fliegt meine Taube zur Nahrung aus,
Dann so wird mir Angst und Qual,
Wann ich keine Taube, wann ich keine Taube sehe.

4. Des Abends spät dann kommt sie wieder,
Fremde hat sie mitgebracht,
Dann so kehrt sie bei mir ein,
Daß sie wollten sicher, daß sie wollten sicher seyn.

Mündlich. (Von W. Grimms Hand auf Bl. 3a der Hs.). — Schweiz (Erks hsl. Nachlass 39, 431: Lieder der Brienzer Mädchen, Bern um 1810—20, S. 11), Baden (Bender Nr. 144), Franken (Ditfurth 2, Nr. 375), Hessen (Mittler Nr. 602), Rheinland (Simrock Nr. 369. Erk 1, 5 Nr. 46. Hoffmann v. F. 1820 im Berliner Mgq. 710 Bl. 54a. Umgedichtet bei Kretzschmer 2, 371 Nr. 182), Altenburg (Erk-Böhme 3, 561 Nr. 1781), Schlesien (Hoffmann Nr. 265. Mittler Nr. 603).

2. Das heiratslustige Mädchen.

1. Es ging ein Jäger durch den Wald,
lustig in dem Wald,
Begegnet ihm ein Jungfräulein,
ju he, dildum de, lustig in dem Walde.

2. 'Ei wilst du nicht mein Libstin sein?'
"Ach ja, ach ja, ich will sie sein."

---

1) Reifferscheid, Westfälische Volkslieder 1879 S. VIII. — 37 Lieder, die sie aus älteren Handschriften und Drucken kopiert, schenkten die Brüder am 13. April 1833 an Meusebach, der sie in Göttingen besuchte; jetzt im Berliner Ms. germ. qu. 709.

2) Wünschelruthe S. 20: 'Ich lieb, ich lieb und darfs nicht sagen'. — 36: 'Es schwamm ein Entchen auf wilder See'. — 99: 'Drei Wochen vor Ostern' (= Hs. Bl. 8a).

3) 'Mündlich Wilmshausen 1809' steht auch Bl. 7a unter dem von Hoffmann v. F. abgeschriebenen Liede: 'Des Montags, des Montags in aller Früh' (4) = Erk-Böhme 2, 381 Nr. 557, Str. 1. 2. 7. 5.

3. "Eure Libstin will ich sein,
Eure Libstin will ich sein."

4. — "Ei Vatter, schau mir um einen Mann,
Der mir die Zeit vertreiben kann!"

5. 'Ei Töchterlein, bist noch zu klein;
Schlaf du ein Jährchen noch allein!'

6. "Ach nein, ach nein, ist eben recht;
Ich habs probirt mits Jägers Knecht."

7. 'Hast dus probirt mits Jägers Knecht,
So wollen wir fürs geistlich Recht.'

8. "Vors geistlich Recht da ging ich nicht,
lustig in dem Wald,
Ein'n braven Kerl abschlag ich nicht,
ju he, dildum de, lustig in dem Walde."

Fliegendes Volksblatt (von W. Grimm abgeschrieben. Bl. 11a).

3a. Der leichtfertige Liebhaber.

1. Ich ging durch einen grasgrünen Wald,
Da hört ich die Vögelein singen.
Sie sungen so jungen, sie sungen so fein,
Die kleinen Vögelein in dem Wald,
Die hört ich so gerne singen.

2. 'Sing mirs so hübsch, sing mirs so fein,
Heut Abend will ich bei dir seyn,
Will schlafen in deinen Armen.',

3. Der Tag verging, der Abend kam,
Feinsliebchen das kam gegangen.
Er klopfte so leis mit seinen Ring:
'Schatz, schläfst du oder wachest du, mein
Engelskind?

4. "Ich habe noch nicht geschlafen,
Ich hab immer gedacht in meinem Sinn,
Wo mag mein Herzallerliebster wohl sin,
Wo macht er so lange geblieben?"

5. 'Wo ichs so lange gewesen bin,
Das darf ich dir Schätzchen wohl sagen:
Wohl bei dem Bier, wohl bei dem Wein,
Allwo die schönen Junfern seyn,
Da bin ich allezeit gerne.'

6. Es ist kein Abbel so rund und so
roth,
Der Wurm hat ihn gestochen.

Mündlich in Hessen. Ippinghausen. (Von J. Grimms Hand auf Bl. 17a). — Vgl. Erk-Böhme 2, 390 Nr. 563. Kopp, Euphorion 8, 519.

3b. Der leichtfertige Liebhaber.

1. Ich ging einmal durch einen grasgrünen Wald,
Da hört ich die Vögelein singen.
Sie sangen sich (so) jung, sie sangen sich (so) alt
Gleichwie die (kleinen) Vögelein in dem Wald,
Wie gern hört ich sie singen!

2. 'Sing an, sing an, Frau Nachtigall,
Sing mirs von meinem Feinsliebchen!'
"Komm schiere, komm schiere, wanns finster ist!
Wann niemand auf der Gaßen ist,
Herein thu ich dich laßen."

3. Der Tag verschwaud, der Abend kam,
Feinsliebchen das kam gegangen,
Er klopfte so leis wohl an die Thür.
"Ja, ja, ja, wer ist dafür?"
'Ich habe schon lange gestanden.'

4. "So lange gestanden hast du es noch nicht,
Ich habe noch nicht geschlafen."

5. 'Wo ich so lange geblieben bin,
Das darf ich dir, Schätzchen, wohl sagen:
Beim Bier und auch beim kühlen Wein,
Wo alle wackere Mädchen seyn,
Da wär ich bald deiner vergeßen.'

6. Ich sag es euch Mädchen wohl insgemein,
Traut keinem jungen Gesellen!
Sie versprechen euch viel und haltens ein Weil,
Sie führen euch auf eines Narren Seil.
Sind das nicht brave Schelmen?

Mündlich. (Von W. Grimms Hand auf Bl. 18a.)

4. Fenstergang.

1. 'Wer steht drausen vor meinem Fenster,
Der mirs so leis aufwecken kann?' —
"Mach auf, mach auf! Die Thür ist verschloßen,
Es steht ein schöner Chevaulegir darvor."

2. 'Ei du mein lieber Chevaulegir,
Warum kommst du so spät bei Mitternacht?'
"Bei hellem Tage darf ichs nicht wagen,
Sonst sind es ja all meine Sachen umsonst.

3. "So will ich jetzt deine Mutter drum fragen,
Ob du sollst seyn die Liebste min.
Sollst du es nicht seyn die Liebste mein,
So will ich mich setzen in den Krieg hinein.

4. "Wohl in den Krieg, wohl bei die Franzosen.
Die Franzosen die seyn sehr weit von hier;
Allwo die schönen Trompeter blasen,
Alldabei ist mein Standquartir."

5. Lieben das ist eine schöne Sache,
Wenn mans ja keine Falschheit spürt.
Täglich muss einem das Herze lachen,
Als wann mans denn nicht bei ihr wär.

6. Ei so will ich mir laßen ein Bildlein malen,
Das soll ja seyn gleich eben wie du.
Das will ich in meiner Tasche tragen,
Daß ich es gedenke ewig an dir.

Mündlich in Wilmshausen, Dec. 1809. (Von J. Grimms Hand, Bl. 27a). — Zu Str. 1 vgl. Erk-Böhme 2, 622 Nr. 816—817, zu der Drohung unter die Soldaten zu gehen in Str. 3 ebd. Nr. 818.

5. Abgewiesen.

1. Des Abends wann ich schlafen geh, so kommt mein Schatz zu mir,
Mit einem kleinen Riegelein verriegelt ist die Thür.

2. 'Ach riegel nicht so feste zu, mein Schatz, mein Augentrost!
Du sollst auch bei mir schlafen gehen in meinem Schoos'.

3. Dann fallen die Nelken blätterchen in meinen Schoos
— — — — — — — — — — — — —.

4. 'Sollt ich dann drausen im Garten stehen im grünen Gras!
Daß mich mein Schatz verlaßen hat, das kränket mich so gar.

5. Du bist ja nun keine Junfer mehr, du bist ja nun ein Weib,
Du trägst ja nun kein Kränzchen mehr auf deinem Leib.'

Mündlich in Heßen. Ippinghausen. (Von J. Grimms Hand auf Bl. 6a.) — Vgl. Erk-Böhme 2, 351 Nr. 527c und Köhler-Meier 1896 Nr. 122.

6. Fragmente.

Warum weinest du? Ich lebe noch.
Ob ich auch nicht bei dir bin, ich lieb dich doch.
Weinest du dann derentwegen,
Daß ich hab bei dir gelegen?

Muß denn ein jeder wißen, was ich und du gethan?
Wann wir uns beide küßen, was gehts ein andern an!
Schwarzbraune Augen und schwarzgewichste Schuh,
Den Säbel an die Seite, schwarz Bändchen an den Hut.

Ach Schätzelein, ach Schätzelein, ach warte noch ein Jahr,
Bis daß die Weiden Kirschen tragen, nehm ich dich vorwahr.
Die Weiden tragen keine Kirschen, Disteln keinen Klee,
Daran solst du gedencken, ich nehm dich nimmermehr.

Klein bin ich, das weiß ich, darum werd ich veracht;
Warum hat mich mein Vater nicht größer gemacht!
Und wenn er mirs noch einmal so macht,
So verkauf ich das Häuschen und sch. auf dem Dach.

Unter dem Boden liegt Haferstroh, auf dem Boden liegt Heu;
Wenn mich mein Schätzchen nicht haben will, weiß ich mir
wieder zwei, drei.

Mündlich in Ippinghausen. (Von J. Grimms Hand, Bl. 6a. 24a.)

Berlin. Johannes Bolte.

Drei Primizlieder aus Tirol.

Ein ganz eigenartiger Zweig der Volksdichtung, der bisher noch unbekannt war, tritt uns in den Primizliedern entgegen, welche eine Parallele zu den Hochzeitsliedern bilden. Das Volk fasst das erste hl. Messopfer eines jungen Priesters, 'die Primiz', und das darauf folgende Mahl als dessen Hochzeitsfeier auf. [Piger, oben 9, 396.] In der Kirche erschallt froher Gesang; man bittet darin Gott um Gnade für sich, den Neugeweihten und die Gemeinde[1]). Ich gebe drei solcher Primizlieder aus Niederrasen (Bh. Bruneck, Gb. Welsberg), die ich geschriebenen Liederbüchern der 'Vorsinger' Johann Plankensteiner (um 1850, Nr. 1 und 2) und Josef Baumgartner (1878, Nr. 3) entnehme, hier wieder, um einen Begriff von dieser geistlichen Volksdichtung zu geben.

I.

1. Fröhlich strömt zu deiner Halle,
Jesus, heut die Christenschar,
Mit Vergnügen blicken alle
Hin auf deinen Hochaltar,
Wo der Neugeweihte stehet
Und sein erstes Opfer bringt
Und für uns zum Vater flehet,
Dass es durch die Wolken dringt.

2. Herr, du gibst ja dein Gedeihen,
Wenn die Andacht zu dir flammt,
Sieh, wie wir uns alle freuen
Auf das neue Hirtenamt!
Hoch erhaben ist die Würde,
Die den guten Hirten ziert,
Aber schwer ist auch die Bürde
Jenes Amtes, das er führt.

---

1) [Die Sitte, die erste Messe eines Priesters durch ein Gelegenheitsgedicht zu feiern, weist F. van Duyse (Volkskunde 18, 12. Gent 1906) in Gent für das 17. bis 19. Jahrhundert nach.]

3. Dir geweiht und deiner Ehre
Opfert er dort am Altar
Und verkündet deine Lehre
Nach dem Geiste rein und wahr;
Er versöhnt mit Gott uns wieder,
Wenn die Sünde uns entzweit,
Stärket alle Kirchenglieder
Durch die Kraft, die Gott verleiht.

4. Segne ihn mit deiner Güte,
Nimm sein Opfer gnädig an,
Dass die neue Kirchenblüte
Einst zur Ernte reifen kann!
Leite alle seine Werke
Zu dem Wohl der Christenheit,
Gib ihm Segen, Kraft und Stärke
In des Lebens Pilgerzeit!

5. Segne auch die Eltern beide,
Segne sie durch ihren Sohn!
Ihres hohen Alters Freude
Sei der treuen Pflege Lohn.
Die Geschwisterte belohne
Hier und dort für ihren Sinn,
Leite sie zur Tugendkrone
Einst in deinem Reiche hin!

6. Segne alle seine Freunde
Und erhöre ihr Gebet,
Segne endlich die Gemeinde,
Die zu dir um Gnade fleht!
Leit uns alle auf der Erde
Hin zu deiner Seligkeit!
Dann sind wir nur eine Herde,
Du der Hirt in Ewigkeit.

II.

1. Vater, blicke gnädig nieder,
Blick auf deine Kinderschar!
Fromme Dank- und Jubellieder
Bringen alle freudig dar
An dem Feste, welches heute
Die Gemeinde hier begeht,
Da vor dir der Neugeweihte
Opfernd am Altare steht.

2. Der du Heil und Gnade spendest,
Gott, wie gut, wie gross bist du!
Immer neue Hirten sendest
Du der Christenherde zu.
Uns vom Tode zu erretten
Kam einst Jesus auf die Welt;
Seine Stelle zu vertreten
Sind die Priester nun bestellt.

3. Dich in Wahrheit anzubeten,
Hochzupreisen deine Macht
Und um Hilf in unsern Nöten
Wird dies Opfer dargebracht.
Laß's uns allen hier auf Erden
Und den Seelen in der Pein
Ein Versöhnungsopfer werden,
Laß es uns zum Heile sein!

4. O sei gnädig, Gott, uns allen,
Denk an deines Sohnes Blut,
Laß es gnädig dir gefallen,
Was der neue Priester tut!
Knüpfe fest des Friedens Bande
Durch des großen Opfers Kraft,
Segne uns im Tränenlande,
Gott, durch deine Priesterschaft!

5. Sieh auf unsern Neugeweihten,
Gib ihm Stärke, Kraft und Licht,
Laß ihn deine Gnade leiten
In Erfüllung seiner Pflicht!
Gib ihm deinen Vatersegen,
Daß er deinen Worten treu
Auf des Lebens rauhen Wegen
Seiner Herde Vorbild sei!

6. Segne auch die Eltern beide,
Segne sie durch ihren Sohn!
Ihres hohen Alters Freude
Sei der treuen Pflege Lohn.
Segne, großer Herr der Welten,
Alle, die ihm wohlgetan,
Nimm das Gute zu vergelten,
Nimm für sie sein Opfer an!

7. Segne alle seine Freunde
Und erhöre ihr Gebet,
Segne endlich die Gemeinde,
Die zu dir um Gnade fleht!
Leit uns alle auf der Erde
Hin zu deiner Seligkeit!
Dann sind wir nur eine Herde,
Du der Hirt in Ewigkeit.

III.

1. Willkommen, Tag der Freude!
Juble mit Fröhlichkeit,
Hier im bunten Kleide
Jauchzet hocherfreut!
Laut ertönen Liederschalle,
Laßt euch hören, Pöllerknalle,
:,: Stimmt mit ein in den Feiergesang! :,:

2. Laßt heilges Lob erschallen!
Aufjauchze froh das Herz,
Jubelnd soll's aufwallen
Hoch himmelwärts.
Wir erblicken heute wieder
Einen neugeweihten Priester
:,: Dort am Altar mit den Engeln vereint :,:

3. Einst lebte er als Schüler
Fleißig durch manches Jahr,
Heut steht er als Priester
Dort am Altar.
Eifrig war sein Tun und Streben,
Fehlt dazu das Priesterleben,
:,: Um Gott zu dienen in heilger Pflicht. :,:

4. O blicke unerschrocken
Auf in die Zukunftszeit,
Wo kein Auge trocken,
Wohl trostlos weint!
Welch ein Sturm in unsren Tagen,
Türmen sich nicht Schreckensplagen!
:,: Doch traue fest, bleib standhaft, getreu! :,:

5. O Jesu, guter Hirte,
Segne uns alle heut,
Dass wir deine Bürde
Tragen bereit!
Herr des Himmels und der Erde
Mach, dass einst erfüllet werde:
:,: Komm her, du getreuester Knecht! :,:

Wien. Emil Karl Blümml.

Zum Montavoner Krautschneiderlied (oben 16, 435).

Das von Paul Beck 1875 aufgezeichnete Montavoner Krautschneiderlied findet sich samt Melodie schon 1849 in dem geschriebenen Liederbuche des H. Reichel (nun im Besitze Dr. A. M. Pachingers in Linz), das aus St. Wolfgang in Oberösterreich stammt, auf S. 159f. mit der Überschrift: 'Das reisende Genie.'







Der Text zeigt nur geringe Abweichungen: Str. 5, 4 Enjakutja Fekete — 6, 3 Grüß enk Gott, wo kummt's denn her? — 6, 4 Cralowatschkny brodschbakne — 7, 3 gahnt nit met — 8, 2 Und weiss, wie man sie sprechen soll — Str. 8 und 9 sind umgestellt — 11, 5 Wird ein Genie stets gern gesehn. — Ein weiterer Text bei W. Bernhardi, Allgemeines deutsches Liederlexikon 1, 257 nr. 515 (1847). Über die Montavoner Krautschneider vgl. L. v. Hörmann, Tiroler Volkstypen 1877 S. 107f.

[Vermutlich stammt das Lied aus einem Wiener Singspiele aus dem Anfange des 19. Jahrhunderts. Denn schon in einem um 1810 wohl in Bayern angelegten hsl. Studentenliederbuche, dem Berliner Ms. germ. qu. 1351, finde ich auf Bl. 70b denselben elfstrophigen Text wie im Wolfganger Liederbuche Str. 6, 4 Grolamatschky Brutschbackne — 7, 3 gahnt nit with — 9, 3 Ey die Kränk, wollt ihr ufsetza. — J. Bolte.]

Wien. Emil Karl Blümml.

Die Sage von dem unbewusst überschrittenen See.

1826 hat Gustav Schwab[1]) in einem Gedichte 'Der Reiter und der Bodensee' mündlicher Überlieferung nacherzählt, wie zur Winterszeit ein Reiter im Schneegestöber, ohne es zu merken, über den gefrorenen Bodensee ritt und bei einem Dorfe anlangend fragte, wann er denn endlich zum See komme, als er jedoch von der furchtbaren Gefahr hörte, in der er geschwebt, vor Schrecken tot zu Boden sank. Dass eine ähnliche Sage sich an den Züricher See knüpft, haben K. Wassmannsdorff[2]) und P. Beck[3]) bemerkt. 1538 berichtet nämlich der Ingolstädter Professor Nicolaus Wynmann in seinem lateinischen Dialoge 'Colymbetes' (Bl. F 2b = 1889 S. 105) von diesem:

Cum aliquando peregrinus, qui votum susceperat ad divam Virginem, ut vocant, in eremo [Einsiedeln], duo nescius miliaria magna per medium glacie concretum stagnum iter fecisset, demiratus tantam planitiem, hospitem noctu interrogavit de transiti nomine loci. Pandocheus re tandem intellecta respondit illum super locum transiisse altitudinis mille ut minimum cubitorum. Tunc advena, qui prius sine metu ignarus summa aquarum erat emensus, tuto iam loco rei perculsus novitate imaginationeque periculi paene exanimis concidit, ita ut parum abfuerit, quin spiritum illic posuisset.

Wenn aber Beck glaubt, der Dichter habe den Stoff seiner Ballade aus Wynmann geschöpft, so widerspricht dem nicht nur Schwabs ausdrückliche Berufung auf eine mündliche Quelle, sondern auch die Tatsache, dass dieselbe Sage noch anderwärts im Volksmunde fortlebt. Wie A. Kaufmann[4]) berichtet, ward eine Kapelle in Laach von einem Wandrer erbaut, der ahnungslos über den gefrorenen Laacher See geschritten war und seinen Dank für seine Rettung kundtun wollte. Genauer aber als diese Sagen vom Züricher und vom Laacher See, in denen der Wandersmann mit einem kurzen Schrecken davonkommt, stimmt zu Schwabs Tradition eine Walliser Volkserzählung vom Llyn Tegid (See der Schönheit) bei Bala, auf die ich durch eine hsl. Notiz Reinhold Köhlers aufmerksam ward[5]): „Ein Fremder geht einst über den zugefrorenen See; in Bala angekommen, fragt er, was denn das für eine grosse Fläche sei, die er durchmessen habe; als man ihm antwortet, das sei der See, so fällt er vor Schreck ob der überstandenen Gefahr tot zur Erde. Den Namen des Mannes habe ich vergessen; wenn ich nicht irre, war es ein Held von Arthurs Tafelrunde". Hier finden wir den tragischen Schluss von Schwabs Ballade wieder, die nur darin von den drei anderen Versionen abweicht, dass ihr Held kein Fusswanderer ist, sondern ein Reiter.

Berlin. Johannes Bolte.

---

1) Schwab, Gedichte (Gesamtausgabe. Leipzig, Reclam o. J.) S. 333.

2) Nic. Wynmanni Colymbetes s. de arte natandi dialogus hsg. von K. Wassmannsdorff (Heidelberg 1889) S. 137, Anm. 117.

3) Alemannia 34, 225—232: Eine Quelle für G. Schwabs Gedicht 'Der Reiter und der Bodensee' (1907).

4) Wolfs Zs. f. deutsche Mythologie 4, 167.

5) Hugo Schuchardt, Keltische Briefe IV (Allgemeine Zeitung 1878, Beilage 166, S. 2434). Wie mir Hr. Hofrat Dr. Schuchardt in Graz schreibt, war seine Quelle wahrscheinlich ein kymrisches Buch, etwa ein Magazin, das er in Bala selbst gelesen hatte.

Beiträge zur Volkskunde des Ostkarpatengebietes.

(Vgl. oben 17, 315—321.)

5. Moderne Zauberer.

Oft meint man, dass die von Volksforschern aufgezeichneten Überlieferungen einen schon überwundenen Standpunkt kennzeichnen. Insbesondere hält man es kaum für möglich, dass jemand noch so 'dumm' sei, bei Krankheiten und in anderen schwierigen Lagen bei Zauberern und Zauberinnen Hilfe zu suchen. Aber es ist bekannt, dass Wahrsagerinnen noch heute selbst in grossen Städten gute Geschäfte machen und auch von Mitgliedern „gebildeter Kreise" aufgesucht werden. Und auch sonst ist der Glaube an Zaubermittel noch nicht erstorben. Zum Beweise folgen hier einige Notizen aus Czernowitzer Tageblättern der letzten Jahre[1]).

A. Ein Eheglückszauberer vor Gericht. Man berichtet uns aus Stanislau: Der in einem hiesigen Vororte hausende Klemens Zubrzycki, in seinen Mussestunden ein simpler Maurer — ist ein ganz gewaltiger Mann. Ihm soll die Geisterwelt zu Diensten stehen, mit deren Hilfe er alle Schmerzen seiner leichtgläubigen Mitmenschen zu lindern vermag, natürlich gegen angemessenes Entgelt. Sein Spezialfach aber soll die Wiederherstellung des ehelichen Friedens gewesen sein. Ein Pröbchen seiner Kunst wird in der vor dem hiesigen Strafgerichte verhandelten Anklageschrift geschildert. Eine vertrauensselige Nachbarin erflehte bei ihm Glück und Segen für ihre unglückliche Ehe. Der Zaubermächtige liess sich in ein vollständig dunkles Zimmer sperren, und indem er den Ehering seiner Klientin über einen Topf siedenden Wassers hielt, murmelte er die entsprechende Zauberformel vor sich hin. Die Glücksuchende harrte unterdes hoffend vor der Türe des Erfolges, von dem die Geschichte jedoch nichts zu berichten weiss. Die undankbare Mitwelt bezichtigte den Ehedoktor des Betruges, und das Gericht gab ihm durch die Verurteilung zu zweimonatlicher Kerkerstrafe Gelegenheit, über die Vervollkommnung seiner spiritistischen Eheglückstheorie einmal ernstlich nachzudenken. (Czernowitzer Tagblatt 1903, 29. Juli.)

B. Das Geld in den Pruth geworfen. Die Dienstmagd Katharina Pfeifer, ein sechzehnjähriges unerfahrenes Mädchen, ist das Opfer eines ebenso plumpen wie für den geistigen Stand unseres Landvolkes charakteristischen Schwindels geworden. Eine gewisse Katharina Goruk machte sich vor einigen Wochen an das genannte Landmädchen heran und redete ihr ein, sie sei imstande durch Zauberkünste zu bewirken, dass ihr Geliebter, welcher sie verlassen und sich nach Kolomea begeben habe, eiligst zu ihr zurückkehre. Zur Ausführung dieser Zauberkunst benötige sie ein Hemd der verlassenen Verliebten und einen entsprechenden Geldbetrag. Beides wurde ihr willig übergeben, und als nach längerer Zeit die erhoffte Wirkung nicht eintrat, drang die misstrauisch gewordene Pfeifer auf die Zurückgabe des Geldbetrages. Das Hemd wurde ihr auch zurückgestellt, während der Geldbetrag unter dem Vorgeben vorenthalten wurde, er sei in Ausübung der allerdings wirkungslos gebliebenen Zauberkunst in den Pruth (Fluss bei Czernowitz) geworfen worden. Erst als die Zauberin von der Bildfläche verschwand, wandte sich die von bekannter Seite aufgeklärte Betrogene an die Polizei, welche nach der Schwindlerin fahndet. (Bukowiner Nachrichten 1904, 3. August.)

Zu diesem Berichte sei folgendes bemerkt: Der Glaube, dass man mit Zuhilfename von allerlei Mitteln eine in der Ferne weilende Person herbeiholen könne,

1) Einige ähnliche Nachrichten aus Galizien sind in der Lemberger Zeitschrift Lud 1904 gesammelt. Aus der Bukowina habe ich schon früher einiges in der ZföVk. 8, 121f. mitgeteilt. Über die Bedeutung dieser modernen Erscheinungen für die Auffassung und Erklärung älterer habe ich in meinem Handbuch der Volkskunde (1903) S. 131 einige Bemerkungen gemacht.

ist weit verbreitet. Wiederholt tauchten Gerüchte auf, dass man dort oder da einen Menschen durch die Luft fliegen sah. So wurde z. B. vor einigen Jahrzehnten viel davon erzählt, dass man eines Tages im heftigen Sturmwind einen Mann über den 'Weinberg' in Czernowitz fliegen sah, und vor einigen Jahren tauchte wieder ein solches Gerücht auf. Über die Mittel, mit denen die Hexen einen Menschen durch die Luft herbeiführen können, wird allerlei erzählt. Die einen sagen folgendes: Wenn ein Mensch in der Fremde ist und seiner Familie keine Nachrichten zukommen lässt, so dass man annehmen muss, er habe sie böswillig im Stich gelassen, so geht man zu einer Hexe und bittet sie, den Flüchtigen zurückzubringen. Wenn nun die Hexe um Mitternacht in den Ofen bläst und dabei gewisse Worte murmelt, so muss der Mensch kommen, und zwar fliegt er durch die Luft herbei und ist ganz verwirrt. Eine andere Überlieferung lautet: Wenn ein Mädchen einen Mann oder umgekehrt ein Bursch ein Mädchen für immer eigen haben will, so wendet man folgendes Mittel an: Man verschafft sich zunächst drei „Zeichen" von der erwünschten Person, nämlich: ein Stückchen von ihrem Hemd um des daran haftenden Schweisses willen, einige Haare von ihrem Scheitel und ein Stückchen Lehm von dem Boden, auf den sie getreten ist. Hat man diese „Zeichen", so nimmt man ferner das Kraut „Prychot"[1]), das in Nadelwäldern sehr häufig vorkommt, gibt eine gewisse Zauberflüssigkeit dazu und stellt alles in einem Topfe auf den Herd, wobei man aber darauf achten muss, dass der Topf nicht in die Nähe von Kohlen komme, weil sonst alles vereitelt wird. Sobald nun das zauberkundige Weib dieses Gemisch rührt, so wird die betreffende Person durch die Luft herbeigeführt. Hierbei schreit sie fortwährend: „Wasser, Wasser." Selbst wenn man diese Person unterwegs fängt und ihr Wasser gibt, reisst sie sich los und wird weitergetragen, wohin sie der Zauber ruft. Sobald nun die Hexe den Fliegenden sieht, schickt sie schnell ein anderes Weib vor die Schwelle des Hauses, welches ein Messer mit einer Hirschhornschale in der Hand hält und dieses langsam, sehr langsam in die Erde stösst. Wenn das Messer bis zum Hefte in der Erde steckt, bleibt der Fliegende bei der Schwelle des Hauses stehen und gehört nun der Person, die ihn gewünscht hat. Würde man das Messer schnell in die Erde stecken, so würde sich der Fliegende so rasch zur Erde herabsenken müssen, dass er tot bleiben müsste. Darauf muss auch jedermann achten, der den von Durst gequälten, wenn er nach Wasser ruft, tränken will. Auch er muss ein Messer langsam in die Erde stecken, bis der Fliegende sich herabgesenkt hat, und ebenso das Messer wieder langsam herausziehen, wenn jener wieder seinen Flug antritt.

C. Wiederum eine Zauberin. Der Polizeibericht meldet: Erst kürzlich wurde über einen Betrugsfall berichtet, wonach ein Bauernweib einem unerfahrenen jungen Dienstmädchen unter dem Vorgeben imstande zu sein, ihren Geliebten mittels Zauberkünste aus der Ferne herbeizubringen, Geld herausgelockt und sich dann geflüchtet habe. Gestern nun wurde wiederum eine solche Schwindlerin angehalten und in Haft genommen. Der Fall wird von der Anzeigerin, der Dienstmagd Pauline Sendek, folgendermassen dargestellt: Am letzten Sonntag abends kam zu ihr ein Weib und redete ihr zu, ihre Zauberkünste in Anspruch zu nehmen, um den Geliebten, welcher sie verlassen hat, zu ihr zurückzuführen. Zu diesem Zwecke verlangte die Zauberin zwei silberne, wenn möglich nicht gebrauchte Löffel oder sechs Silbergulden. Diese Gegenstände müssten nach ihrer Angabe dem Teufel in den Rachen gesteckt werden, worauf der Zauber wirksam sein würde. Die Sendek, welche diesen Anforderungen nicht nachkommen konnte, wies das Weib ab. Als selbes gestern dasselbe Ansinnen an die Anzeigerin stellte, veranlasste die

---

1) Prychodyty = kommen.

Dienstgeberin der letzteren, welche mit Recht in diesen Machinationen eine Verleitung ihrer Magd zum Diebstahle erblickte, die Anhaltung der Schwindlerin. Bei der Polizei nannte sie sich Maria Tymoficzuk und gab an, eine Hauseigentümerin aus Kaliczanka zu sein. Als jedoch ein Wachmann beauftragt wurde, diese Angaben in bezug auf ihre Richtigkeit zu prüfen, änderte sie diese, behauptete in der Roschergasse zu wohnen und bezeichnete sich bald aus Woloka bald aus Stanestie herkommend. Sie wurde in Haft genommen und wird dem Strafgericht überstellt werden. — Zu der gestern gemeldeten Verhaftung der Maria Tymificzuk wegen versuchten Betruges, welche sich, wie bereits berichtet, für eine Wirtin aus Kaliczanka ausgab und dringend bat, man möge sie mit Rücksicht auf ihre ohne Aufsicht zurückgebliebene Wirtschaft, ihre ungemelkten Kühe und dgl. nach Hause lassen, ist noch nachzutragen, dass bei einer an ihr vorgenommenen Leibesuntersuchung ein Dienstbuch auf den Namen Emilie Tudan aus Unter-Stanestie vorgefunden wurde, mit welcher identisch zu sein die Verhaftete auch zugibt. Sie dürfte unter verschiedenen Namen Betrügereien verübt haben und wurde dem Strafgerichte eingeliefert. (Buk. Nachrichten 1904, 25. und 26. August.)

D. Rosziszuy ad Ploska. (Plötzlich gestorben.) In den Morgenstunden des 10. d. M. ist der 56 Jahre alte Grundwirt Fedor Polick in seiner in Rosziszny ad Ploska gelegenen Wohnung plötzlich gestorben. Der Verstorbene ist mit dem weit und breit bekannten 'Gesundbeter' und Kurpfuscher Fedor Polick auch Bojkieniuk identisch, zu dem jahraus jahrein eine ganze Anzahl Kranker nicht nur aus allen Teilen der Bukowina, sondern auch aus Galizien, Rumänien und Russland pilgerten, um für ihre Leiden Heilung zu suchen. Trotz aller Mühe gelang es der Gendarmerie niemals, den gewerbsmässigen Kurpfuscher zu erwischen. In der Ausübung seines Berufes hat ihn nun der Tod ereilt. Während er eine Bäuerin aus Jalowiczora ad Ploska durch seine Sprüchlein und durch Besprengung mit geheimnisvoll präpariertem Wasser „gesund zu beten“ sich abmühte, stürzte er plötzlich zusammen und gab schon nach kurzer Zeit seinen Geist auf. Die vom Gemeindearzte vorgenommene Leichenbeschau hat ergeben, dass Polick infolge Herzlähmung eines natürlichen Todes gestorben ist. (Buk. Nachrichten 1904, 22. Oktober.)

Hierzu sei bemerkt, dass in jener Gegend unter den Huzulen einige derartige Zauberer bekannt waren, und sich grossen Zuspruchs erfreuen. Vgl. meine Mitteilungen darüber im Globus Bd. 76, 272.

E. Eine seltsame Spukgeschichte. Unter diesen Titel brachte das Czernowitzer Tagblatt am 25. November 1905 folgenden Bericht: Im Hause eines gewissen J. J. in Brodina ist es seit einiger Zeit nicht recht geheuer, schreibt unser Gewährsmann. Ein ganz unbegreiflicher Teufelsspuk erfüllt das Haus dieses Mannes. Mit Feuer fing es an. Zuerst entstand im Salon, ohne dass irgend eine Ursache bekannt gewesen wäre, ein Brand. Einige Tage darauf brannte es plötzlich in der Holzkammer und mehrere wertvolle Gegenstände fielen dem Feuer zum Opfer; wie das Feuer entstanden sein konnte, war und blieb unerklärlich. In dieser Woche wurde in diesem Hause ein Säugling von unsichtbarer Gewalt aus der Wiege geschleudert. Als die Mutter das Kind zurück in die Wiege legte, flog es, wie von Menschenhänden geschleudert, sofort wieder in die Höhe. An demselben Tage fiel alles Wandgeschirr im Hause mit einer solchen Heftigkeit zu Boden, dass einige Fensterscheiben zersprangen. Dann fiel ein Stein aus der Zimmerwand mitten aufs Fenster und zerschlug wieder einige Fensterscheiben. Und dergleichen unerklärliche Vorfälle mehr ereigneten sich im Laufe weniger Tage in dem also verhexten Hause. Da brachte der Herr des Hauses seine beiden Kinder, die vermeintliche unschuldige Ursache des Geisterspuks, zu seinem in der Nähe wohnenden Schwiegervater K. Da ging derselbe Spuk nun auch in diesem Hause los. Alles wurde von unsichtbarer Hand zertrümmert und zerschlagen. Geschlossene Schränke öffneten sich von selbst, und die darin befindlichen Gegenstände wurden in das Zimmer geschleudert, dass es einem bei dem Rummel ordentlich gruselig wurde: Eine Laterne, die an der Zimmerwand hing, wurde durch das Vorhaus in den Hofraum geschleudert usw. Und dabei hatte K. das Haus seit zwanzig Jahren schon bewohnt und, bis seine Enkelkinder zu ihm gebracht worden waren, nie etwas Ähnliches wahrgenommen; er war auch überhaupt nie in seiner Ruhe gestört worden. Um

sich nun zu überzeugen, ob der Spuk denn wirklich von den Kindern ausgehe, wurden diese schliesslich in ein drittes Haus gebracht, und auch hier wiederholte sich dasselbe Schauspiel. Das Ereignis hat im Orte und in der Umgebung begreiflicherweise grosse Aufregung hervorgerufen, und haufenweise steht das neugierige Volk da und gafft das „Wunder“ an, ohne dass jemand es sich zu erklären vermag. Auch der Berichterstatter, der uns dies meldet, will den Spuk mit eigenen Augen gesehen haben. — Die Zuschrift, die wir der Kuriosität halber dem Inhalte nach wiedergaben, ist mit J. S. gezeichnet und trägt den Poststempel Seletin. An eine Mystifikation ist wohl nicht zu denken, doch wird sich die Spukgeschichte hoffentlich früher oder später auf natürliche Weise erklären lassen.

Diese Mitteilungen erregten mein Interesse. Ich wandte mich nach Brodina und Falken um Auskunft. Die Berichte lauteten, dass in der ganzen Gegend davon in ganz ähnlicher Weise erzählt werde. Einige wollten den Spuk auf eine frühere Frau eines eingemieteten Bewohners des Hauses zurückführen, die von ihm getrennt lebte. Diese Frau soll aus Ungarn dann nach Brodina gekommen sein und sich auf diese Weise gerächt haben. Ich erwähne, dass derartige Vorkommnisse nicht zu den Seltenheiten gehören. Auch aus Czernowitz sind mir Fälle bekannt, dass Spuk gemacht wurde, um den Hausherrn oder die Hausbewohner zu ängstigen und zu schädigen. Das Spektakel, das in einem Hause der Dreiglockengasse (Kürschnergasse) vor etwa 20 Jahren sich abspielte, ist noch hier gut in Erinnerung. Da wurden vor allem die Fensterscheiben eingeworfen, ohne dass man sich den Urheber erklären konnte. Das gab Anlass zum Erzählen von allerlei Spukgeschichten. Hunderte von Leuten versammelten sich darauf hier vor dem Hause, und viele wollten etwas Schreckliches gesehen und gehört haben. Indes war offenbar alles auf einen im sicheren Versteck in der Nachbarschaft verborgenen Böswilligen zurückzuführen, der mit einer Gummischleuder aus der Ferne geschickt die Fenster einschlug.

Von hohem Interesse ist, dass schon vor fast zwei Jahrhunderten ähnliches vorkam. In einer Kronstädter Chronik (Quellen zur Geschichte der Stadt Kronstadt 4, 409) wird zum Jahre 1728 folgendes erzählt: „Um diese Zeit begab sich etwas besonderes in der Wallachischen Vorstadt bei Cronen (d. i. Kronstadt): Es wohneten junge wallachische Eheleute in einem Hause, über welche des Mannes alte Mutter einen Zorn gefasst. Bald hierauf fing sich in dem Hof ein Ziegel-, Stein- und anderer Sachen-Werfen an, dass sich die Einwohner und Nachbar nicht getrauten, sicher hinauszugehen. Man sahe die geworfene Sachen nicht eher, bis sie niederfielen. Es wurde zuerst eine Soldatenwache für das Haus gestellet, welche aber, weil sie nicht bestehen konnte, mit der Stadt-Trabanten-Wache abgewechselt wurde. Endlich legte sich dieses Werfen, und man wollte wissen, dass solche die erzürnete Mutter durch Zauberei angerichtet hätte.“

F. Verborgener Schatz. Es ist leider eine bekannte Tatsache, dass bei uns im Lande noch heutzutage der Aberglaube sehr stark grassiert und man die Landbevölkerung gerade für alles Mystische, Dunkle, Geheime leicht gewinnen kann. Ein krasses Beispiel hierfür bot die am Donnerstag stattgefundene Schwurgerichtsverhandlung. Es hatten sich der Tischler Karl Obelnicki, der Taglöhner Mihai Hauka, der Grundwirt Nikifor Ihnatiuk und der Grundwirt Herasim Maroczko wegens Verbrechens des Betruges zu verantworten. Als Vorsitzender fungierte Landgerichtsrat Lukasiewicz, die Anklage vertrat Staatsanwaltssubstitut Dr. Lehmann, die Verteidigung führten die Advokaten Dr. Fischer, Dr. Rieber und Dr. Mittelmann. Der Anklage entnehmen wir folgendes: Den Angeklagten Karl Obelnicki und Mihai Hauka wird zur Last gelegt, im Einverständnisse mit einander zu Bojan (Bukowina) in den Jahren 1904, 1905 und 1906 unter der Vorspiegelung, einen von Geistern bewachten Schatz, welcher sich in einem Keller befindet und den nur ein

vom Teufel besessener Huzule[1]), ein sogenannter „Meister“, der sich in Seletin befindet, zu öffnen imstande sei, 12 Personen Geldbeträge in der Gesamthöhe von 112 K. herausgelockt zu haben; ferner werden die Angeklagten Mihai Hauka, Nikifor Ihnatiuk und Herasim Moroczko beschuldigt, im Jahre 1904 zu Kotul-Ostritza (Bukowina) im Einverständnisse miteinander, als sie von einer Reise nach Russland zurückkehrten, dem Petro Melneczuk ein Schloss und eine alte Münze als von einem Keller, in dem sich ein Schatz befindet, vorgewiesen und erklärt zu haben, den Schatz in Russland heben zu wollen, wobei sie dem Melneczuk 300 K. herauslockten, die als Kaution für den „Meister“ benötigt wurden. Die Angeklagten Obelnicki und Hauka sind der ihnen zur Last gelegten Handlungen geständig, während die Angeklagten Ihnatiuk und Maroczko leugnen. Die Angeklagten Karl Obelnicki und Mihai Hauka wurden gemäss dem Verdikte der Geschworenen zu zwei, bzw. drei Monaten schweren Kerkers verurteilt. Die Verhandlung gegen Nikifor Ihnatiuk und Herasim Maroczka wurde zwecks Einvernahme weiterer Entlastungszeugen ausgeschieden, beide jedoch auf Verlangen des Staatsanwalts sofort verhaftet.“ (Bukow. Nachrichten 1906, 24. Juni.)

6. Die Eigenschaften einiger Tiere.

Es ist kaum zweifelhaft, dass die folgenden Aufzeichnungen auf irgend einen Ableger der abenteuerlichen Naturgeschichte des Mittelalters zurückgehen. Ich fand den polnischen Text in einem vom Jahre 1824 datierten Hefte, in das Josef Bensdorf, ein nach Polen eingewanderter Kurländer, allerlei Aufzeichnungen gemacht hat. Das Heft wurde mir in Putilla (Bukowina) von Herrn Ludwig Bensdorf zur Benutzung überlassen. Ich gebe den polnischen Text in der Originalschreibung wieder.

O Cnotach niektorych Zwierząt.

1. Experiolus iest zwierze Pazur. Gdyby on był spalony i starty a dany iakemu koniowi w obroku, nie będzie iadl przez 3 dni.

2. Lew zwierze, po Grecku Berubt, po Chaldeys. Aalamus nazwany. Gdyby z iego skory zrobiony rzemiń, opasawszy się nim niebędzie się bał nieprzyiacielow. A zeby mięso iego kto iadl i wody iego się napił przez 3 dni, uleczony będzie od kwartany; a gdyby oczy iego pod paszkiem byly noszone, nikt w sądzie nad noszącym góry wziąść nie będzie mógł, bo sędziego łaskawego i przyiemnego nad się uzna.

3. Węgorsz ryba. Jego mocy są dziwne. Gdyby on zdechł przesz wody, maiąc zewnąd nienaruszone ciało, a wzioł bys octu mocnego a zmiesałbys z krwią sępa, a połozyłbys pod gnoiem na iakim miesci, znim razem ozewiony będzie; a

Über die Eigenschaften einiger Tiere.

1. Experiolus heisst das Tier Pazur. Wenn man es verbrennt und zerreibt, und dieses Pulver einem Pferde im Hafer reicht, so wird dasselbe drei Tage nicht fressen.

2. Der Löwe, ein Tier, griechisch Berubt, chaldäisch Aalamus genannt. Wenn man sich mit einem aus seiner Haut gemachten Riemen umgürtet, wird man sich vor keinem Feinde fürchten. Wenn aber jemand durch drei Tage von seinem Fleische essen und von seinem Wasser trinken würde, verliert er das Fieber. Wer seine Augen unter dem Gürtel trägt, wird im Gerichte stets obsiegen, weil der Richter ihm immer gnädig und geneigt sein wird.

3. Der Aal ist ein Fisch. Seine Eigenschaften sind merkwürdig. Würde er durch Wasser umstehen, ohne dass seine inneren Organe Schaden genommen hätten, und würdest du starken Essig mit Adlerblut mischen und alles an

1) Vgl. oben S. 94.

iezeli by robak z tegoź węgorza był wyięty a w pomienione zmieszanie złozony zostalby przesz ieden miesiąc, robak ten by odmienil się w węgorza czarnego, ktorego gdy by kto jadł, zarazby umarl.

irgend einer Stelle unter Mist legen, so wird es belebt werden. Und wenn man aus diesem Aal einen Wurm herausnehme und in die genannte Mischung einen Monat lang legen würde, so würde dieser Wurm sich in einen schwarzen Aal verwandeln; wer von diesem isst, stirbt sofort.

4. Łasica zwierze. Jezeliby serce tego zwierzencia kto iadł, pokiby się ieszcze ruszalo, czyni wiadomość przyslych rzeczy. Jezeliby serce, oczy i ięzyk pies iaki ziadl, zaraz utraci glos.

4. Das Wiesel ist ein Tier. Wer das Herz dieses Tieres, solange es noch bebt, aufisst, weiss das Zukünftige. Frisst ein Hund das Herz, die Augen und die Zunge dieses Tieres auf, so verliert er sofort die Stimme.

5. Dudek ptak, po Chaldeis. Bori, po Grecko Ison nazwany. Oczy iego noszone czynią człowieka grubego; a iezeliby oczy iego noszone były na piersiach, wszyscy uspokoieni będą; a iezelibys głowe iego w kieszeni miał przy sobie, niebędziecz mogł byc oszukany w kupnie.

5. Der Wiedehopf ist ein Vogel, chaldäisch Bori, griechisch Ison genannt. Wer seine Augen bei sich trägt, wird dickleibig. Trägt man seine Augen auf der Brust, so beruhigen sich alle(?). Wer aber seinen Kopf in der Tasche trägt, wird bei keinem Kaufe betrogen werden.

6. Pelikan ptak, po Chaldeis. Voltri, po Grecku Iphitari nazwany. Jego moc iest ta: gdyby iego dzieci pozabiiane były, byle ich serca nienaruszono, a krew iego wzięta była, a ciepła w pyszczki onych dzieci zabitych wypuszczona byla, zaraz ozywione zostaią. Gdyby zas zawieszil tey część na szyi iakiego ptaka, tak dlugo latać będzie nieprzystaiąć, poki upadłszy niezdechnie. Takze prawa noga iego odcięta wcieple po trzech miesoncach, dla ciepła, ktore ma ten ptak, stanie się zywa i ruszać się będzie. O tym swiadczy Hermes w ksiądze Alachorath i Plinius.

6. Der Pelikan ist ein Vogel; chaldäisch wird er Voltri, griechisch Iphitari genannt. Seine Kraft ist folgende: Tötet man seine Jungen, ohne deren Herzen zu beschädigen, und flösst ihnen in die Schnäbel sein warmes Blut ein, so werden sie sofort lebendig. Würde man diesen Teil von ihm (offenbar ist ein vorangehender Satz ausgefallen) an den Hals eines Vogels hängen, so wird dieser solange ununterbrochen umherfliegen, bis er tot niederfällt. Schneidet man seinen rechten Fuss vom warmen Körper ab, so wird dieser wegen der dem Vogel innewohnenden Wärme nach drei Monaten lebendig und wird sich rühren. Das bezeugt Hermes im Buch Alachorath und Plinius.

7. Kruk ptak. Jak Ewax i Aron mowią, ma on moc dziwne; iezeliby iego iayca uwarzone były, a znowo w gniazdo włozone, zaraz kruk leci do morza czerwonego na iedną wyspe, gdzie Alodrius pogrzebany iest, zkąd przynosi kamień, ktorym dotyka się iaiek swoich, a zaraz osurowieią i

7. Der Rabe ist ein Vogel. Wie Ewax und Aron sagen, hat er eine merkwürdige Macht. Wenn man seine Eier kocht und wieder ins Nest zurücklegt, so fliegt der Rabe sofort zum Roten Meer auf eine Insel, wo Alodrius begraben liegt. Von dort bringt er einen Stein und berührt mit demselben die

staną się iakie przedtym były. Dziwna iest to rzecz iayka warzone odsurowic.

Eier, worauf sie sofort wieder roh werden wie zuvor. Es ist dies eine merkwürdige Sache, gekochte Eier wieder roh zu machen.

8. Kania, po Chalde: Bifiens, po Grecku molos nazwany. Gdyby głowa iey wzięta a noszona była na piersiach, sprawie miłość i laskę u wszystkich ludzi i Białoglow. Jezeliby zas zawieszona była na szyi kurzey, nieprzystanie biegac, pokiby ią nierzuciła.

8. Der Froschgeier, chaldäisch Bifiens, griechisch Molos genannt. Trägt man seinen Kopf auf der Brust, so gewinnt man die Liebe und Gunst aller Menschen, besonders der Frauen. Hängt man diesen Kopf an den Hals einer Henne; so hört sie nicht auf umherzulaufen, bis sie ihn abwirft.

9. Synogarlica ptak, pro Chald. Mulona, po Grecku Pilas nazwany. Zeby iey serce spałone, a na jaykach iakiego ptaka położone było, niebędzie się rodzic z nich płód; a iezeliby nogi iey zawiszono były na drewie, to drzewo rodzic więcey nie będzie.

9. Die Kohlmeise ist ein Vogel, chaldäisch Mulona, griechisch Pilas genannt. Verbrennt man ihr Herz und streut die Asche auf die Eier eines Vogels, so werden keine Jungen ausschlüpfen. Hängt man ihre Füsse an einen Baum, so wird er keine Früchte tragen.

10. Kret zwierze. Moc iego iest dziwna. Jezeliby noga iego obwiniona w list bobkowy a włozona była w pysk koniowi, będzie unikal z Boiarni, a gdyby w gniazdzie iakiego ptaka położona, nigdy z iaiec onych nie będzie mogł wynieść płód.

10. Der Maulwurf ist ein Tier. Seine Kraft ist merkwürdig. Wickelt man seinen Fuss in ein Lorbeerblatt und steckt es einem Pferd ins Maul, so wird es vom Schlachtfeld weglaufen; legt man ihn aber in ein Vogelnest, so schlüpfen aus den Eiern keine Jungen aus.

11. Kos ptak. Moc iego iest dziwna. Bo gdyby piora z krydla iego prawego zawieszone były w posrodku domu na czerwoney nici ieszcze niezarywaney, nikt niebędzie mogł spać w tym domu, poki nie będzie zdięto. Gdyby serce iego było podłozone pod głowy spiącego, a pytalbys się go oco, powie wszystko cokolwiek czynil wielkim głosem. Gdyby w wode studzienną wrzucone było z dutkową krwią zmieszane, potym namazane były tym skronie czyie, roschoruie się smiertelnie.

11. Der Star ist ein Vogel. Seine Kraft ist wunderbar. Würde man eine Feder von seinem rechten Flügel in der Mitte des Hauses auf einen nicht gerissenen roten Faden aufhängen, so wird niemand in diesem Hause schlafen können, bis man die Feder nicht herunternimmt. Wenn man sein Herz unter den Kopf eines Schlafenden legen würde, so muss dieser auf jede Frage mit lauter Stimme antworten. Wirft man aber das Herz in Brunnenwasser, dem Wiedehopfblut beigemengt ist, und reibt man damit jemandes Schläfen ein, so erkrankt er schwer.

Koniec

Ende.

Czernowitz.

Raimund Friedrich Kaindl.

Westfälische Hochzeitsladung in Missouri.[1])

Wer am Samstag und Sonntag den 6. und 7. April in der Umgegend von Florissant, St. Louis Co., Missouri, des Weges zog, dem konnte es geschehen, dass ihm zwei mit Bändern geschmückte Reiter begegneten, die ihn, auch wenn er ihnen fremd war, mit fröhlichem Zuruf begrüssten, wobei sie ihre Stöcke schwangen, an denen viele lange Bänder flatterten. War es dem Wandersmann um Auskunft zu tun, so konnte ihm jeder Ortskundige berichten, dass die beiden Bursche die 'Nögers' seien, die am Samstag und Sonntag vor der Hochzeit als Hochzeitsbitter umherritten, um einzuladen, was sich am Ehrentag von Braut und Bräutigam einfinden sollte. Und zwar seien es (so fordere es der Brauch) zwei junge Leute aus den dem Hause der Braut zunächst gelegenen Anwesen, die mit der ehrenvollen Aufgabe betraut worden seien, als 'Nögers' (auch Nödigers genannt) zu reiten. In diesem Falle hiessen die Hochzeitsbitter Heinrich Hoormann und George Behlmann, so würde der Kundige dem wissbegierigen Unbekannten weiter berichtet haben, und ihre Aufgabe sei, 71 Familien einzuladen zur Teilnahme an der Hochzeit des Bräutigams Joseph Burcke mit der Braut Maria Hoormann, die am kommenden Dienstag, den 9. April, begangen werden würde. Und zwar wäre es Ehrensache für die Nögers, alle Einladungen an den beiden Tagen, Samstag und Sonntag, zu bestellen, und es sei keine ganz kleine Aufgabe, fertig zu werden beizeiten, weil sie in jedem Hause, das sie aufsuchten, die Einladung in gehöriger Art und Weise vorbringen müssten. Die Nögers zögen auch nicht etwa aufs Geratewohl aus, sondern an beiden Tagen vom Hause der Braut, die ihnen am ersten Tage (Samstag) jedem zwei Stücke 'Lind' (Band) an den Stock befestigt, der ein unerlässlicher Bestandteil ihrer Ausstattung ist. Am ersten Tage sowohl, als auch am zweiten schmückt die Braut die Reitpferde der Nögers mit Bändern, die sie ihnen in die Stirnhaare und die Schweife flicht und am Zaumzeug befestigt. Die Hochzeitsbitter selbst haben rot-weiss-blaue Bänder um ihre Hüte und im Knopfloch eine Kokarde mit Band in denselben Farben.

So ausgerüstet, die gereimte Einladung treu im Gedächtnis, reiten die Nögers fort, freudige Rufe ausstossend, die Stöcke schwenkend, auf Pferden, denen man schon monatelang eine sorgsamere Pflege angedeihen liess. Kommen sie nun vor ein Anwesen geritten, dessen Bewohner zur Hochzeit geladen werden sollen, so steigen sie von den Pferden, die dann an den Zaun gebunden werden. Lärmend nahen sie sich dem Haus, das sie mit dem Rufe: 'Hochtit' betreten, worauf die Nögers alsbald ihre langen Einladungen aufsagen, nachdem vorher die Stühle an die Wand gerückt oder sonst entfernt worden sind. Denn der Nöger geht, während er seine Sprüche hersagt, mit dem Hut in der Hand im Zimmer auf und ab. Der andere machts sich unterdessen, den Hut auf dem Kopf, auf einem Stuhl bequem. Dieser tritt, sobald der erste sich seiner Aufgabe entledigt hat, an dessen Stelle, während jener den Stuhl einnimmt. Jener beschliesst seine lange gereimte Ein-

---

1) Herr Prof. Dr. Richard Andree in München übersendet uns nachstehenden Ausschnitt aus der deutsch-amerikanischen Zeitung 'Die Amerika, hsg. von der German literary society of St. Louis' vom 21. April 1907, der ein wertvolles Seitenstück zu der oben 13, 192 beschriebenen pommerschen Hochzeit in Rio grande do Sul bietet. Über die Einforderung der Bänder durch den Hochzeitsbitter vgl. oben 7, 34 (Lüneburg). 8, 428 (Braunschweig). 9, 51 (Marschland). 10, 164 (Bergisch). Über Hochzeitsbittersprüche oben 16, 442.

ladung, in der er von ihrem Ritt nach Hessen, Sachsen, Trier und — nach Mexiko erzählt, mit den Worten:

> Endlich gelangten wir an der N. N.[1]) Hof;
> Da gibt es Gemüse, Schultern und Schinken,
> Da kann man noch düchtig ein'n up drinken.
> Ein gebratene Mettwurst wird auch nicht fehlen.
> Enten und Gänse werdet ihr nicht bekommen,
> Denn die hat der Fuchs alle mitgenommen.
> Hühner und Tauben werdet ihr auch nicht kriegen,
> Denn damit ging der Habicht fliegen.
> Wenn you noch mehr willt weden,
> Dann mött you den Wiskibuddel nich vergeten.
> Min Kamerad N. N. ist nich dumm,
> De geiht van Oeller noch lang nich krumm.

Nachdem der eine Nöger so geendet, spricht der andere seine Einladung. Ihren Schluss bilden folgende Strophen:

> Wenn you ment, dat ik hier stoh als en frommer Job,
> Da bint mi en Stück Lind an Stock!
> Stück von sewen Ellen
> Is förn Hochtitsnöger nich tau felle,
> Nich van de roen wullen Lind,
> Wo de Bur sin Büchsen mit bint,
> Sondern van de feinen siden Lind,
> Wo de Wichter stolz mit sind.
> Is min Perd kin pralen wert,
> So bint üm Stück Lind an Stert!
> Min Stock is rot, min Hant is blot.
> Min Stock is länger als min Behn,
> Det kennt you alle doch wol sehn.
> Nun wünsch ik you, bliwt gesund,
> Bis dat Rosenblatt welkt an Punkt[2])
> Und de Hase fängt den Hunt!
> Lind an Stock, of't Hus up en Kopp!

Diese letzten Worte: 'Band an den Stock, oder das Haus auf den Kopf' (gestellt nämlich) werden vom Nöger mit besonderem Ausdruck hergesagt, worauf der Hausvater die Flasche hervorholt, während die Hausfrau ein langes Stück Seidenband herbeischafft, das sie in zwei gleiche Hälften teilt, worauf die beiden Stücke an die Stöcke der Nöger befestigt werden. Nachdem der eine der beiden Nöger die Hausleute sodann noch aufgefordert hat, sich am Tage vor der Hochzeit im Hause der Braut einzufinden, um bei den Vorbereitungen Hilfe zu leisten in der Küche, schwingen die beiden sich auf ihre Pferde, und fort gehts mit erhobener Stimme und geschwungenen Stöcken.

Die Pflicht der Nödiger beschränkt sich übrigens nicht nur auf das Besorgen der Einladungen. Ein grosser Teil der Vorbereitungen auf die Hochzeitsfeier wird von ihnen, unter ihrer Aufsicht oder Mithilfe, getroffen. Im Notfalle bedienen sie auch die Gäste. In dem von uns besprochenen Falle haben die beiden Nöger sogar einen Tanzboden gebaut.

---

1) Hier wird der Name der Braut eingeschoben.

2) Unverständlich, aber wörtlich aus dem Originalmanuskript, dessen sich der eine der Nöger bedient hatte.

So walten die Hochzeitsbitter von Florissant ihres Amtes. Zweimal schon im Verlauf des gegenwärtigen Frühjahrs konnte man dort bändergeschmückte Nödigers reiten sehen. Im Jahre 1906 soll dieser Brauch etwa zu fünf Malen geübt worden sein. Freilich, die Alten klagen, die Sitte sei im Rückgang begriffen; früher habe es keine Hochzeit ohne Nödiger gegeben, jetzt schicke man wohl anstatt ihrer auch gedruckte Einladungen aus. Und sie mögen Recht haben; denn auch hier wird das Schriftwort gelten: 'Der Herr nimmt weg die Sitten der Alten'. Aber ganz aussterben wird wohl der aus der Heimat überkommene Brauch in nächster Zeit noch nicht, nachdem ihn einmal die hier geborene Generation geübt hat; denn schon seit Jahren sind es in Amerika geborene junge Leute, die als Nöger über Land reiten.

Wann dieser Brauch dort eingeführt wurde, und von wem, konnten wir bisher noch nicht erkunden. Die Mehrzahl der in der Florissant Valley angesiedelten deutschen Familien stammt aus der Umgegend von Meppen in Hannover, einige aus dem oldenburgischen Münsterlande, andere aus Westfalen. Um 1846 sollen nur fünf oder sechs deutsche Familien dort ansässig gewesen sein; zwischen 1846 und 1866 kamen dann die meisten von jenen Familien, die heute den Grundstock der deutschen Herz-Jesu-Gemeinde in Florissant bilden. Mögen sie noch lange an der Sprache der Väter und allem, was gut und schön ist am deutschen Wesen, festhalten, wie es Sachsenart ist!

Zu den Mailehen[1]).

Eine entfernte Ähnlichkeit hat die 'Maartekeur', die in Lochem (Gelderland) noch um 1870[2]) so gehalten wurde: an einem bestimmten Tage zu Anfang Mai standen die Bauernmädchen aus der Umgegend in einer langen Reihe auf dem Markt; und die Burschen spazierten vorüber und sahen sie sich an, bis jeder eine nach seinem Geschmack gefunden zur Gesellin beim bevorstehenden Jahrmarkt. Darüber hinaus war man nicht gebunden, wenn auch oft genug die Ehe das Ende gewesen sein mag. Maartekeur heisst wörtlich 'Mägdeauswahl'; also ging der Brauch wohl zurück auf eine Mägdevermietung, wie sie unter gleicher Form in Utrecht üblich war[3]); dass man eine solche Versammlung draller Mädel benutzte, sich eine Jahrmarktfreudengenossin zu suchen, lag auf der Hand.

Ganz so bildeten sich auf dem 'Vrijstermarkt' (wörtlich Freierinnenmarkt) in Schagen (Nordholland) bis um 1850 die Paare für die nächste Kirmes; nur versammelte man sich auf dem Friedhof und musste jede sowie jeder Beteiligte dem Wächter am Tor ein Dubbeltje (nach jetzigem Geldeswert etwa 25 Pf.) darreichen, das freilich ihr zurückgegeben wurde, wenn keiner sie wählte, wie ihm, wenn er keine Wahl tat[4]).

Allein auf dem 'Vrijstermarkt', wie er in Schermerhorn (unweit Schagen) bis 1730 abgehalten ist, war noch voller Ernst, was sonst und in den deutschen Mailehen zu Schein oder Scherz abgeblasst war: man kaufte sich dort eine

1) [Vgl. oben 17, 97. 233 und dazu noch Zs. f. rhein. u. westfäl. Volkskunde 4, 62. 208. 230. Lehnausrufen in Oberhessen bei Mülhause, Zs. f. hess. Gesch. n. F. 1, 294. 1867.]

2) Wenigstens sprechen das Nederlandsch Magazijn, Jahrg. 1866, und auf dessen Autorität hin J. ter Gouw (Volksvermaken, Haarlem 1871, S. 472) davon im Präsens.

3) J. ter Gouw S. 467, leider ohne Zeitangabe.

4) J. ter Gouw S. 472.

Gattin. Heiratslustige Bauernburschen setzten unter sich einen 'Kauftag' an und beauftragten den Ausrufer der Gemeinde, ihn allbekannt zu machen. Ort der Handlung war immer ein Wirtshaus, und zwar in der Regel das 'Zum Falken'; denn dort hing noch zu Ende des 18. Jahrhunderts eine kalligraphierte Ordnung des Geschäftsganges in Knittelversen, vom Dorfschulzen unterzeichnet und besiegelt. Besonders merkwürdig ist, dass sie dem Erbherrn des Dorfes das 'Jus primae noctis' beilegt, freilich ausdrücklich bemerkt, wer wolle, könne sich davon loskaufen; in Wirklichkeit war es längst gesetzlich in eine Gebühr geändert. Vor dem Falken also versammeln sich die heiratslustigen Mädchen; aber keine will die erste sein, die hineintritt; endlich kommen die Burschen heraus und fordern eine auf hineinzukommen. Diese nennt eine andere, die mitgehen müsse, diese eine dritte usw., bis alle genannt sind und nun aus freien Stücken hineingehen. Der Wirt verliest die Ordnung; man singt und tanzt (denn auch ein Spielmann ist herbeigerufen) und trinkt; endlich stellen sich die Mädchen in eine Reihe, die Burschen ihnen gegenüber, und der 'maakkoop' (Mäkler) geht hin und her, bis wenigstens eine 'sich verkauft hat'. Dem Käufer (oder sämtlichen Käufern, wenn mehrere Geschäfte gemacht werden) liegt ob, ausser dem Kaufpreis (an den Vater) die Zeche der ganzen Gesellschaft zu bezahlen und ihr obendrein ein Abendessen von Reisbrei mit Zimmet und Zucker darzubieten. Meistens leben die so gebildeten Paare von diesem Abend an wie Mann und Weib; es folgt doch aber immer, wenn auch bisweilen erst nach Jahren, die kirchliche Trauung. Wird aber das Zusammenleben bis auf diese verschoben, so bekommt der Bräutigam, falls die Braut vorher stirbt oder ein verborgenes Körpergebrechen an ihr befunden wird, den Kaufpreis zurück; falls er sich der Ehe entzieht, hat er eine Busse zu zahlen, von der ein Drittel dem Vater der Braut, ein Drittel dem Herrn und ein Drittel den Armen zufällt. So besagt wenigstens die überlieferte Fassung der Ordnung, die ich aber nicht als ganz authentisch betrachten möchte, weil sie nur in einer Dramatisierung 'der Vrijstermarkt' erhalten ist[1]).

Das wäre also der germanische Brautkauf in optima forma, aber auch eben nur in Form; denn es hat gewiss jeder Käufer schon vorher seine Wahl bestimmt und jede Gekaufte recht gut gewusst, dass sie einen Käufer finden werde und wen. Die anderen kamen nur des Spasses und des kostenfreien Essens und Trinkens wegen hin.

Amsterdam. Willem Zuidema.

Sankt Raspinus und Ponus.

R. Krebs (Die politische Publizistik der Jesuiten 1890, S. 224) zitiert eine Satire v. J. 1619, in der den Jesuiten geraten wird, sich nach der schönen Stadt Amsterdam mit ihren Heiligen Raspinus und Ponus zu wenden, das sei ein trefflicher Aufenthaltsort für vertriebene Jesuiten; dazu ein Holzschnitt, der ihre Reise dorthin darstellen soll. In einer anderen[2]) gelangen sie tatsächlich zu S. Raspino und Pono ins Zuchthaus zu Amsterdam. Und es gibt zwei Flugschriften (ebd.),

---

1) J. ter Gouw S. 471; Scheltema, Staat- en Letterkundig Mengelwerk IV, 3, S. 199; de Neyn, Lusthof der huwelijken, Amsterdam 1681, S. 166; Claas Bruin, Noordhollandsche Arkadia, Amsterdam 1732, S. 320; (Jan Schröder) De Vrijstermarkt, Kluchtspel (Posse), Amsterdam 1713.

2) Scheible, Fliegende Blätter des 16. und 17. Jahrh. 1850 S. 192 mit Tafel. Vgl. Weller, Annalen 1, 375 nr. 500. 508. 509.

„welche beide die 'Wallfahrt der Jesuiten zu Raspino und Pono' besingen." Krebs gesteht, dass er die Anspielung nicht verstehe, und setzt hinzu: „Mir ist nur bekannt, dass das Amsterdamer Zuchthaus wegen seiner teilweise im Wasser befindlichen Keller verrufen war"[1]). Dies ist ihm, dem naturgemäss die niederländische Schwank- und Possenspielliteratur des 17. Jahrh. fern lag, nicht zu verübeln; denn nur sie kann über diese wunderlichen Heiligen[2]) Aufklärung bringen.

In Abraham de Conincks 'Spel van de Loterije' (Amsterdam 1616) erzählt ein Bettler, wie er im Amsterdamer Zuchthaus einmal einen warmen Rücken bekommen habe:

> Mits ick Sinte Raspinus met offerhande niet wou eeren,

d. h. weil er sich nicht zu der gewöhnlichen Arbeit der Zuchthäusler bequemen wollte, das als Farbstoff verwendete Brasilienholz zu raspeln[3]), (wonach das Zuchthaus selber 'rasphuis' genannt wurde):

> 'k Sey: K en can niet raspen; maer begut se connent eijn soo leeren,
> En met Sinte Labors hulp offerde ick alsulcken hoop stof usw.

Sankt Labor bedarf wohl keiner Erklärung und zeigt uns obenein, dass wir in 'Sankt Ponus' das griechische πόνος = Arbeit, Anstrengung, vor uns haben. Es war somit wohl eine verbreitete Redensart, dass man im Amsterdamer Zuchthaus S. Raspinus und S. Labor verehre. Diese konnte leicht nach Deutschland dringen, wo Amsterdam als Musterstadt galt wie Holland als Musterstaat[4]).

Ebenso war in Bayern 'O Herrgott von Bentheim!' um 1850 ein geläufiger Ausruf oder Fluch[5]) und bezieht sich doch auf das uralte Kruzifix im fernen Bentheimer Schlossgarten. — Einer unserer Satiriker hat S. Ponus statt S. Labor eingesetzt, weil ihm dieser Name gar zu durchsichtig war, oder auch bloss weil er griechisch kannte.

Amsterdam. Willem Zuidema.

---

1) Dies ist mir nicht bekannt und wohl nur eine irrige Darstellung einer bisweilen dem widerspenstigen Zuchthäusler auferlegten Strafe; er musste fortwährend eine Pumpe in Bewegung erhalten, die dergestalt eingerichtet war, dass das Wasser, sobald er nachliess, ihn selber überströmte.

2) [Vgl. dazu Hauffen, Caspar Scheidt 1889 S. 22f. R. Köhler, Kl. Schriften 3, 21.]

3) [Abgebildet und beschrieben ist dies Zuchthaus auf einem Augsburger Flugblatt von 1630 unter dem ironischen Titel 'Amsterdamischer Gesundbrunn' = Scheible, Die fliegenden Blätter des 16. und 17. Jahrh. 1850 S. 326.]

4) [Das ähnlich dem Amsterdamer eingerichtete Bremer Zuchthaus preist Seb. Muhme in einem gereimten Dialoge: Bremer Zuchthauß. 1616 (Berlin Yh 4123a, 5).]

5) Wenigstens wird es so verwendet in 'Petermanns Jagdbuch', das teilweise in bayrischer Mundart geschrieben und bei den Verlegern der Münchner 'Fliegenden Blätter' erschienen ist.

Berichte und Bücheranzeigen.

Neue Forschungen über die äusseren Denkmäler der deutschen Volkskunde: volkstümlichen Hausbau und Gerät, Tracht und Bauernkunst.

I. Der Hausbau.

Das wichtigste literarische Ereignis, über das wir in dieser Anzeige zu berichten haben, ist die Vollendung der Bauernhauswerke des deutschen und des österreichischen Architekten- und Ingenieurvereins. Wir besprechen zunächst: „Das Bauernhaus im Deutschen Reiche und in seinen Grenzgebieten“[1]). Von dem zuerst erschienenen Tafelbande ist die zehnte (Schluss-) Lieferung ausgegeben, und zwar ist dieselbe einigen Landesteilen gewidmet, die bislang überhaupt noch nicht vertreten waren. Hessen-Nassau ist darin mit fünf, die Provinz Sachsen mit zwei, Sachsen-Koburg-Gotha mit zwei und Sachsen-Meiningen mit drei Tafeln bedacht. Ausserdem ist ein alphabetisches Verzeichnis für das ganze Tafelwerk und endlich eine geschmackvolle Umschlagmappe beigefügt. Auch diese letzten Tafeln stehen ihren zahlreichen Vorgängern in keiner Weise nach. Zwei von ihnen bieten malerische Ansichten nach Photographie, die anderen enthalten architektonische Aufnahmen, und auch hier ergibt der Vergleich wieder, dass die Zeichnungen weitaus den Vorzug vor der Photographie verdienen. Nur sie geben für den Forscher wie für den praktischen Architekten das Gegenständliche mit der Klarheit, die für diese Dinge notwendig ist.

Wenden wir uns nun dem umfangreichen Textbande zu, in dessen Redaktion sich drei bewährte Forscher und Kenner, Lutsch, Kossmann und Mühlke, geteilt haben, so müssen wir uns zunächst mit der 'historisch-geographischen Einleitung' auseinandersetzen. Dieselbe ist von Dietrich Schäfer geliefert, und sie liess also nach dem wissenschaftlichen Ansehen des Verfassers etwas Gutes erwarten. Allein es muss von vornherein gesagt werden: wenn die Herausgeber gehofft haben, dass ein namhafter Historiker wie Schäfer nun auch eine gute Einleitung für das Bauernhauswerk würde schreiben können, so lehrt das vorliegende Resultat, dass sie sich gründlich getäuscht haben. An Länge freilich hat Sch. es nicht fehlen lassen, denn er hat mit 51 Seiten den sechsten Teil des ganzen Buches geliefert, und hierin allein kann ich es einigermassen verständlich finden, weshalb nur sein Name auf dem Titel genannt ist. Geht man dann aber auf den Inhalt, so findet man zwar sehr viel Angaben über wirtschaftliche Verhältnisse, viel Statistik über die Verbreitung der landwirtschaftlichen Betriebe und Bevölkerungsdichte, viel politische Entwicklungen und übergenug Territorial-Geschichte, und man zweifelt im Vertrauen auf Schäfers Zuverlässigkeit durchaus nicht, dass alles richtig, vielleicht sogar manches von neuen Gesichtspunkten aus dargestellt ist. Dagegen kann der Leser, dem man diese 51 Seiten allein zu lesen gibt, wohl mit dem besten Willen nicht merken, dass er es mit der Einleitung gerade für ein Bauernhauswerk zu tun hat. Wozu also diese lange Auseinandersetzung? Was

1) Dresden, G. Kühtmann 1906. Text XIV, 331 S. fol. mit 548 Abb., dazu ein Atlas mit 120 Foliotafeln.

davon wirklich zur Sache gehört, hätte sich wohl auf dem fünften Teile des beanspruchten Raumes ausführen lassen. Statt dessen sieht man überall, dass die Einleitung von einem Gelehrten geschrieben ist, der überhaupt nicht das leiseste persönliche Verhältnis zur Bauernhausforschung hat. Auf die anderen Teile des Buches ist nirgends Bezug genommen, und dementsprechend hat auch keiner der übrigen Bearbeiter aus dieser sogenannten 'historisch-geographischen Einleitung' irgendwelche erkennbare Folgerungen gezogen. Gerade die Dinge, über die man von dem Verfasser der historischen Einleitung eine Aufklärung oder doch wenigstens eine Förderung der Erkenntnis erwartet, werden nicht behandelt. Die Frage, wieweit die Verschiedenheit der deutschen Bauernhausformen und ihre Grenzen gegeneinander sich etwa aus historischen Verhältnissen ergeben, wird von Sch. überhaupt nicht aufgeworfen, ebenso wenig die Frage nach dem Ursprung der höchst wichtigen Abweichung von Haus- und Sprachgrenze östlich der Weser. Sch. berichtet (S. 39b): „Im ganzen Osten übertrifft der Nadelwald den Laubwald fast um das Sechsfache"; dass damit aber ein höchst wichtiger Gesichtspunkt gegeben ist, um die Ausbreitung des Blockbaues zu beurteilen, das wird mit keinem Worte erwähnt. Ebenso lesen wir auf S. 50a: „Auf den Abhängen der Alpen herrscht der Laubwald vor"; dass demgegenüber die Verbreitung des Blockbaues in den gleichen Gebieten sehr auffällig ist, hat Sch. nicht bemerkt. Selbst von den wenigen Stellen, wo Sch. überhaupt auf Hausbaufragen eingeht, reizt die Behandlung zweier höchst wichtiger Fragen, bei denen es sich um nichts Geringeres als um die Entstehung der beiden verschiedenen deutschen Holzbau-Techniken und der beiden verschiedenen deutschen Haustypen handelt, zu scharfem Widerspruch. Gerade in diesen beiden Fragen wäre eine methodische Behandlung mit Beweis und Gegenbeweis, wie sie überall von dem Historiker erwartet wird, dringend am Platze. Wenn Sch. auf Seite 6a bis b schreibt: „Der Blockbau ist dann der herrschende geworden, soweit nicht Fachwerk oder Flechtarbeit seine Stelle vertrat", so soll damit doch wohl gesagt sein, dass er der häufig begegnenden Meinung sich anschliesst, welche für die Frühzeit dem Blockverbande ein starkes Übergewicht über das Fachwerk an lokaler Verbreitung zuschreibt. Das ist aber bekanntlich eine gänzlich unbewiesene Annahme, für die zum mindesten ein Grund vorgebracht werden muss. Für mich ist sie höchst unwahrscheinlich. Bezüglich der Entstehung der Haustypen erklärt Sch. auf Seite 6b: „Dass sich die zwei Formen [der ober- und niederdeutsche Typus, die Sch. hartnäckig als „fränkisch" und „sächsisch" bezeichnet] schon zur Zeit des Tacitus und der Völkerwanderung unterschieden, ist im höchsten Grade unwahrscheinlich." Worauf sich diese Behauptung stützt, fragen wir vergebens. Sch. lässt dann 'die entscheidende Sonderung zwischen fränkischem und sächsischem Typus' wahrscheinlich erst nachkarolingisch auftreten (S. 8). Auch das ist durch nichts bewiesen. Gerade die Tatsache, die auch Sch. hervorhebt, dass „die Verbreitung der beiden Hausformen im östlichen Kolonisationsgebiete ziemlich genau zusammenfällt mit der Herkunft der Kolonisten" (S. 8a), und dass also beide schon im 12. und 13. Jahrh. ganz scharf geschieden waren, kann nicht genug betont werden. Wer die erstaunlich grosse Zähigkeit in der Erhaltung der Hausformen kennt, kann unmöglich annehmen, dass die beiden Typen sich binnen dreier Jahrhunderte ausgebildet haben sollten. Und ausserdem ist es bei der völligen Verschiedenheit dieser beiden Typen für mich überhaupt gänzlich ausgeschlossen, dass beide sich aus der gleichen Urform entwickelt haben sollten.

Wenn ich also zu meinem Bedauern gezwungen war, der Einleitung gegenüber eine stark ablehnende Haltung einzunehmen, so freue ich mich umsomehr,

die übrigen Teile des Textes im allgemeinen mit wärmster Anerkennung anzeigen zu können. Die Arbeit verteilt sich in folgender Weise: Westhannover von Prejawa, Westfalen von Savels, Oldenburg und Ostfriesland von Jansen und Otto, Wesermarschen von Wagner, Osthannover von Schlöbcke, Braunschweig von Pfeifer, Gebiet der Elbemündung von Faulwasser, Schleswig-Holstein von Mühlke, Lübeck und Lauenburg nach Mitteilungen des Architektenvereins zu Lübeck, Mecklenburg von Hamann, Pommern von Bernh. Schmid, Ostpreussen von Dethlefsen, Westpreussen von Bernh. Schmid, Posen von Kohte, Brandenburg nach Mitteilungen von Hartung, Tieffenbach und Richter, Schlesien von Lutsch, Kgr. Sachsen von L. F. K. Schmidt, Sachsen-Altenburg von L. F. K. Schmidt, Altmark von Prejawa, Thüringen von Lutsch, Hessen, Prov. Hessen-Nassau und Grossherzogtum Hessen von Lutsch, Rheinprovinz und Grenzgebiet Rheinprovinz-Westfalen von G. Heuser, Lothringen von Heidegger, Bayrische Rheinpfalz von Miller, Elsass von Statsmann, Baden von Kossmann und Hummel, Württemberg von Gradmann, Bayern von Thiersch und Förtsch. Bei dieser Zusammensetzung fragt sich freilich, ob nicht an Stelle der gewählten Einteilung nach politischen Grenzen besser eine solche nach den Haupttypen gewählt worden wäre, denn so wie es jetzt vorliegt, sind vielfach die gleichen oder ähnlichen Bauformen nicht in einem Zusammenhang behandelt, wie z. B. in dem Kapitel 'Hessen' einerseits oberd. und niederd. Hausformen nebeneinander besprochen werden, andererseits aber das den oberd. Formen Hessens verwandte Haus von Unter- und Mittelfranken erst viel später in dem Kapitel 'Bayern' zur Sprache kommt. Ausserdem ist es bei der grossen Zahl der Mitarbeiter auch natürlich, dass die verschiedenen Beiträge hier und da etwas ungleich ausfallen. So ist z. B. der Abschnitt Rheinprovinz entschieden zu knapp geraten, derjenige für Lothringen geradezu kümmerlich und völlig ungenügend, was umsomehr zu bedauern ist, als wir hier im Kaminlande einem ganz besonderen Typus gegenüberstehen. Trotzdem aber war es, wie der Erfolg zeigt, durchaus richtig, die Bearbeitung des Textes zu verteilen. Fast alle Mitarbeiter sind mit sehr grosser Sorgfalt ihren lokalen Hausformen bis ins einzelne nachgegangen, und wenn man diese überaus wertvolle Publikation durchmustert, in der eine geradezu erstaunliche Fülle an Arbeit und Kenntnissen von den landeskundigen Verfassern niedergelegt ist, so kann man nicht mehr im Zweifel sein, dass ein einzelner Bearbeiter die Darstellung wohl niemals mit ähnlicher Tiefgründigkeit hätte bewältigen können. Dazu haben in sehr erfreulicher Weise die Mitarbeiter sowohl für die Tafeln wie für den Text in einer Art, die der Gesamtanlage des Werkes durchaus entspricht, überall die kulturgeschichtliche Betrachtungsweise in den Vordergrund gestellt, indem sie die Siedelungsverhältnisse, die Wirtschaftszwecke und die volkstümliche Technik betonen. So ist ein Werk schwerer Arbeit entstanden, nicht aber, was so nahe gelegen hätte, in erster Linie ein Werk des ästhetischen Genusses. Gewiss enthält das Buch auch manche entzückende Motive in Einzelformen sowohl wie in Gruppierungen, aber das ist hier nur wie eine Art Zugabe, und deshalb wirkt das Ganze höchst befriedigend. In glückverheissender Weise sehen wir hier überall, wie die bislang zu oft getrennten Interessen von Architekten und Hausforschern sich zu einer höheren Einheit zu verbinden streben. Auch insofern dürfen wir hoffen, dass dieses grosse Werk, welches den deutschen Architekten- und Ingenieurvereinen zur höchsten Ehre gereicht, Epoche machen wird.

Im folgenden hebe ich zunächst die verhältnismässig wenigen Punkte hervor, die ich vom Standpunkte der Hausforschung weiterhin zur Frage gestellt wissen möchte. S. 54b erklärt Prejawa, es liege bei dem niederdeutschen Hause „unver-

kennbar eine Ähnlichkeit mit dem griechisch-italischen Wohnhause vor, bei welchem sich die kleineren Räume um das durch ein Oberlicht erleuchtete Atrium gruppieren". Die Grundrissähnlichkeit gebe ich zu, aber es muss dabei betont werden, dass damit nicht etwa die Annahme eines Zusammenhanges angedeutet werden soll, denn der letztere wäre entschieden zu bestreiten. — Auf S. 76 Abt. Oldenburg und Ostfriesland fehlt bei Abb. 4 die Angabe der Heizvorrichtung (Ofen oder Kamin!), die gerade für die Kenntnis des 'Pisel' oder 'Saales' so wichtig ist. Leider wird auch im gleichen Zusammenhange nach der Entstehung des Pesels nicht gefragt. — S. 88b (Osthannover) meint Schlöbcke, es sei nicht ausgeschlossen, dass es sich bei den runden Walmen „um ein Überbleibsel des ältesten Zeltdaches handelt". Diese Meinung dürfte kaum Beifall finden. — S. 122 (Schleswig-Holstein). Mühlke glaubt aus dem Umstande, dass im Nordfriesenhause der Herd stets am Schnittpunkte von Küche, Stube, Kammer und Pesel steht, schliessen zu sollen, dass das auf „eine alte aus dem Einraum stammende Gewohnheit" zurückgehe, bei dem der Herd in der Mitte eines ehemals ungeteilten Wohnflügels gelegen habe. Mühlke denkt dabei an Zellenteilung, wo doch wohl eher eine Zellenanfügung anzunehmen ist. Ausserdem darf man bei dieser Frage nie ausser acht lassen, dass die Lage des Herdes stark durch den Gebrauch des Beilegerofens bedingt ist, der eine möglichst grosse Nähe des Herdes, wenn auch nicht unbedingt voraussetzt, so doch höchst wünschenswert macht. — Über die Entwicklungen der preussischen Hausformen begegnet eine von der Redaktion nicht ausgeglichene Verschiedenheit der Anschauungen bei zwei verschiedenen Autoren. S. 141a erklärt nämlich Dethlefsen, dass für die ostpreussische Bauweise der Ausgangspunkt der Entwicklung noch heute in den Formen des alten heidnischen Preussens zu erkennen sei, die der deutsche Orden vorfand, und die seitdem allerdings mancherlei Änderungen erfahren haben. Im Gegensatz dazu sagt S. 147b Schmidt: „Man kann wohl mit Recht annehmen, dass die vollständige Übereinstimmung in der Grundanlage der älteren Bauernhäuser hier [in Westpreussen] sowohl wie in Ostpreussen auf die Zeit der gemeinsamen deutschen Ordensherrschaft zurückzuführen ist. Hiernach handelt es sich also weder um einen slawischen, noch um einen preussischen Haustypus." Eine Klärung dieses Gegensatzes wäre nicht nur für die Geschichte der lokalen preussischen Hausformen wichtig, sie würde zugleich auch für die Altersbestimmung der Bauernhaustypen im allgemeinen von Bedeutung sein. — Noch ein zweites Mal begegnet eine ähnliche Verschiedenheit der Anschauungen, wenn auch in einer etwas minder wichtigen Frage. Bei der Besprechung der Laubenhäuser weist Kothe (Prov. Posen, S. 154b) auf die Ähnlichkeit zwischen den Laubenhäusern der Dörfer und denjenigen der Städte hin und schliesst, „dass sie ohne Zweifel auf gemeinsame Vorbilder zurückzuführen sind". Im Gegensatz dazu erklärt Lutsch (Schlesien, S. 166a bis b): „Übrigens unterscheiden sich die Laubenhäuser der Dörfer sehr wesentlich von denen der Städte: in letzteren ziehen sie sich, eine durchlaufende Halle bildend, vor der Giebelseite hin, aus den Dorfhäusern springen sie vor einem Teile der Langseite vor". Ich glaube mit Kothe, dass vor allem die Ähnlichkeit betont werden muss, und ich sehe in dem von Lutsch mit Recht hervorgehobenen Unterschiede eine Modifikation, die durch die veränderten Verhältnisse bei der städtischen Bauweise bedingt ist. — Bei der Behandlung des hessischen Fachwerks vermisse ich einen Hinweis auf die charakteristische Verbindung der Hauptsäulen mit Kopfband und Strebe, die unter den Namen „halber bzw. ganzer Mann" und „wilder Mann" (im Vogelsberg) bekannt ist. — Der auch auf S. 272a (Baden) auftretenden Behauptung „Die Konstruktionsart des Aufbaues

war in ganz alten Zeiten zweifellos der Blockbau", sofern sie als grundsätzliche allgemeingültige Anschauung und nicht etwa nur als Ergebnis der lokalen Forschung gemeint ist, habe ich schon früher widersprochen. — Auf S. 313b (Oberfranken) wäre eine kartographische Feststellung der Blockbaugrenzen erwünscht gewesen, die von der Orla in Sachsen-Altenburg zur mittleren fränkischen Schweiz hinüberstreichen, und von denen auch auf S. 199 die Rede gewesen ist. Wenn diese und ähnliche kartographische Abgrenzungen, die dem Prospekt zufolge auch anfänglich beabsichtigt waren, unterblieben sind, so ist auch das wohl vor allem auf das Versagen der historisch-geographischen Einleitung zurückzuführen.

Schliesslich möchte ich noch eine Reihe entwicklungsgeschichtlicher Bemerkungen aus dem inhaltschweren Buche herausheben, die für die Hausforschung von Bedeutung sind, und an die weiterhin anzuknüpfen sein wird. Bei Besprechung des niederdeutschen Hauses der Wesermarschen sagt Wagner S. 83: „Je grösser die Gefache und je niedriger die Seitenwände, desto älter die Anlage ... Ursprünglich mögen die Häuser wohl gar keine Seitenwände gehabt haben, eine Bauweise, die in einzelnen Moorgegenden sich bis vor etwa 70 Jahren noch erhalten hat." Zu dieser für mich sehr einleuchtenden Behauptung gibt W. eine sehr interessante Abbildung eines Hauses ohne Seitenwände. — Aus Osthannover stellt Schlöbcke (S. 86) nachweisliche Beispiele für den späteren Anbau eines „Stubendeels" hinter dem Flett zusammen. Andererseits aber berichtet er und belegt es durch konstruktive Beweise, dass in der Allerniederung viele datierte Häuser bereits des 16. Jahrh. von Anfang an dazugehörige Stubenfächer besitzen. „Auch diese Hausbauart muss damals schon jahrhundertelang im Gebrauch und ererbt gewesen sein." — Dass in Nordschleswig die Pesel bei den ältesten Häusern ohne Feuerstätte sind, betont Mühlke (S. 127) ausdrücklich. — Dethlefsen gibt (S. 141b) nach Bezzenberger die interessante Entwicklung des litauischen Hauses aus dem alten Rauchhaus-Einraum. — Schmidt berichtet aus Westpreussen über die im Werder gebräuchliche Giebelbekrönung, ein schlankes ausgeschnittenes Säulchen mit Kugel und Wetterfahne: der Besitzer liebe sie sehr, und er übertrage sie bei Neubauten auf den neuen Haus- oder Scheunengiebel (S. 150a). — Kohte weist darauf hin, dass [in Posen] „die Ausführung in Blockholz es gestattet, irgend eines der Gebäude, selbst das Wohnhaus, vermittels untergelegter runder Hölzer zu verschieben, falls es einer Vergrösserung des Hofraumes bedarf" (S. 152a). Die Bezeichnung 'das Haus' für den Flur des Erdgeschosses erstreckt sich auch auf Schlesien (S. 163a), daneben begegnet der Name 'Hauseren' (S. 169a). — Genaue Aufnahmen der niederrheinischen Herdwand mit der Tackenplatte finden sich S. 234f. — Für den Abschnitt 'Baden' gibt Kossmann eine interessante entwicklungsgeschichtliche Einleitung, indem er zwei hauptsächliche Urformen, das Einheitshaus und das lediglich als Wohnstätte für Menschen dienende Gebäude unterscheidet und das letztere wieder in 'ebenerdige' und 'gestelzte' Formen trennt (S. 261). Auf S. 264—65 zeigt er in Abb. 4—8 in höchst lehrreicher Weise an fünf verschiedenen Hausformen aus ein und demselben Dorfe, wie die Firstschwenkung von der Giebelfront zur Trauffront sich vollzieht. — In der badischen Rheinebene ist der Steinbau schon sehr früh in die bäuerliche Technik eingedrungen. Hummel nennt (S. 288b) Häuser mit steinernem Unterbau schon aus den Jahren 1502 und 1509, das ist dieselbe Zeit, in der der Steinbau auch in den Städten erst sich mehr ausgebreitet hat, z. B. in Frankfurt, oder wie eine auf S. 290a erwähnte württembergische Bauordnung von 1495 für die Städte ein steinernes Erdgeschoss verlangt. Wenn daneben sogar schon aus dem 16. Jahrh. eine ganze Reihe bäuerlicher voller Steinhäuser sich in der badischen

Rheinebene findet, so führt Hummel das auf direkte Nachwirkung römischen Baueinflusses zurück, ebenso wie er auch, um das hohe Alter unserer Haustypen zu erhärten, darauf hinweist, dass „die Grundrissanlage des fränkischen Hauses von den frühesten uns bekannten Beispielen an fast unveränderlich geblieben ist" (S. 289a). — Aus ähnlichen Anschauungen heraus führt Gradmann das 'Allgäuerhaus', das 'Länderhaus' der Ostschweiz und das badische 'Hotzenhaus' auf altalemannisches, mit räto-romanischen Überlieferungen versetztes Erbgut zurück (S. 291a), ebenso wie Thiersch (S. 304a) das Haus des Achenseetypus und (S. 312b) die niederbayrische Hofanlage mit römischer Überlieferung in Zusammenhang bringen möchte. — Für die Geschichte des Stubenofens bemerke ich folgendes: In Litauen war der Ofen vor der Einführung der Kacheln aus Ziegeln gemauert (S. 142b), und die gleiche Bauart findet sich jetzt noch in den älteren Häusern Westpreussens (S. 148a). In Schlesien findet sich der Kachelofen in älterer Durchbildung noch aus grünen napfartig geformten Kacheln bestehend unter dem Namen der 'Napplaofen'; auch hier also war die Konkavkachel üblich. Wenn schliesslich Lutsch (S. 169b) die Tatsache berichtet, dass in Böhmen, im Erlitztale an seiner Nordostgrenze und gelegentlich auch im Hirschberger Tale ausnahmsweise der Backofen in der Stube beibehalten sei, zwischen Ofen und Wand stehend, so scheint auch er anzunehmen, dass der Backofen früher ständig in der Stube seinen Platz hatte, denn er spricht (S. 170a) von den Fällen, „wo der Backofen aus der Stube herausgedrängt ist".

Schliesslich hebe ich noch hervor, dass viele der Autoren, besonders Lutsch, Prejawa und Schmidt, auch in volkskundlicher Hinsicht viele Einzelheiten mitteilen. Den ganzen Inhalt des reichen Werkes in einer kurzen Anzeige anzudeuten, ist unmöglich. Es wird der Hausforschung auf viele Jahre als unerschöpfliche Fundgrube und als sichere Stütze dienen, und es kann von uns allen nur mit lebhafter Freude und mit Dank entgegengenommen werden. —

An zweiter Stelle ist zu berichten, dass auch „Das Bauernhaus in Österreich-Ungarn und in seinen Grenzgebieten"[1]) seinen Abschluss gefunden hat. Vom Atlas ist die Schlusslieferung erschienen mit Titelblatt und einem Inhaltsverzeichnis der Tafeln. Dabei liegt eine von A. Dachler entworfene sehr willkommene Karte der Hausformen der österreichisch-ungarischen Monarchie, mit Angabe der Verbreitungsgebiete der Stämme, der Siedelungsarten, der Hausformen, der Bautechniken und der Zierformen. Inhaltlich bietet diese Schlusslieferung ausserdem die Tafeln: Niederösterreich 4—5, Oberösterreich 5—7, Böhmen 12—16, Galizien 1; ferner aus den Ländern der ungarischen Krone: Ungarn 3—4 und Kroatien 1—2. Davon geben die oberösterreichischen Tafeln ziemlich viel bauliche Einzelheiten und architektonische Motive; auf der Tafel Böhmen Nr. 16 interessiert uns besonders die Zeichnung der kombinierten Koch-, Back-, Heiz- und Leuchtvorrichtung; vor allem sind von den galizischen und ungarischen Tafeln drei vortreffliche Blätter hervorzuheben, die der Sorgfalt ihres Verfertigers J. R. Bünker wieder das beste Zeugnis ausstellen. — Der Text, durch eine Inhaltsangabe, ein Verzeichnis der Abbildungen im Texte und ein solches der Texttafeln eingeleitet und mit guten Orts- und Sachregistern ausgestattet, zerfällt in zwei Teile. Den ersten, geschichtlichen Teil hat auf 29 Seiten M. Haberlandt geliefert, der als Vertreter des Vereins für österreichische Volks-

1) Verl. d. Österr. Ingenieur- u. Architekten-Vereines in Wien und von G. Kühtmann, Dresden 1906. Atlas von 75 Foliotafeln und eine Landkarte, nebst Textband von XVIII, 228 S. Gr. 8° mit 67 Abb. im Text und sechs Texttafeln.

kunde dem Ausschuss des Gesamtwerkes angehört hat. Kurz und klar und mit völliger Beherrschung der wissenschaftlichen Interessen, die hier in Frage kommen, hat er sich seiner Aufgabe entledigt. Er betont den Wert, den das Bauernhaus als unmittelbares biologisches Zeugnis in besonderem Masse besitzt, und er beleuchtet (S. 4) die verschiedenen wissenschaftlichen Gebiete, für welche das Studium des Bauernhauses und seiner Kultur von Wichtigkeit ist, indem er zugleich auf die modifizierenden Einflüsse des persönlichen Geschmackes des Bauherrn, ferner der Örtlichkeit und des lokalen Baustoffes, sowie später dann auch der städtischen Kultur verweist, überall das entwicklungsgeschichtliche Prinzip scharf hervorhebend. In dem Abschnitt „Geschichte und Literatur der Bauernhausforschung in Österreich-Ungarn“ gibt er eine ganz vortreffliche Zusammenstellung der einschlägigen Literatur, und endlich bietet er auf 15 Seiten einen Überblick über die „Besiedlung der österreichisch-ungarischen Monarchie“, wobei er auch den Besiedelungsformen, die so notwendig zur Sache gehören, in entsprechender Weise seine Aufmerksamkeit zuwendet. Haberlandts Einleitung leistet alles, was man von ihr erwarten kann, und sie hält sich in einem richtigen Verhältnis zu dem Umfange des ganzen Textbandes. Nur eine einzige kleine Bemerkung habe ich dazu zu machen, indem ich darauf hinweise, dass S. 20 einmal wohl nur versehentlich „Einzelhaus“ und „Einheitshaus“ als gleichbedeutend erscheint. In Wirklichkeit bezeichnet der erste Ausdruck eine Siedelungsform, der zweite eine Wirtschaftsform.

Ausser dieser Einleitung ist nun die gesamte übrige Textarbeit von A. Dachler geleistet. Er behandelt hintereinander die Gehöftformen, die Bauernhäuser nach Grundriss und Hausformen (Rauchstubenhäuser und oberdeutsche Häuser), die Verbreitung der Hausformen, die Herstellung des Bauernhauses im Hinblick auf die einzelnen Hausteile, ferner die Gebäude und Anlagen ausser dem Wohnhause, die religiösen Anlagen (Bauopfer, Zauber- und Abwehrmittel, Kapellen, Kreuze, Bildstöckel, Marterl, Herrgottswinkel und Heiligenbilder), endlich die Zierformen des Bauernhauses. Ein paar kurze Kapitel über Hausinschriften und volkstümliche Benennungen am Hause bilden den Schluss. Was Dachler in diesem Werke geleistet hat, verdient entschieden lebhafte Anerkennung, denn er hat uns ein Handbuch für den volkstümlichen Wohnbau in Österreich-Ungarn geliefert, das unzweifelhaft sehr häufig und mit vielfachem Erfolg benutzt werden wird. Er gibt eine übersichtliche und bequeme Zusammenfassung. Auch dass er z. B. die einzelnen Hausteile in geschlossenen Übersichten jedes für sich behandelt, hat natürlich, besonders zur ersten Einführung, durchaus sein Gutes, aber — bei der vorliegenden Arbeit liegt der Vergleich mit dem deutschen Parallelunternehmen zu nahe, und trotz aller Sorgfalt und Umsicht des Verfassers ist es doch selbstverständlich, dass sein Werk den Vergleich mit dem von zahlreichen Mitarbeitern gelieferten deutschen Textbande nicht aushalten kann. Hätte man ausser einer solchen Zusammenfassung noch eine Reihe beschreibender lokaler Monographien gegeben, durch die das deutsche Werk mit seinen vielen quellenmässigen Mitteilungen und den umfangreichen grundlegenden Materialdarbietungen sich so sehr auszeichnet, dann wäre das Ideal erreicht worden. So aber hat das österreichische Werk, das meines Erachtens bezüglich der Tafeln in mancher Hinsicht das höhere Lob verdienen würde, sich bezüglich des Textbandes von dem deutschen Werke weitaus den Rang ablaufen lassen.

Im einzelnen bemerke ich zu Dachlers sehr anerkennenswerten Ausführungen folgendes: Wenn D. auf S. 33 die Meinung ausspricht, das Einheitshaus sei „allem Anscheine nach eine vervollkommnete Form des aus mehreren getrennten Gebäuden

bestehenden Gehöftes, des sogenannten Haufenhofes“, so ist dem wohl entgegenzuhalten, dass beide Formen als selbständig nebeneinander stehend zu betrachten sind. — S. 46 vertritt D. die Ansicht, der auch ich zuneige, dass der Ofen im letzten Grunde auf den Backofen zurückzuführen sei. Einen Grund dafür, weshalb er die Entwicklung der Ofenstube den Franken und Alemannen zuschreibt, gibt er nicht an. Dass diese Entwicklung aber erst im 11. Jahrhundert beginnen sollte, das ist für mich in Anbetracht der frühen Ausdehnung der Ofenstube über ganz Deutschland, sowie auch weil weder sachliche noch sprachliche Spuren irgend einen anderen vorhergehenden Zustand erkennen lassen, völlig ausgeschlossen. D. freilich ist der Meinung, im oberdeutschen Hause sei das Ursprüngliche eine „Herdstube“, neben der dann neue Gemächer entstanden seien, und er geht dabei von der Rauchstube aus. Dem ist entgegenzuhalten, dass einerseits die entwicklungsgeschichtliche Stellung der österreichischen Rauchstubenhäuser bislang durchaus noch nicht genügend klargestellt ist — auch in D.'s Beschreibung auf S. 51—54 nicht — und dass vor allem die Rauchstube keine typische Erscheinung des oberdeutschen Hauses ist. In diesem letzteren ist nach der bislang gültigen Anschauung die Stube erst entstanden, als zu dem Herde der Ofen als zweite Feuerstelle hinzutrat. — D. hat leider S. 54ff. darauf verzichtet, bei der Behandlung der verschiedenen Hausformen dem oberdeutschen Hause als Typus zunächst eine besondere Besprechung angedeihen zu lassen, wodurch das Gemeinsame erst einmal klar zur Anschauung gekommen wäre. Statt dessen werden nur die Unterarten a) das fränkische, b) das bayrische und c) das alemannische Haus besprochen, und so kommt das Allgemeinentwicklungsgeschichtliche nicht zu seinem Rechte. — S. 64—90 gibt D. einen begleitenden Text zu seiner verdienstvollen Hausformenkarte. Leider ist dabei die Besprechung von Siedelungsformen und von Hausformen nicht hinreichend getrennt, so dass der Leser sich schon vielfach mit diesen Dingen beschäftigt haben muss, wenn er wirklich ein klares Bild gewinnen soll. Der Nachdruck liegt bei D. stark auf den Varianten, die Gesamtbegriffe treten demgegenüber zu wenig hervor. — Wenn D. in dem Abschnitt „Herstellung des Bauernhauses“ (S. 90—152) den Blockwerksbau für jünger hält als den Ständerbau mit Flechtwerkfüllungen (S. 96), so habe ich dieser Auffassung schon oben widersprochen. Sehr interessant ist, was D. über Lehmöfen und Steinöfen mitteilt, die er — wie ich glaube mit Recht — für älter erklärt als den Kachelofen (S. 131). Wenn er dabei freilich die Konkavkachel und die Konvexkachel für Glieder einer einzigen Entwicklungsreihe hält, so stimme ich dem nicht bei. — Sehr eingehend ist auf S. 144ff. die Behandlung der volkstümlichen Leuchtgeräte. — S. 159 wendet sich D. gegen die Ausnutzung der Formen der Alm-, Schwaig- und Sennhütten für die Erforschung des Bauernhauses. Die Gründe sind mir nicht völlig klar geworden. Dass man jene Bauten gewöhnlich „als Urbilder des Bauernhauses“ betrachte, ist in dieser Fassung nicht ganz zutreffend. Es sind eben sehr einfache Hausanlagen, an denen sich noch manche sehr einfache Merkmale erhalten haben, die man meines Erachtens für die Erkenntnis des primitiven Wohnhauses mit Recht ausnutzt. Übrigens wird man in dem betreffenden Abschnitt über die Bezeichnung „Schwaighütte“, die sich in der Überschrift findet, nicht aufgeklärt. Das Inhaltsverzeichnis schreibt „Schweighütten“. Was ist vorzuziehen? — Der letzte Hauptabschnitt S. 180ff. behandelt die Zierformen des Bauernhauses. Die alte Anschauung von der sogenannten 'Volkskunst' ist vielfach davon ausgegangen, dass in ihr die Reste einer altnationalen Kunst vorlägen. Deshalb hat man bei ihrer Behandlung immer zugleich eine Geschichte der germanischen Elemente in der deutschen Kunst gegeben, von Tacitus an-

fangend. Auch Dachler tut es, und im Grunde ist nichts dagegen einzuwenden. Nur müsste immer klar erkenntlich gemacht werden, wie weit sich die Forschung dabei auf das Typische der allgemeinen primitiven Kunstentwicklung, wie weit auf die nationalen Fragen und endlich wie weit auf das speziell Bäuerliche im Gegensatz zum Städtischen richtet. Bei der Behandlung der Einzelheiten der Zierformen hat D. meines Erachtens zu viel verallgemeinert; dass z. B. alle Giebelverzierungen ursprünglich Pferdeköpfe gewesen seien, ausgehend von dem angenagelten Rossschädel (S. 201), ist doch zumal für Oberdeutschland mehr als zweifelhaft. — An Tatsachen und Formen gibt D. ein sehr reiches Material, über das ein sorgfältiges Sachregister Auskunft gibt, und insofern ist das Buch zu häufiger Benutzung durchaus zu empfehlen.

Von den „Kroatischen Bauformen“[1]) ist das vierte Heft erschienen. Ich habe dasselbe trotz wiederholter Versuche nicht erreichen können und hoffe, das nächste Mal darüber berichten zu dürfen.

Freudigst begrüssen wir, dass als umfangreiche Ergänzung zu dem österreichischen Bauernhauswerke neuerdings erscheint: Das Bauernhaus in Ungarn[2]). Vorgesehen sind fünf Lieferungen mit zusammen 60 Tafeln und entsprechendem Text, der in ungarischer, deutscher und englischer Sprache erscheint. Demzufolge sind dankenswerterweise auch die Aufschriften auf die Tafeln in diesen drei Sprachen nebeneinander gehalten. Das Werk beginnt gleich mit einem Doppelhefte, so dass bereits 24 Tafeln vorliegen, die ein allgemeines Urteil gestatten. Sämtliche Tafeln sind nach Aufnahmen von Kertész und Sváb gezeichnet von Sváb, eine riesige Arbeitsleistung, der das Werk eine vorzügliche Einheitlichkeit in der Anordnung und der künstlerischen Wirkung zu danken hat. Freilich hätte sich diese Einheitlichkeit der Zeichnung auch erreichen lassen, wenn die Aufnahmen einer ganzen Reihe von Mitarbeitern durch einen einzigen Zeichner ausgeführt worden wären. Wenn man das deutsche Werk kennt, fragt man sich unwillkürlich, ob nicht auch hier die Zusammenarbeit mehrerer vorzuziehen gewesen wäre. Vorläufig muss aber durchaus festgestellt werden, dass in der von den fleissigen Herausgebern getroffenen Auswahl der Gegenstände eine Einseitigkeit bislang nicht zu erkennen ist. Nur kurz möchte ich darauf hinweisen, dass nicht bei allen abgebildeten Häusern der Grundriss beigegeben ist, und dass da, wo die Grundrisse vorhanden sind, mehrfach die innere Ausstattung an Möbeln usw. nicht mit eingezeichnet ist. Das ist ein kleiner Mangel, denn im Grundriss zeigen sich die Wirtschaftsverhältnisse, in der inneren Ausstattung des Hauses aber erkennt man die Hauskultur. Endlich will ich gleich hinzufügen, dass bei der Abbildung mancher Zierformen nicht erkenntlich ist, ob sie in Schnitzwerk oder in Malerei ausgeführt sind, und dass es ausserdem für den Fernerstehenden erwünscht gewesen wäre, wenn die Tafeln eine nähere geographische Einteilung nach Distrikten usw. erhalten hätten. Im übrigen machen die schön ausgestatteten Blätter, auf denen mehrfach photographische Abbildungen in Autotypie mit zeichnerischen Aufnahmen vereinigt sind, einen sehr guten Eindruck. Ausser den Darstellungen von Wohnhäusern finden sich wiederholt

1) Herausgegeben vom Kroatischen Ingenieur- und Architekten-Verein in Agram. Komm.-Verl. G. Kühtmann, Dresden.

2) Herausgegeben mit Unterstützung des königl. ungar. Ministeriums f. Kultus u. Unterricht u. d. Ministeriums d. Innern vom ungar. Ingenieur- und Architekten-Verein nach Aufnahmen von K. Robert Kertész u. Julius Sváb, gezeichnet von Julius Sváb. Budapest, Toldy L. Verlag f. d. ausserungarischen Länder, Leipzig, K. W. Hiersemann, Fol. 40 Mk.

auch solche von Wirtschaftsgebäuden, häufig von Lageplänen begleitet. Besonders zahlreich sind Einzelheiten der volkstümlichen Ornamentik in Zimmermannsarbeit und in Bemalung, Torständer und die charakteristischen Torbauten, reichverziertes Holzwerk der Vorhallen und Zäune, Balkenverzierungen, Kreuze in Holz und Stein usw. Das Flachrelief an Säulen und Ecksteinen zeigt sich z. B. besonders klar in der sorgfältigen Aufnahme einer reichverzierten, steinernen Vorhalle (Blatt 8) oder in den Flachschnitzereien eines Tores (Taf. 17). Als Einzelheiten der Möbelausstattung begegnen: ein Schrank (Taf. 9), eine Bank (Taf. 11), eine andere mit Klapplehne (Tafel 16), ein Hockstuhl (Taf. 13), eine Geschirrbank (Taf. 12), ein Löffelhalter (Taf. 14), Ofenkacheln (Taf. 16), dazu Einzelheiten der Verzierungen an Schrank und Truhe (Taf. 17), sowie Eisenbeschlag an Schloss und Bändern. Taf. 20 gibt die sehr interessante Abbildung eines evangelischen Kirchhofes mit reich geschnitzten Grabsäulen, und endlich gewährt die farbige Tafel 24 einen guten Eindruck von der koloristischen Wirkung der volkstümlichen Bauweise Ungarns. Nach den vorliegenden Tafeln zu urteilen, wird der Nachdruck sehr stark in der Aufnahme von volkstümlichen Architekturmotiven und von Einzelheiten der Dekoration und Ornamentik liegen, was sich dadurch erklärt, dass in der Dekoration wohl am meisten das spezifisch Nationale am ungarischen Hause in die Erscheinung tritt. Verglichen mit den vorliegenden Bauernhauswerken, dürfte es am meisten dem schweizerischen ähnlich werden. Schon jetzt kann man feststellen, dass ein reicher Schatz an ungarischen Bau- und Zierformen hier im Bilde festgehalten wird, und dass der Benutzer aus den Tafeln eine gute und sichere Anschauung von jenen Formen gewinnt. Insofern kann das Werk schon jetzt durchaus empfohlen werden. Zugleich sprechen wir den lebhaften Wunsch aus, dass in dem in Vorbereitung befindlichen Textbande auch die Interessen der Hausforschung möglichst berücksichtigt werden, da das ungarische Haus für die Entwicklungsgeschichte besonders des oberdeutschen Hauses unzweifelhaft viel zu lehren hat.

Frankfurt a. M. Otto Lauffer.

(Fortsetzung folgt.)

Mr. S. R. Steinmetz, De studie der volkenkunde. s'Gravenhage, Martinus Nijhoff, 1907. 67 S. 8°. 0,90 fl. (1,50 Mk.).

Hauptzweck des Büchleins von Steinmetz ist, zu zeigen, welche Probleme die Ethnologie der Naturvölker sich gestellt hat und noch stellt. Der Verf. gibt nun zunächst einen Überblick von der Entwicklung der Wissenschaft, von ihren ersten, unbewussten Anfängen bei den Griechen, wie ein Herodot und Strabo sie darbieten, über die Reisebeschreibung des Marco Polo und die Berichte der Jesuiten aus Amerika und Ostasien hin, bis zur Entwicklung der Kenntnis im 18. Jahrhundert, das besonders Südafrika, Sibirien und die Inselwelt des stillen Ozeans und der Südsee erschloss, und bis zur bewussten Sammlertätigkeit des 19. Jahrhunderts, das die vorhandenen Lücken auszufüllen suchte. Ging dieses in die Breite, so soll nun das 20. in die Tiefe gehen. War früher die Kenntnis der wilden Völker nur ein Nebenprodukt, Mission, Handel, Eroberung, die Haupttriebkräfte, so hat sich dies erst in der letzten Zeit geändert. Die Prähistorie, die Geographie, insbesondere die Anthropogeographie, zeigten die Entwicklung der Menschheit, ihre Veränderungsfähigkeit, und die Forschungen eines Lubbock wiesen den Zusammenhang des prähistorischen Europäers mit den wilden Völkern und dem

Kulturmenschen auf. Man vergleicht die Religionen, die sozialen Ordnungen der Familie und des Staates, des Rechts bei den verschiedensten Völkern in strenger Methodik. Diese neue Arbeitsweise nennt der Verfasser die 'soziologische'. Nicht zurück steht die Betrachtung der äusseren Kultur: man verfolgt einzelne Geräte wie Bogen und Pfeil usw., man steigt auf zur Betrachtung der Kunst. Hier schiebt St. eine Erörterung ein über die Fragen: was bedeuten nun die 'Wilden' eigentlich für uns; was hat man unter den 'Wilden' zu verstehen, wie verhalten sie sich zu unseren Vorvätern; haben wir sie als Degeneration aufzufassen; kann das Studium dieser Völker überhaupt etwas zu den eben behandelten Untersuchungen, d. h. also über Urformen des Rechts, der Familie, der Religion usw., beitragen? St. zeigt nun, dass es nicht angeht, von den 'Wilden' als von einem Kulturtypus zu sprechen. Unter ihnen befinden sich viele, die sich in ihrer Kulturstufe nicht sehr unterscheiden von unseren Vorvätern, d. h. den alten Germanen, das gleiche gilt z. B. für die alten Griechen. Er vergleicht mit ihnen beispielsweise die Araukaner, die Massai, die Turkmenen und Kirgisen. Wie barbarisch waren die Ungaren noch im 18. Jahrhundert! Man findet Parallelen für die meisten charakteristischen Institutionen der romanischen, germanischen, slawischen und semitischen Völker bei den noch lebenden oder erst vor kurzem ausgestorbenen Naturvölkern. In den Sagen und alten Gebräuchen unserer Völker stossen wir fortwährend auf Analogien mit der Denkart und den Gebräuchen der Wilden. So lebt deren Auffassung noch mitten unter uns fort als lebende Erinnerung an unsere eigene Vorzeit. Dagegen, dass unsere Vorväter einmal auf dem Standpunkt der Wilden gelebt haben, wendet man wohl ein, diese gehörten einer ganz anderen Art des Menschengeschlechts an. Es gäbe Völkergruppen, die von Anfang an zu höherer Entwicklung — unsere Kulturvölker —, andere, die allein zu einem niederen Leben und endlichem Untergang bestimmt seien. Diese Ansicht sucht St. durch den Hinweis zu entkräften, dass es innerhalb derselben Gruppe Stämme gäbe, die auf einer niederen Stufe verharrten, wie z. B. die Bedawî in Arabien, die Syrier in Mesopotamien, jetzt noch lebend wie vor 1000 Jahren, die Osseten im Kaukasus und andere uns verwandte Völker im Hindu-Kusch; auf der anderen solche wie die Finnen und Ungaren im Gegensatz zu den ihnen verwandten Theremissen und Wotjaken. Es gibt also auf der einen Seite Reste von im allgemeinen höher stehenden Völkern in niedrigeren Stadien, auf der anderen solche, die sich aus niedriger stehenden Rassen emporgehoben haben. Von einem prinzipiellen oder materiellen Unterschied zwischen unseren Ahnen und den 'Naturvölkern' kann also keine Rede sein. Die Völkerkunde hat erkannt und stellt als Grundsatz auf, dass die Menschheit ursprünglich eins in ihrer Anlage ist. Es ist aber hervorzuheben, dass wieder jedes Volk, jede Völkergruppe eine besonders differenzierte Vergangenheit hat. So erklärt sich, dass jetzt die Wilden eine andere Anlage haben als die Kulturvölker, so dass die Völker eine verschiedene Höhe der Entwicklung mit Besonderheiten jeder Rasse erreicht haben. So kommen wir zu dem Schluss, dass unsere Vergangenheit in mancherlei Hinsicht aus dem gegenwärtigen Zustand der Wilden erklärt werden kann. Welches sind nun aber die Ursachen, die Jäger- und Fischervölker auf ihrem Entwicklungsstadium festhielten? Das ist eins der Hauptprobleme der Völkerkunde der Zukunft. Aber soviel kann schon gesagt werden, man darf sicherlich nicht eine Ursache dafür annehmen. In solche Einseitigkeit haben sich viele der früheren verdienstvollen Forscher wie Lubbock, Morgan, Tylor, Spencer, Post, Wilken verstrickt. Hier hat neue Forschung nachzuprüfen und vorsichtig zu entscheiden. Hier müssen Volkskunde und Geschichte helfen, wir dürfen uns nicht mit der Induktion durch

blosse Aufzählung begnügen. Die Völkerkunde bildet das beste Laboratorium für die Untersuchung über den Zusammenhang zwischen Mensch, Kultur, Geschichte einerseits, und der Verschiedenheit der Erdoberfläche andererseits. Mit dem von ihr gelieferten Material kann die Anthropogeographie am besten arbeiten, denn die Naturvölker stehen in engstem Zusammenhang mit der Erde, sie sind dem Einfluss der geographischen Umgebung am meisten unterworfen. Eine weitere Aufgabe der Völkerkunde ist das Studium der Charakteristik und Verbreitung der Rassen und Völker. Noch ist es ein ungelöstes Problem, ob wir erbliche geistige Eigenschaften der Rassen anzunehmen haben. Nach einem Hinweis auf die Wichtigkeit der Völkerkunde für die Kolonialpolitik — die man ja endlich auch bei uns eingesehen hat, indem man an eine Sammlung des Rechts der Eingeborenen unserer Kolonien gegangen ist —, erörtert der Verf. die Frage, wie die ethnographischen Studien zu fördern seien. Wir brauchen bessere und mehr Beschreibungen der wilden Völker. Die Ethnologie muss, was in Deutschland bereits in einem Fall geschehen ist, auch an den Universitäten vertreten sein.

Das sind die Hauptgedanken der natürlich nicht überall Neues bietenden, aber durchaus klar und überzeugend geschriebenen Arbeit, die allen, die sich über die Entwicklung der Völkerkunde und der ihrer harrenden Probleme unterrichten wollen, bestens empfohlen werden kann.

Heidelberg. Bernhard Kahle.

Raimund Friedrich Kaindl, Geschichte der Deutschen in den Karpathenländern. I. Geschichte der Deutschen in Galizien bis 1772. Mit einer Karte. XXI und 369 S. II. Geschichte der Deutschen in Ungarn und Siebenbürgen bis 1763, in der Wallachei und Moldau bis 1774. Mit einer Karte. XI und 421 S. (Allgemeine Staatengeschichte. Deutsche Landesgeschichten, hsg. von Armin Tille, 8. Werk). Gotha, Friedrich Andreas Perthes. 8°.

Nicht ohne Wehmut kann der Deutsche diese Geschichte des Deutschtums in fernen Ostmarken lesen. Überall ein hoffnungsfrohes Aufstreben der aus den verschiedensten Gegenden als Kulturträger ins Land gerufenen Deutschen, eine kurze Blüte deutscher Kultur, und ein allmähliches Herabsinken und Aufgehen in fremden Nationalitäten, so dass heut, gegen früher gemessen, nur noch kümmerliche Reste des Deutschtums ihr Leben fristen, und nur einzelne Inseln, wie Siebenbürgen mit seinen Sachsen, aus der wogenden Flut anderer Völker emporragen. Man wird übrigens kaum die bei den Zipsern gebräuchliche Redensart 'das Mädchen ist aus Flandern, es wandert von einem zum andern', vielleicht auch nicht die Verwünschung 'verfluchter Flamänder' (2, 209) als eine Erinnerung daran auffassen dürfen, dass sich einst Flanderer dort niederliessen. In Oberschefflenz, im badischen Unterland, sang man:

Du bist einer von den Flanderern,
Gehst von einer zu der anderen;
Deine Liebe ist nicht fest,
Weild' von einer zur andern gehst.

Und: Mein Schatz, der ist von Flanderi,
Hat alle Nacht en anderi;
Zu jeder sagt er: Du bist mein!
Und jedi führt er heim.

Vgl. A. Bender, Oberschefflenzer Volkslieder, S. 27 und 235.

Im DWb. findet man: *Flander* 'Flitter, Lappe, Lumpe'; *Flanderl*, *Flanderlein* 'flatterhaftes Mädchen' (Schmeller 1, 588); schwäb. *Flanderer* 'Flattergeist'; *Flandern*, *Flandria*, häufig im Reim auf 'andere'; Treulosigkeit und Flatterhaftigkeit der Weiber und Junggesellen auszudrücken. Es werden dann Verse aus Hans Sachs und Ayrer beigebracht. Es ist denn auch dort schon die richtige Schlussfolgerung gezogen, dass das *Flandern*, *Flandria* eben im Anklang an den Namen des Landes gebildet ist, ohne eigentlich etwas mit ihm zu tun zu haben. A. Bender bemerkt in der Anm. S. 283, dass das Wort vor etwa 50 Jahren in seiner ursprünglichen Bedeutung noch ganz lebendig gewesen sei.

Der Verf. hat eine erstaunliche Masse von Quellen verarbeitet — inwieweit nun alles richtig ausgeschöpft und verwertet ist, das zu beurteilen, muss ich anderen überlassen — und er entwirft uns ein Bild von dem Werden und Wachsen der deutschen Ansiedlungen, vom allmählichen Eindringen fremder Elemente in die deutschen Städte, von der Befehdung der Deutschen durch den einheimischen Adel, von der mannigfachen Bedrückung durch die grossen Herren. Aber auch von innerem Zwist der Deutschen wird uns Kunde, vom Hader der Patrizier mit den Zünften, von Neid und Missgunst der Städte untereinander. In allen behandelten Ländern verläuft die Entwicklung im wesentlichen in den gleichen Bahnen. Für die Geschichte des deutschen Rechts, des öffentlichen wie des privaten, für die Geschichte der Zünfte, wie überhaupt der deutschen Kultur, insbesondere der deutschen Landwirtschaft, des Handels, des Bergbaues, der Kunst wird Kaindls Darstellung eine wichtige Quelle bleiben. Auch die deutsche Sprachwissenschaft wird Gewinn von ihr haben. Die grosse Fülle deutscher Personen- und Ortsnamen, die K. aus den Quellen anführt, bietet manches Interessante. Für die Volkskunde im engeren Sinne fällt weniger ab, doch findet sich, besonders im zweiten Bande, einiges Hierhergehörige, von dem ich folgendes notiert habe. Schon rein äusserlich unterscheiden sich die Deutschen von den Völkern, in deren Mitte sie lebten, durch die Tracht. Aber leicht neigten sie zur Annahme z. B. der malerischen ungarischen Kleidung So bemerkt der ungarische Geograph Bel in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts, dass die Deutschen in Pressburg nur zum geringeren Teil deutsche Gewandung tragen, die meisten zögen die ungarische vor und mit dieser nähmen sie auch ungarische Sitten an (2, 95). Noch im 17. Jahrhundert war es vielfach Erfordernis, so z. B. in Leutschau, dass die deutschen Ratsherrn in deutschen Mänteln, deutschen Schuhen und Hüten ins Rathaus und in die Kirche gehen mussten 'wegen habenden deutschem Rechte' (2, 162). Aber es weigerte sich dort schon daselbst um 1650 ein Apotheker deutschen Namens, anders denn in ungarischer Tracht zu den Sitzungen zu erscheinen, weil er zur ungarischen Partei in engen Beziehungen stand. Vielfach haben sich alte Formen deutschen Rechtes länger in den Ansiedlungen gehalten als im Mutterland. So wurde der Zweikampf als gerichtliches Beweismittel in Ungarn erst im Jahre 1484 aufgehoben, 'weil diese Art des Gerichtsbeweises ausserhalb dieses Reiches in der Welt schon etwas Unerhörtes ist' (2, 283). Noch am Ende des 14. Jahrhunderts schwuren die Siebenbürger Sachsen den Eid bei entblösstem, in die Erde gestossenem Schwert oder, wenn es strittige Grenzen galt, mit blossen Füssen, gelöstem Gürtel und einer Erdscholle auf dem Haupte (2, 283). Nach dem Ofener Stadtrecht mussten von zwei Fragnerinnen, die einander am Markt sich beschimpft hatten, die eine den 'Bagstein tragen über ir Achsel auf dem Rugk', die andere sie mit einer Gerte antreiben. Sobald aber diese jene verspottete, erhielt sie den Stein zum Tragen (2, 287). Wenn hier K. zur Erklärung hinzufügt 'Backstein, Ziegel', so ist dies falsch. Das Wort kommt von bagen 'zanken,

streiten, hadern'. Ich verweise hier auf die kürzlich erschienene interessante Arbeit von Eberhard Frhr. v. Künssberg 'Über die Strafe des Steintragens' (Untersuchungen zur deutschen Staats- und Rechtsgeschichte, hsg. von Gierke, 91. Heft). Noch vor einigen Jahrzehnten konnte man in manchen Kirchen Ungarns den etwa kopfgrossen, in Eisen gebundenen Stein (*lapis ecclesiae*) sehen (2, 312). Im Jahre 1719 wurde in Nussbach in Siebenbürgen eine Frau, die für einen Vampyr gehalten wurde, ausgegraben, gepfählt und verbrannt. — Die Lesbarkeit des Buches leidet übrigens zuweilen unter der Fülle des in den Text aufgenommenen Materials.

Heidelberg. Bernhard Kahle.

Theodor Abeling, Das Nibelungenlied und seine Literatur. (Teutonia. Arbeiten zur germanischen Philologie hsg. von Wilhelm Uhl. 7. Heft.) Leipzig, Eduard Avenarius 1907. VIII, 257 S. 8°. 8 Mk.

Den wertvollsten Bestandteil dieses Buches bildet eine chronologisch geordnete Bibliographie des Nibelungenliedes, die mit dem Jahre 1756 einsetzt und mit dem Jahre 1905 schliesst. Sie umfasst auf 130 Seiten nahezu 1300 Nummern und bedeutet, was Reichhaltigkeit anlangt, einen entschiedenen Fortschritt über Zarnckes sehr respektable Leistung hinaus. Trotzdem habe ich einige Bedenken. Dass die Literatur der nordischen Sage fast nur, soweit sie in Deutschland erschienen ist, Berücksichtigung fand, mag hingehen. Weshalb aber auch die Schriften über die deutsche Sage vom hürnen Seyfried so gut wie ganz ausser Betracht geblieben sind, will mir nicht einleuchten. Im übrigen ist die Bibliographie zwar nicht absolut vollständig, doch dürfte kaum etwas von Belang fehlen — es sei denn ein Hinweis auf Scherers 'Kleine Schriften'. Ja, hier und da hätten die Angaben des Verfassers noch sparsamer sein können: wem ist mit der Aufzählung sämtlicher Abdrücke einer für Schulzwecke hergestellten Auswahl der Nibelunge Nôt in der 'Sammlung Göschen' gedient?

Auch der zweite Teil des Buches, der die Entdeckung des Nibelungenliedes schildert, die ältesten Ausgaben mustert und eine genaue Beschreibung aller Handschriften bietet, verdient Anerkennung, obwohl der Verf. hier meist nur Bekanntes übersichtlich zusammengestellt und lediglich in Einzelheiten Neues beigesteuert hat. (Über J. H. Obereit, den 'Entdecker der Nibelungen', ist jetzt der Aufsatz von Thomas Stettner im Goethe-Jahrbuch, Bd. 28, S. 192—204 zu vergleichen.)

Was das Buch sonst noch enthält, vermag ich nicht zu billigen. Völlig verfehlt scheint mir der Abschnitt über die historischen Grundlagen des Nibelungenliedes: so sicher es ist, dass die Nibelungensage an historische Vorgänge anknüpft, so sicher ist es auch, dass sie in ihrer Gesamtheit nicht aus der Geschichte allein gedeutet werden kann. Lachmann und Müllenhoff waren mit Gregor von Tours ebenso vertraut wie der Verfasser, und wenn sie es vorzogen, Siegfried nicht mit dem burgundischen Segerik zu identifizieren, so hatten sie dafür ihre Gründe, und zwar sehr gute Gründe. Freilich ist auch damit nichts gewonnen, dass man Siegfried mit einem neuerdings vielbeliebten Zauberwort für eine 'Märchenfigur' erklärt: darin sehe ich keine Lösung, sondern nur eine Zurückschiebung des Problems.

Wenig zutreffend scheint mir ferner, was der Verfasser über die Entstehung des Nibelungenliedes sagt und wie er die einzelnen Handschriften bewertet. Längst begrabene Hypothesen feiern da fröhliche Urständ: die Handschrift C soll den relativ ältesten Teil enthalten, die erste Niederschrift gegen Ende des 10. Jahr-

hunderts in der Passauer Gegend erfolgt sein; selbst Rudolf von Ems wird wieder bemüht (S. 240). Unter den Nachfolgern Lachmanns (S. 231) hätte vor allen Dingen Müllenhoff ('Zur Geschichte der Nibelunge Not'. Braunschweig 1855) genannt werden müssen. Neu ist die Ansicht (S. 237), dass erst durch Wolframs Hinweis auf das Nibelungenlied jene allgemeine Nachfrage nach ihm entstand, von der die zahlreichen Handschriften zeugen. 'Da hœret ouch geloube zuo.'

In einem kurzen Schlusswort 'Zur Ästhetik des Liedes' vergleicht der Verfasser — wunderlich genug — den 'Macbeth' mit dem Nibelungenliede. Shakespeare fährt dabei sehr schlecht; Abeling will ihm nicht einmal zugestehen, dass er ein philosophischer Kopf gewesen ist; ich habe ihn bisher immer für einen sehr philosophischen Kopf gehalten, für einen weit philosophischeren als seinen angeblichen Doppelgänger Lord Bacon, dessen Bedeutung für die Geschichte der Philosophie meist überschätzt wird.

Berlin. Hermann Michel.

Oskar Wiener, Das deutsche Handwerkerlied. (Sammlung gemeinnütziger Vorträge hsg. vom Deutschen Vereine zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in Prag. Nr. 348—349.) Prag, J. G. Calve. 1907. 31 S. 8°.

Ein gut gemeinter, aber herzlich schwacher Vortrag. W. beherrscht sein Thema in keiner Weise; ist's schon bedauerlich, dass er sich mit Büchers Ansichten über den Zusammenhang von Arbeit und Rhythmus nicht auseinandergesetzt, dass er zu seinen Darlegungen über die unehrlichen Gewerbe Otto Benekes vortreffliches Buch 'Von unehrlichen Leuten' (2. Aufl. Berlin 1889) nicht herangezogen hat, so bleibt's vollends unbegreiflich, dass er selbst Schades Sammlung 'Deutscher Handwerkslieder' (Leipzig 1865) nicht kennt. Schätzbar ist allein der Hinweis auf das aus dem 17. Jahrhundert stammende Herbergsbuch im Stadtarchiv zu Brüx, über das Walther Dolch in der Beilage zur 'Bohemia' vom 19. Februar 1906 nähere Mitteilungen gemacht hat.

Berlin. Hermann Michel.

Paul Sébillot, Le folk-lore de France, tome 4: Le peuple et l'histoire, avec une table analytique et alphabétique. Paris, E. Guilmoto 1907. 499 S. 16 Frcs.

Würdig reiht sich der vorliegende Schlussband des 1904 von Sébillot begonnenen grossen Repertoriums der Volksmeinungen Frankreichs an seine Vorgänger, in denen wir die ausgebreitete Sachkenntnis des Verfassers ebensosehr wie die übersichtliche Anordnung und die klare und knappe Darstellung zu rühmen hatten (oben 15, 362. 16, 118. 17, 121). Nachdem uns in den früheren Bänden die Vorstellungen über Himmel, Erde, Gewässer und Tiere vorgeführt waren, zeigt der vierte das Verhältnis des Volkes zu den von Menschenhand geschaffenen Bauten und seine Urteile über die einzelnen Stände und die geschichtlichen Persönlichkeiten. Die Anlage des ganzen Werkes, die wir erst jetzt völlig überschauen können, ist somit entsprechend dem Begriffe 'Folklore' folgerichtig von den Gegenständen der Aussenwelt hergenommen und entwickelt. Unleugbar hat eine solche Gliederung grosse Vorzüge, da sie vieles Zusammengehörige aus den sonst getrennten Gebieten des Aberglaubens, der Sitte, Sage und Dichtung

vereinigt und beispielsweise rasch erkennen lässt, wie das Volk über Quellen, über Mäuse, über Kirchenaltäre denkt und sich ihnen gegenüber benimmt, und ich wünschte sehr, wir besässen für Deutschland ein ähnlich angelegtes Werk; andererseits vermissen wir manches von dem, was wir zur 'Volkskunde' rechnen, die Meinungen und Bräuche, die sich an Geburt, Hochzeit, Tod, an die Beschäftigungen des Bauern und Handwerkers, die Feste des Jahres knüpfen, manchen charakteristischen Zug, der sich in Haus, Gerät und Tracht offenbart. Jedenfalls hat Sébillot innerhalb seines Systems Treffliches geleistet. In erstaunlicher Fülle führt er die Traditionen über die prähistorischen Grabdenkmäler, die eine Zeitlang von den Archäologen für Opferaltäre erklärt wurden, die Steinbeile, die römischen und mittelalterlichen Bauwerke und die sich daran anschliessenden abergläubischen Bräuche vor, verzeichnet die Spuren des Bauopfers, die auch in Deutschland bekannten Bausagen, die Erzählungen von Glocken, von dem zum Gastmahle geladenen Toten, von den Kriegslisten der Belagerten, von törichten oder verbuhlten Priestern und Mönchen, von gewalttätigen Edelleuten und hochmütigen Schlossherrinnen, von dem Brauche, Heiligenstatuen zu prügeln, wenn das Gebet keine Erhörung gefunden, oder Kirchenstaub zur Heilung Kranker zu verwenden (S. 160. 172; vgl. oben 16, 320), Volksetymologien von Stadt- und Strassennamen usw. Besonders interessant ist das Schlusskapitel über die in Sage, Sprichwort und Lied fortlebenden historischen Persönlichkeiten von Hannibal, Cäsar, Karl dem Grossen und Roland ab. Da erscheinen neben den Herrschern Franz I. und Heinrich IV. auch das historische Original Blaubarts (S. 354) und auswärtige Generale wie Gallas, Johann von Werth, Marlborough, dagegen fehlt ganz Ludwig XIV. Die französische Revolution hat namentlich in der Vendée und Bretagne sich tief dem Volksgedächtnis eingeprägt und ist zu einem Markstein der Zeitrechnung geworden; auch die Gestalt Napoleons I. lebt natürlich fort, obwohl hier Sébillot scharf die literarische 'légende sémipopulaire' von der Volkssage scheidet. In der Neuzeit scheint die sagenbildende Fähigkeit zu schwinden; während die Alliierten von 1814 in Frankreich das Andenken von unersättlichen Schlemmern zurückgelassen haben, hat kein Ereignis des Krieges von 1870 eine wirkliche Sagenform angenommen. Ein Literaturverzeichnis von 20 und ein sorgfältiges Sachregister von 66 Seiten sind dem schönen Bande beigegeben. J. Bolte.

Deutsches Leben der Vergangenheit in Bildern. Ein Atlas mit 1760 Nachbildungen alter Kupfer- und Holzschnitte aus dem 15. bis 18. Jahrhundert, mit Einführung von H. Kienzle, hsg. von Eugen Diederichs, Bd. 1. Jena, E. Diederichs 1908. XI, 268 S. fol. 13,50 Mk.

Der reichhaltige, schön ausgestattete Bilderatlas, dessen erste Hälfte uns vorliegt, ist ein Paraleipomenon zu den zwölf von Steinhausen herausgegebenen Monographien zur deutschen Kulturgeschichte und zu A. Martins deutschem Badewesen, deren Vorzüge bereits in dieser Zeitschrift gewürdigt wurden. Er bringt das von dem kunstsinnigen Verleger in vielen Kupferstichsammlungen und Bibliotheken gesammelte Anschauungsmaterial zur Geschichte des geselligen Lebens, soweit es in jenen Werken noch nicht veröffentlicht wurde. Die technische Wiedergabe ist trefflich gelungen, wie schon eine Vergleichung mit dem bekannten kulturgeschichtlichen Bilderbuch Georg Hirths lehrt. Jedem Bilde ist eine sachliche Erläuterung, die Angabe des Aufbewahrungsortes des Originals und ein

Verweis auf die kunstgeschichtliche Literatur beigedruckt; wir hätten nur noch einen Vermerk über die hier und da vorliegende Abweichung von der Originalgrösse gewünscht. Lob verdient auch die sachliche Anordnung der 912 Abbildungen, die uns zuerst die Frühzeit des Kupferstiches und Holzschnittes und dann das Leben der Bauern, Bürger, Vornehmen und das Kriegsleben während des 15. und 16. Jahrhunderts vor Augen stellen. Lehrreich für den Volkskundler sind die bildlichen Zeugnisse über Trachten und Geräte der Bauern und Handwerker (zu Nr. 99 vgl. Hampe, Gedichte über den Hausrat 1899), über die abergläubischen Vorstellungen von den Hexen (386—411), oder von dem Werwolf (234) und dem in einen Hund verwandelten hartherzigen Steuererheber (Nr. 413; vgl. oben 16, 429[2]), die Sittenbilder des Tanzes um ein Kleinod (Nr. 45. 47; dazu Wickram, Werke 5, LXXVIII), der ungleichen Liebespaare (Nr. 83. 84. 219. 464. 486. Tijdschrift voor nederl. Taalk. 14, 144. 141), der vier Alter der Liebe (Nr. 488. Wickram 5, CIX. 8, 350), der vollkommenen Frau (Nr. 581. Tijdschrift 14, 133), ferner die Bilderbogen mit den der Volksphantasie und Volkssprache so geläufig gewordenen satirischen Personifikationen des Neidhart (644. Oben 15, 44), Niemand (570. Zs. f. vgl. Litgesch. 9, 73), des Nasentanzes (641. Oben 15, 32[1]), der Narrenmühle (664. Wendeler, Archiv f. Litgesch. 7, 318. 12, 485), des Leimstenglers (646. R. Köhler, Kl. Schriften 3, 626), des Eierbrüters (466. 489. Hennentaster: Tijdschr. 14, 149), der Frau Sieman (629. Oben 12, 296), der Frau Seltenfrid (680. Tijdschrift 14, 129), der den Teufel in die Flucht schlagenden Vettel (397. 462. 619. Oben 15, 150), der sieben um eine Mannshose streitenden Weiber (20. R. Köhler 2, 476) usw. Für die Literaturhistoriker wichtig sind die Einblattdrucke mit Liedern (332. 546. 547. 842), mit Gedichten von Folz (461), Köbel (843), Lindner (841. Montanus, Schwankbücher S. 642), dem Prosadialog vom Haushalten (148. Alemannia 16, 207. 29, V) u. a. Insbesondere werden sich die Hans-Sachs-Forscher freuen, hier nicht bloss sechs Flugblätter des Nürnberger Meisters oder wenigstens deren Holzschnitte zu finden (die Nr. 675. 463. 643. 677. 173. 571 entsprechen nämlich den Nr. 22. 57c. 93b. 98. 101. 217a der Bibliographie der Einzeldrucke im 24. Bande der Keller-Goetzeschen Ausgabe), sondern auch in Nr. 255 einer bisher unbekannten Vorlage für das Gespräch der Kindbettkellerin mit der Hausmaid (1531. Folio 1, 5, 513b), in Nr. 489 einer solchen für den Narrenbrüter (1564. Folio 5, 3, 410b) und in Nr. 679 einer Illustration zu dem Schwank von den Hausmaiden im Pflug (1532. Folio 1, 5, 507d) zu begegnen. Zum Entgelt sei darauf hingewiesen, dass die sechs Frauen des Alten Testaments in Nr. 311 mit Hilfe eines Sachsischen Gedichts von 1530 (Folio 1, 1, 47b) richtiger benannt werden können und dass die Darstellungen des Krebsreiters und des eine Nonne im Rückkorb tragenden Mönches (Nr. 124. 344) auf Wickrams Losbuch (Werke 4, 40. 64. 8, 348) zurückgehen. Möchten diese wenigen Stichproben viele Leser reizen, hier eine Bereicherung und Vertiefung ihrer Anschauung der deutschen Vergangenheit zu suchen! J. Bolte.

Léon Sahler, Montbéliard à table, étude historique et économique. Paris, H. Champion 1907. 183 S. 8° (aus: Mémoires de la Soc. d'émulation de Montbéliard).

Das liebenswürdige und reichhaltige Buch ist, wie man aus der Vorrede erfährt, unter dem Einflusse von Ch. Gérards Werk L'ancienne Alsace à table (1877) entstanden und bietet gleich jenem einen Beleg dafür, dass im Elsass und der Nachbarschaft französischer und deutscher Geist gelegentlich aufeinander

fördernd und befruchtend wirken. Gérard wäre uns Deutschen nicht so sympathisch, wenn er nicht von seiner elsässischen Mutter deutsches Gemüt und deutsche Gründlichkeit geerbt hätte, und auch unser Autor stammt von deutschen Ahnen, die sich seit 1723 in Montbéliard gehalten haben und früher vielleicht mit Deutschland noch in lebendigerem Verkehr standen, bis der alte württembergische Besitz Mömpelgard definitiv an Frankreich kam. Freilich sind nicht alle deutschen Beziehungen Montbéliards rühmlicher Art. Sehr reiches Material hat unserem Autor die Epoche gebracht, in der ein jüngerer Prinz des württembergischen Hauses, Leopold Eberhard 1670—1723, in M. regierte und ein Privatleben in einem Stil führte, der etwa Ludwig XIV. und den XV. verband und übertrumpfte. Er brachte es fertig, seinen sogenannten Erbprinzen mit der eigenen Tochter zu verheiraten. Von diesen Beziehungen zum württembergischen Herrscherhause abgesehen, die natürlich für viele Privatleute von grosser Bedeutung waren (kam doch der grosse Zoolog Cuvier aus seiner Geburtsstadt M. über die Karlsschule in Stuttgart nach Paris), ist jedenfalls von einer stärkeren Beeinflussung nicht viel zu merken. Wenn in M. früher viel Elsasser Wein getrunken ward, so erklärt sich das einfach daraus, dass das Elsass mit seinem reichen Weinvorrat vor der Türe lag. Sonst finde ich nur wenig Deutsches, einmal Gâteaux d'arbres, vermutlich Baumkuchen, ein andermal buttemus, worin wir Hagebutten suchen müssen; auch war die Sprache des Schlosses natürlich gelegentlich gemischt; 'où ils ont fait gouterding' heisst es 1664. Dass im Schlosse um 1700 eine Fleischpresse existierte, um den rohen Saft auszupressen, hängt wohl mit dem ausschweifenden Leben des Schlossherrn zusammen. Von dem bekannten weitgereisten und einst wichtigen Getränk Hypocras begegnet uns hier ein Rezept, bei dem Äpfel und Milch verwendet werden; es muss lange filtriert werden, damit es wieder klar wird. Dass die Franzosen uns sehr irrtümlich als Sauerkrautesser bezeichnen (in Lübeck war, so weit ich weiss, bis 1870 Sauerkraut ganz unbekannt), geht daraus hervor, dass man in M. seit alten Zeiten Donnerstags Sauerkraut isst. Vielleicht geht die Berliner Zusammenstellung von Erbsen und Sauerkraut gar auf französischen Einfluss zurück?

Berlin. Eduard Hahn.

N. G. Politis, *Γαμήλια σύμβολα.* (Abdruck aus der *Ἐπετηρίς τοῦ ἐθν. πανεπιστημίου*). Athen 1906. 76 S.

Politis gibt in seinen γαμήλια σύμβολα eine dankenswerte Zusammenstellung von den im Ritus der griechischen Kirche üblichen Hochzeitsbräuchen. Er erörtert zunächst die Frage, wann die kirchliche Einsegnung der Ehe die heute übliche Form bekommen habe, und legt dar, dass dies am Schluss des 11. und Anfang des 12. Jahrhunderts geschehen sei. Im Folgenden bespricht er dann diejenigen Zeremonien, die aus früherem Volksbrauche von der Kirche übernommen sind. — Wie bei anderen Verträgen wurde bei der Verlobung ein Handgeld (ἀρραβών) gegeben, das derjenige verliert, der vom Vertrage zurücktritt. Häufig wurden bei der Verlobung in Griechenland goldene Münzen gegeben, jedenfalls aber stets der Ring, der daher auch ἀρραβών genannt wird. In alten Zeiten wurde beim Vertrage statt Geld häufig ein Ring gegeben, als ein Wertstück, das der den Vertrag Schliessende gerade bei sich führt; bei grösseren Geschäften wurde er als ungeeignet betrachtet, weil sein Wert in keinem Verhältnis zur Bedeutung des Geschäftes stand. Bei der Hochzeit wird er nach Politis Meinung nicht als Wertstück gegeben. Die Kirche suchte den Ring bei der Verlobung aus Bibelstellen zu er-

klären, aber der Brauch ist nicht bloss christlich, er findet sich auch bei Mohammedanern und im Altertum. Bei den alten Römern gab der Bräutigam den Ring der Braut. Diese Sitte wurde lange von der Kirche beibehalten, aber nach dem Ritual, das die Handschriften des 12. und 14. Jahrhunderts überliefern, tragen beide Brautleute Ringe, der Mann einen goldenen, die Braut einen eisernen. P. weist darauf hin, dass im republikanischen Rom der goldene Ring Vorrecht der Senatoren und Ritter war, während die niederen Stände, ebenso wie die Sklaven, eiserne Ringe trugen. In der Zeit des Isidorus trugen Freie goldene, Freigelassene silberne, Sklaven eiserne Ringe. P. schliesst daraus, dass der Mann der Frau einen eisernen Ring als Zeichen der von ihr geforderten Unterordnung gab. Durch den Wechsel der Ringe wollte die Kirche auf die gegenseitige Treue und Unterordnung hinweisen. Als Analogie für diese Auffassung führt P. den Ring an, den Prometheus in Erinnerung an seine Fessel trägt, ferner die Ohrenringe, die bei anderen Völkern von den Sklaven getragen werden, sowie die in einigen Gegenden der Levante bestehende Sitte, dass Frauen zum Beweise der Unterwürfigkeit gegen ihren Mann einen Ring durch die Nase tragen. Ich glaube nicht, dass diese Beispiele mit dem Verlobungsringe zusammengehören; letzterer wird doch wohl, wie es auch die Auffassung der Römer war, als ein Pfand anzusehen sein. Dass der Ring der Braut aus Eisen ist, erklärt sich wohl aus der Vorstellung, dass die Geister sich vor dem Eisen scheuen.

Ein weiteres σύμβολον der Eheschliessung ist der Kranz der Brautleute. Vielfach werden in den griechischen Kirchen, zum Teil noch heute, silberne Kränze aufbewahrt, die für die Trauung benutzt werden. Als eigentlich erforderlich gelten indessen natürliche Kränze; gebräuchlich waren besonders solche aus Weinreben, die vielfach noch heute üblich sind. Der Brauch der Bekränzung bei der Hochzeit, wie bei jedem gottesdienstlichen Akte, war schon im alten Hellas vorhanden, ebenso wie bei Etruskern und Römern. — Auf die Bekränzung folgt das Trinken aus einem gemeinsamen Becher, der bisweilen zerbrochen wird. Vielfach wird auch Brot eingetaucht und von den Brautleuten verzehrt. P. vergleicht die römische confarreatio und stellt verwandte Gebräuche aus neuerer Zeit zusammen, aus Frankreich, der Bretagne, England, Skandinavien, von den Kirgisen, aus Japan, Indien, Madagaskar, Neu-Guinea, von den Fidschi- und Samoa-Inseln, von den Irokesen. Dass der Brauch auch im alten Griechenland existiert habe, schliesst P. zunächst aus der Erzählung des Curtius (VIII, 4, 27), dass die Brautleute bei den Makedoniern ein mit einem Schwerte geteiltes Brot gemeinsam essen; in Zusammenhang damit bringt er den Ritus eines den ἱερὸς γάμος des Zeus und der Hera nachahmenden Festes in Samos, bei dem vor das Bild der Göttin Kuchen aus Met, Fett und Honig gelegt werden. Auch den Mythus, das Persephone im Hades von einem Granatapfel isst und dadurch an die Unterwelt gebunden wird, erklärt P., vielleicht mit Recht, daraus, dass Persephone durch das Teilen der Speise mit Hades (Demeterhymnus: ἀμφὶ ἑ νωμήσας) die Gattin des Gottes wird.

Nach dem Trank aus dem gemeinsamen Becher geht der Priester nach der alten kirchlichen Vorschrift mit dem Brautpaare dreimal um den Altar, indem er oder das Volk einen geistlichen Gesang anstimmt. Damit verbindet sich der Ritus der καταχύσματα, der Bestreuung mit Früchten usw., bisweilen auch die Verhüllung des Brautpaares. Mit Recht bringt P. diese Sitte mit der Umwandlung des Herdes durch die Braut in Verbindung, einem Brauche, den wir bei antiken und modernen Völkern finden. P. bemerkt, der letztere Brauch sei allerdings aus dem alten Griechenland nicht direkt bezeugt —, er schliesst seine

Existenz daraus, dass bei der Geburt ein solcher Ritus bezeugt ist (Amphidromia) und Geburts- und Hochzeitsriten starke Übereinstimmungen zeigen, weil sie beide mit der Aufnahme eines neuen Familienmitgliedes zusammenhängen, eine Annahme, der wir um so eher zustimmen werden, als ja, wenn auch nicht gerade das Umwandeln des Herdes, so doch das Überschütten mit Körnern am Herde auch aus dem alten Griechenland überliefert ist.

Zu den altgriechischen Amphidromien und damit zusammenhängenden Bräuchen stellt P. Parallelen aus dem modernen Griechenland zusammen, von denen hier einige mitgeteilt seien. — Diejenigen, die der Geburt beigewohnt haben, gelten als unrein und dürfen das Haus nicht verlassen, ehe sie der Geistliche durch Gebete gereinigt hat. Am achten Tage trägt die Hebamme das Kind in die Kirche, damit es dem Gebet beiwohne. Bis zum achten Tage glaubt man, dass die Wöchnerin durch die 'Gialun' (altgriechisch Gello), eine kinderverzehrende Unholdin, in Gefahr sei, weshalb man sie nicht einen Augenblick im Hause allein lässt. Wer das Haus betritt, reinigt sich durch Überschreiten eines angezündeten Scheites. An die Stelle des Herumtragens um den Herd ist im kirchlichen Ritus ein dreifaches Herumtragen um das Taufbecken getreten. In Cypern wird die Wöchnerin und die Hebamme am fünften oder siebenten Tage nach der Geburt im Hause herumgeführt, zur Versöhnung des Hausgeistes. Bemerkenswert sind auch einige Spuren von altem Herdkult (bei der Einführung der Braut), die P. aus Epirus und Messenien anführt.

Berlin-Charlottenburg. Ernst Samter.

Notizen.

A. Baragiola, Il tumulto delle donne di Roana per il ponte nel dialetto cimbro di Camporóvere, Sette comuni. Padova, Salmin 1907. — Beschreibung eines Brückenbaues v. J. 1895 im sog. cimbrischer Mundart.

A. Brunk, Rad to, wat is dat! Pommersche Volksrätsel, gesammelt. Stettin, J. Burmeister 1907. 3 Bl., 120 S. — Die 677 Nummern des hübschen Büchleins sind sowohl aus gedruckten Quellen wie aus dem Volksmunde entnommen und genau nach dem Vorbilde von Wossidlos mecklenburgischer Sammlung geordnet. Es zeigt sich so, dass über die Hälfte der mecklenburgischen Rätsel auch in Pommern bekannt ist. Die derben Stücke sind in einen Anhang verwiesen.

J. R. Bünker, Ein altes Kartenspiel (um 1705, mit Reimen). Zs. f. österr. Volksk. 13. — Polnische Häuser und Fluren aus der Gegend von Zakopane und Neumarkt in Galizien. Mitt. der anthropol. Ges. in Wien 37, 102—124.

A. Dachler, Die Ausbildung der Beheizung bis ins Mittelalter. Berichte des Altertumsvereines zu Wien 40, 2, 141—162.

H. Diels, Arcana Cerealia. (Miscellanea di archeologia . . . dedicata al prof. A. Salinas, Palermo 1907). 14 S. — Den noch heut (eine Berliner Vorführung ward mir um 1890 geschildert) üblichen Scherz des 'Bauchtürken', d. h. eines auf den blossen Bauch des Akteurs gemalten Gesichtes, das durch seine Körperwendungen zu wunderlichen Geberden entstellt wird, weist D. als einen Zug der Eleusinischen Mysterien nach, in denen Baubo auf diese Weise die trauernde Demeter zum Lachen bringt. 'Os puerile ferebant | inguina, quae tremulos Baubo crispante cachinnos | edebant' heisst es nach seiner Übersetzung im orphischen Demeterhymnus, und mehrere Tonfigürchen des 4. Jahrh. v. Chr. aus Priene zeigen deutlich diese Stellung.

L. Dietrich, Volkskundliche Zeitschriftenschau für 1904, hsg. im Auftrage der hessischen Vereinigung für Volkskunde. Leipzig, Teubner 1907. 328 S. — An dem trefflichen Werke haben ausser dem Herausgeber mitgearbeitet J. Collin, K. Ebel, O. Eger, A. v. Gall, A. Gebhardt, W. Gundel, K. Hagen, K. Helm, H. Hepding, E. Mogk, L. Radermacher, F. Waas.

J. G. Frazer, Questions on the customs, beliefs and languages of savages. Cambridge, University press 1907. 51 S. (507 Fragen).

Ferd. Hahn, Einführung in das Gebiet der Kolsmission. Geschichte, Gebräuche, Religion und Christianisierung der Kols. Gütersloh, Bertelsmann 1907. VIII, 159 S. 2 Mk. — In gemeinverständlicher knapper Form schildert ein genauer Kenner des indischen Bergvolkes, der dessen Märchen und Sagen bereits gesammelt hat (oben 17, 340), seine Geschichte, Sitten und Gebräuche, seine aus Gestirnkult, Ahnenverehrung und Dämonenfurcht gemischte Religion und endlich die fortschreitende Christianisierung.

M. Hartmann, Chinesisch-Turkestan. Geschichte, Verwaltung, Geistesleben und Wirtschaft. Halle, Gebauer-Schwetschke 1908. VIII, 116 S. mit zwei Karten, geb. 3,50 Mk. — H., der eine wirtschaftliche Erschliessung von Chinesisch-Turkestan anregen will, gibt auf S. 37—59 auch über die Volksdichtung, das Unterrichtswesen und die Tätigkeit der schwedischen Missionare sachkundige Auskunft.

K. Knopf, Deutsches Land und Volk in Liedern deutscher Dichter. Beiträge zur vaterländischen Erdkunde, gesammelt und hsg. Braunschweig, Appelhans & Co. 10 Bl., 440 S. 3,50 Mk. — Die zur Belebung des geographischen Unterrichts bestimmte Gedichtsammlung zeigt im ganzen Geschmack und Kenntnis; Goethes Meeresstille und Glückliche Fahrt müssen freilich zur Schilderung der Nordsee herhalten.

E. Frh. v. Künssberg, Über die Strafe des Steintragens. Breslau, Marcus 1907. 65 S. 2,40 Mk. (Untersuchungen zur deutschen Staats- und Rechtsgeschichte hsg. von O. Gierke 91). Den im 12. bis 18. Jahrh. zanksüchtigen Frauen umgehängten Bag- oder Lasterstein (vgl. oben S. 117) führt K. mit Waitz auf den Handmühlstein zurück, mit dem ursprünglich die Verurteilte ihre Strafschuld abarbeiten musste.

Gh. Lazzeri, La malizia delle arti, antico poemetto popolare. (Nozze Pitrè-Bonanno). Pisa, Mariotti 1907. 44 S. — A. d'Ancona hat einen seiner Schüler veranlasst, diese interessante, um 1500 entstandene Satire auf die verschiedenen Handwerker in 75 Stanzen herauszugeben. L. benutzt dazu zwei Drucke von 1520 und 1543 und fügt Erläuterungen hinzu.

M. Kristensen og A. Olrik, Sophus Bugge 1833—1907. Danske Studier 1907. 177—192. — Eine ausführliche Würdigung von Bugges Sagenforschungen.

M. Olsen, Valby-amulettens runeindskrift. Christiania Videnskabs-selskabs forhandlinger 1907, nr. 7. Christiania, J. Dybwad. 19 S. — O. deutet die Inschrift des runden Steinchens: Wiþr Afunþ = 'wider Neid' und fasst es als Amulett wider den bösen Blick auf.

K. Reuschel, Volkskunde und volkskundliche Vereine. Deutsche Geschichtsblätter 9, 63—83. — Schildert den Betrieb unserer Wissenschaft in den letzten zwanzig Jahren und wünscht den verschiedenen Vereinen Einheit im grossen bei möglichster Vielgestaltigkeit und Anerkennung berechtigter Eigenart.

Aus den
Sitzungs-Protokollen des Vereins für Volkskunde.

Freitag, den 25. Oktober 1907. Der Vorsitzende, Prof. Dr. Roediger, machte Mitteilungen über die Feier des 70. Geburstages von Herrn Geheimen Regierungs- und Stadtrat Friedel, dem vom Verein eine Adresse überreicht worden ist. Herr Friedel hat mit seinem Danke einen Bronzeabguss der ihm aus diesem Anlass von der Gesellschaft Brandenburgia gestifteten Medaille übersandt.

Die Bibliothek des Vereins ist in die Räume des Museums für deutsche Volkskunde, Klosterstrasse 36, überführt und dort werktäglich von 10—3 Uhr den Mitgliedern zugänglich. Die 'Mitteilungen aus dem Verein der Sammlung für deutsche Volkskunde' sollen vom nächsten Jahre ab in die Zeitschrift für Volkskunde aufgenommen werden. — Herr Prof. Ludwig sprach über den 1840—50 in Berlin sehr bekannten Weinhändler Louis Drucker und zeigte dessen Bild mit einer von Adolf Menzel gezeichneten Umrahmung. — Herr Stadtverordneter H. Sökeland legte eine Anzahl ostfriesischer Schmucksachen, zum Teil von hervorragend feiner Goldfiligranarbeit, vor, welche ein ungenannter Gönner der königlichen Sammlung für deutsche Volkskunde überwiesen hat. Die Schmucksachen stammen aus dem Anfange bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts und wurden von dem bekannten Sammler, Postdirektor Esslinger in Leer, zusammengebracht. Derselbe Gönner hat der Sammlung für deutsche Volkskunde eine ostfriesische Kücheneinrichtung zum Geschenk gemacht, wie sie auf der dritten Deutschen Kunstgewerbe-Ausstellung 1906 in Dresden vorgeführt wurde. — Herr Hofphotograph F. A. Schwartz legte vier Photographien von Föhringer Volkstrachten vor. — Darauf sprach Herr R. Mielke über das deutsche Dorf. Unter Vorführung von 74 Lichtbildern erläuterte er die geographische Verbreitung der aus geschichtlichen, wirtschaftlichen und landwirtschaftlichen Ursachen hervorgegangenen Dorftypen. Die erste der drei Zonen ist vom nordwestdeutschen Einzelhof besetzt, während die Zone des Haufendorfes sich vielfach mit der Ausbreitung der Franken deckt, die sich dem Gebiet der süddeutschen Haufendörfer wie ein nördlicher Querriegel vorgelagert haben. In der dritten Zone, die sich mit der späteren Kolonisation deckt, finden wir neben vereinzelten Haufendörfern das Strassendorf. Weiter besprach der Redner die landschaftlichen Formen, die sich aus dem Zusammenwirken von Landschaft, Stammesart, Wirtschaft und politischen Bewegungen herausgebildet haben. In Niederdeutschland ist das sächsische, zum Teil auch das friesische Haus für den Ortscharakter bestimmend. Die friesischen Insel- und Küstendörfer sind schon sehr früh verändert worden; auch in Westfalen schwächten die Abstufungen der politisch-wirtschaftlichen Verhältnisse die Bedeutung des Hofes als Grundlage aller rechtlichen Zustände ab. Im Koloniallande hat das System, das die Grundherren mitbrachten und nach der Kraft der vorgefundenen Verhältnisse diesen anpassten, zu verschiedenen Spielarten geführt; so sind die Dörfer in Sachsen-Brandenburg, Mecklenburg-Pommern, den beiden Preussen, in Posen und Schlesien leicht als grössere Gruppen erkennbar. Ebenso haben die mitteldeutschen Dörfer in Rheinland-Westfalen, in der Pfalz, im Weserbergland, in Hessen-Nassau und Thüringen besondere Formen, obschon hier die Stammesart am meisten zutage tritt. Das ursprünglich ziemlich einheitliche Gebiet Oberdeutschlands, dem nur ein kleiner Teil vorgermanischer Bevölkerung eingelagert ist, wird durch die mittelrheinische Tiefebene mit dem md. Haufendorf und dem Einzelhof des Nordwestens in Beziehung gesetzt, durch die einheitliche Wirtschaftsentwicklung jedoch zu selbständigen Formen gebracht; in Elsass-Lothringen, Hessen-Darmstadt, Baden, Württemberg, Bayern sind besondere Gestaltungen erkennbar, die sich nur in grossen Zügen mit den politischen Grenzen decken.

Freitag, den 22. November 1907. Der Vorsitzende teilte ein Schreiben von Frau Prof. Marie Andree-Eysn in München mit, in dem sie für den Glückwunsch des Vereins znm 60. Geburtstage dankt und K. Weinholds gedenkt, der ihren volkskundlichen Bestrebungen seinerzeit mit besonderem Wohlwollen und gutem Rate zur Seite stand. Herr Robert Mielke hatte Ankündigungen einer Spielwarenfirma M. Boll in Stolp eingesandt, welche pommersche Dorfanlagen.

und Trachtenfiguren auf den Markt bringen will. Der Verband deutscher Vereine für Volkskunde hat für die von ihm beabsichtigte 'Sammlung deutscher Volkslieder' eine aus Prof. Bolte in Berlin und Prof. J. Meier in Basel bestehende Kommission erwählt, welche in einem Rundschreiben zur Katalogisierung der hsl. Materialien auffordert. Herr Prof. Dr. Bolte besprach die Ankündigung eines Werkes von Prof. Gallée in Utrecht über das niederländische Haus und die Volkstrachten in Holland und legte das neue Werk Wistrands über schwedische Volkstrachten vor. Derselbe teilte ferner einige gedruckte Liebesbriefe in Versen mit, wie sie vor etwa 40 Jahren in Thüringen auf Märkten feilgehalten wurden, und zeigte an ausgewählten literarischen Beispielen die Entwicklung dieser Gattung seit dem 11. Jahrhundert. — Darauf hielt Fräulein Elisabeth Lemke einen Vortrag über das italienische Kind. Italien ist reich an Kindern. Man pflegt die Bambini von den Füssen an nach oben bis zu den Armen mit Binden einzuschnüren, wie es schon im Altertum geschah; die Vornehmeren ziehen über die Binden einen Sack, dann Kleider; Mädchen erhalten wie bei uns rosa Bänder, Knaben blaue. Die sehr angesehene Amme (baja) trägt eine lange seidene Kopfbinde und häufig hohe goldene Kämme. Vielfach werden auch Ziegen als Ammen benutzt. Den Säugling legt man in ein mit Decken belegtes Korbgestell, gibt ihm Klappern, Tierfiguren von Pappe usw. als Spielzeug und schützt ihn mit Amuletten gegen den bösen Blick. In der Johannisnacht stellt man Salz und Besen vor das Haus, um das Kind gegen Hexen zu feien. Kröten werden als gute Hausgeister angesehen und verehrt. Laufen lernt das Kind am Gängelbande und im Laufkorbe. Gross ist die Zahl der Findelkinder in Italien; 20 000 Kinder sollen jährlich ausgesetzt werden, besonders in den südlichen Provinzen. Zu Weihnachten legt man in Neapel den zuletzt eingelieferten Findling als heiligen Christ in die Krippe. Die Ernährung der Kinder ist im allgemeinen wenig angemessen. Die Kinderspiele sind den unsrigen ähnlich. Beliebt ist ein Fangsteinchenspiel, dann ein auf der Erde betriebenes Spiel, wobei dreieckige Steine durch Abteilungen geschnellt werden, die mit Kohle auf die Erde gezeichnet sind und die Namen der Wochentage tragen; ein anderes Spiel heisst Esel und Dieb, ein anderes schon von Goethe bemerktes 'Morra'. Da der Schulzwang fehlt, gibt es in Italien noch viele Analphabeten. Die Geistlichkeit bemüht sich um die Schulerziehung der Kinder, welche der Staat früher sehr vernachlässigt hat; kleine Kinder werden öfter schon als Mönche gekleidet. Ein Festgebrauch ist es, am Gründonnerstage Schnecken zu essen; zu Weihnachten hängen die Kinder einen Strumpf für Geschenke hinaus; das Weihnachtsessen sind schwere Aale. Das Epiphaniasfest wird mit Aufführungen gefeiert, bei denen die Kinder eine Rolle spielen. Die Reinlichkeit steht in geringem Ansehen bei der italienischen Jugend. Kinderleichen belegt man in Neapel mit Zuckerwerk, das dann die anderen Kinder 'zum Andenken' erhalten. Auf die Schönheit seiner Kinder ist der Italiener sehr stolz; Künstler wie Feuerbach malten sie mit Vorliebe. — Herr Friedel bemerkte, dass es in Italien üblich sei, die Kinder mit dem Gesicht nach aussen auf dem Arm zu tragen, woher vielleicht ihr aufgewecktes Wesen herrühre. — Endlich berichtete Herr Dr. Ed. Hahn über eine Donaufahrt von Ulm nach Wien, die er im Sommer 1907 auf einer eigens zu dem Zwecke neu erbauten sogenannten Ulmer Schachtel ausgeführt hat, einem alten Fahrzeugtypus, der in der Mitte einen kajütenartigen Aufbau trägt. Früher war Ulm der Sitz einer sehr lebhaften Schiffahrt, der erst die Neuzeit ein Ende gemacht hat; 1897 war die letzte Schachtel von Ulm nach Wien gefahren. Zur Zunft der Ulmer Schiffsmeister, deren Akten leider nicht aufzufinden sind, wurden nur verheiratete und über 30 Jahre alte Meister zugelassen; nach Vollendung der

ersten Fahrt wurde ihnen ein silbernes Schifferzeichen, eine Ulmer Schachtel darstellend, verliehen, das die Ehefrau als Schmuck trug. Früher fuhren die Ulmer Schiffer Freitags ab, die heutigen wollten an diesem Tage nicht abreisen. In Günzburg besichtigten die Reisenden das Museum, in dem ein Stadtmodell die alte römische Anlage deutlich erkennen lässt. Auf der weiteren Fahrt an der früheren Universitätsstadt Dillingen vorüber, wurde bis Kelheim in fünf Tagen kein Schiff gesehen. Ludwig der Erste von Bayern würdigte die Schönheit und Wichtigkeit der Donaustrasse, wovon die Befreiungshalle bei Kelheim und der Ludwigskanal Zeugnisse sind. Straubing ist bekannt durch die Agnes Bernauer; ein Pflug im Straubinger Wappen bezieht sich auf die grossartigen Wasserbauten der Stadt. Bei Deggendorf knüpft sich eine Teufelssage, wie sie ähnlich in Norddeutschland wiederholt auftritt, an einen grossen Berg südlich der Stadt. Auf der schönen Strecke Passau-Linz verkehrten früher Fahrzeuge mit dem eigentümlichen Namen Fliesstein. An Pöchlarn, der Heimat Rüdigers im Nibelungenlied, dem Wallfahrtsort Mariataferl und den an beiden Donauufern liegenden Orte 'Krummer Nussbaum' vorüber gelangte man in die Wachau, ein Tal von grosser Schönheit mit einem Scheffeldenkmal. An die Teufelsmauer heftet sich manche Sage. Vorbei am Orte Spitz mit einem Berge in der Mitte, Dürnberg, wo Richard Löwenherz gefangen sass, und Krems gelangte man mit grosser Flut nach Wien.

Freitag, den 13. Dezember 1907. Der Vorsitzende legte mehrere neu erschienene Werke vor. Herr Stadtverordneter H. Sökeland teilte volkskundliche Beobachtungen aus dem Elsass und Schwarzwalde mit, die er bei seinem Besuch des Anthropologenkongresses in Strassburg im August gesammelt hatte. Aus dem Vortrage von Kassel in Hochfelden im Elsass über elsässische Trachten und ihre Entwicklung hob er hervor, dass so charakteristische Trachtenteile wie Zipfelmütze und Schleifenhaube keineswegs von hohem Alter sind, sondern im Elsass eine ganze Reihe andersartiger Vorgänger haben. Er legte dann einen Firstziegel mit Kopfdarstellung aus Müllheim in Baden, zu dem er ein Seitenstück in der Gegend von Strassburg auf einem Bauernhause bemerkt hatte, vor; mit Prof. Andree war er der Meinung, dass diesen meist über dem Hauseingange angebrachten Ziegeln eine unheilabwehrende Kraft, wie den sogenannten Neidköpfen, zugedacht war. Ferner berichtete er vom Odilienberg mit seiner der Schutzpatronin des Elsasses geweihten Kapelle und Quelle, sowie von den ausgezeichneten Sammlungen des Herrn Spiegelhalder in Lenzkirch, welche sich besonders auf die zum Teil ausgestorbenen Hausindustrien des Schwarzwaldes beziehen. Hier fand er auch einen Lederzettel mit der bekannten Sator-Formel, bestimmt in Feuersnot in die Flammen geworfen zu werden und sie zu ersticken. Von den Schwarzwälder Volkstrachten war in einem früher bekannten Orte Neustadt beim Sonntagskirchgang kaum noch etwas wahrzunehmen; in Furtwangen sah er Hochzeitszüge fast ganz ohne Volkstrachten. Dagegen trugen die Frauen im Schapbachtale und Renchtale noch ziemlich viel die alte Tracht; doch fehlten die charakteristischen Strohhüte. Im Schwarzwald ist es Sitte, bei Hochzeiten in der Ortszeitung eine allgemeine Einladung zur Feier im Wirtshause zu erlassen; aber mit Ausnahme der allernächsten Verwandten des Brautpaares bezahlen alle Gäste selbst ihre Mahlzeit. An den älteren schornsteinlosen Bauernhäusern findet häufig der Rauchabzug durch eine seitliche Dachluke statt, nicht wie bei dem sächsischen Hause durch ein sogenanntes Eulenloch unter dem Giebelfirst. — Herr Geheimrat Friedel wies auf den Neidkopf von 1704 in der Heiligengeiststrasse hin, der als Medusenhaupt zu deuten sei. — Darauf hielt Herr Professor Dr. F. N. Finck einen höchst lehrreichen Vortrag über die Zigeuner. Sie sind seit

etwa einem halben Jahrtausend in Deutschland bekannt und doch in ihrer Wesensart noch wenig gewürdigt. Auf sie ist die Nachricht eines Itinerars vom Jahre 1322 von einem auf Kreta lebenden hamitischen Stamme zu beziehen. Nachdem man die Zigeuner bald für Afrikaner (Ägypter), bald für Tataren (Tatern) oder Mongolen erklärt hatte, ist ihre Sprache als eine indische festgestellt worden; und zwar bezeichnete Miklosich den Nordwesten Indiens als Ursprungsland der Zigeunersprache. Sie ist ein Prakrit-Dialekt, der besonders auf der Landstrasse heimisch war. Da in ihr viele armenischen Lehnwörter vorkommen, die auf die Zeit vor dem 11. Jahrhundert weisen, werden die Zigeuner Indien vor dem 11. Jahrhundert verlassen und dann in Armenien geweilt haben. Man unterscheidet drei Hauptgruppen der deutschen Zigeuner, die östlichen, die westlichen und die hannoverschen nebst den süddeutschen, welche verschiedene Baumarten als Symbole, alle aber den Igel als Wappentier führen. Die härteste Strafe für einen Zigeuner ist es, aus der Gemeinschaft ausgestossen zu werden. Der Hauptmann kann aber den Verstossenen wieder in die Gemeinschaft aufnehmen. Alle sieben Jahre treten die Landsmannschaften zu einer Beratung zusammen. Die Eheschliessung findet durch Entführung statt; nach zwei Jahren kommt das Paar zurück und wird mit konventionellen Ohrfeigen empfangen; dann muss es längere Zeit Dienste leisten, bis schliesslich die offizielle Verbindung erfolgt. Ehebruch wird vom Hauptmann durch Zerschiessen der Kniescheibe geahndet. Die Frauen stehen im übrigen in geringer Achtung, und ihre Berührung verunreinigt. Eine eigentümliche Sitte der Zigeuner ist der Zweikampf, der nie vom Hauptmann verhindert wird, auch wenn er ihn nachträglich missbilligt. Altersschwache Zigeuner wurden früher oft mit ihrer Zustimmung lebendig begraben. Über ihre frühere Religion hat der Redner, der sich periodisch viel bei den Zigeunern aufgehalten hat und oft für ihresgleichen angesehen wurde, fast nichts ermitteln können. Sie meinen, wenn Kinder sterben, Gott habe sie aufgefressen. Dann sagen sie auch, ein Gottvater sei gestorben und ein kleiner Gott, der Sohn, regiere. Äusserlich haben sie sich dem Katholizismus zugewendet und lassen ihre Kinder mit Rücksicht auf zu erwartende Geschenke so oft wie möglich taufen. Auf ihren Wanderungen machen sie an Kreuzwegen Zeichen oder Wegweiser für nachkommende Genossen, indem sie kleine Zweige mit drei Sprossen in die Erde stecken. Es ist ein vielverbreiteter Irrtum, dass die Zigeunersprache mit der internationalen Gaunersprache zusammenhänge, die vielmehr hauptsächlich semitisch ist. Die Zigeuner sind Nomaden, nomadisierende Industrielle, aber keine Berufsgauner. Alle Versuche die Zigeuner ansässig zu machen, sind bisher erfolglos gewesen; nur Frauen suchen, wenn sie vor der Entbindung stehen, der besseren Pflege wegen für einige Wochen ins Gefängnis zu kommen. Wegen der unausbleiblichen Degeneration infolge andauernder Inzucht und wegen der Unmöglichkeit, sie in einem Kulturstaate zu dulden, sind die Zigeuner dem Untergange geweiht. Die Zahl der in Deutschland vorhandenen Zigeuner ist kaum abzuschätzen. — Herr Direktor Minden erzählte, dass bei Pillkallen eine Zigeunerniederlassung bestand, die aber meistens leer war, und wies auf ihre musikalische Begabung hin. Herr Dr. Hahn regte eine Nachforschung nach dem Liebeszauber bei den Zigeunern an und erwähnte den sonst für diesen Zweck verwendeten Stechapfel und den bei Zigeunern beliebten Igelbraten. — Der bisherige Vorstand wurde auf Antrag der Herren Maurer und Dr. Hahn durch Zuruf für das Jahr 1908 wiedergewählt.

Steglitz. Karl Brunner.

Die nächsten Hefte werden u. a. bringen: J. Bolte, Ein Weihnachtsspiel aus dem Salzkammergute; Das Märchen von den Tieren auf der Wanderschaft; Die Erzählung von der erweckten Scheintoten; Bilderbogen des 16. bis 17. Jahrhunderts (Forts.); H. Carstens, Volksglauben aus Schleswig-Holstein; B. Chalatianz, Die iranische Sage bei den Armeniern (Forts.); A. Dörler, Lieder und Sprüche aus Vorarlberg; E. Friedel, Über Kerbstöcke; L. Gerbing, Thüringer Volkstrachten; O. Heilig, Das Brückenspiel; J. Hertel, Der kluge Vezier, ein kaschmirischer Volksroman (Fortsetzung); H. Heuft, Westfälische Hausinschriften; M. Höfler, Der Wecken; Aus dem Cleveschen; M. Lehmann-Filhès, Ein isländisches Pfarrhaus älterer Zeit; R. Loewe, Rübezahl im heutigen Volksglauben (Schluss); E. Rona-Sklarek, Ungarische Märchen; O. Schell, Die Entwicklung des bergischen Hauses; P. Sartori, Das Wasser im Totengebrauche; D. Stratil, Lieder aus dem Böhmerwald; R. Zoder, Die Melodien zum Volksliede von der Nonne; zusammenhängende Berichte über deutsche, slawische und orientalische Volkskunde.

Neue Erscheinungen.

Archiv für Religionswissenschaft, unter Mitwirkung von H. Oldenberg, C. Bezold, K. Th. Preuss hsg. von A. Dieterich, 11, 1. Leipzig, Teubner 1907.

Aus dem Posener Lande, illustrierte Monatsschrift zur Pflege heimatlicher Interessen 2, Nr. 8–10. 3, 1. Lissa i. P., F. Ebbecke (Eulitz & Winckler) 1907–1908.

Deutsche Gaue, Anleitungen zu Beobachtungen und Forschungen in der Heimat, Zeitschrift für Heimat- und Volkskunde, Organ des Vereins Heimat, hsg. von Kurat Frank, Heft 157–160 = Bd. 8, 9–10. Kaufbeuren, Selbstverlag 1907.

Das deutsche Volkslied, Zeitschrift für seine Kenntnis und Pflege, unter der Leitung von J. Pommer, H. Fraungruber, K. Kronfuss und E. K. Blümml, hsg. von dem deutschen Volksgesang-Vereine in Wien, 9, 9–10. 10, 1. Wien, A. Hölder 1907–1908.

Diözesanarchiv von Schwaben, hsg. von P. Beck 25, Nr. 10–12. Stuttgart, Deutsches Volksblatt 1907.

Hessische Blätter für Volkskunde, hsg. von K. Helm und H. Hepding 6, 2. Leipzig, Teubner 1907.

Korrespondenzblatt des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung, red. von C. Walther, 28, 5–6. Norden, D. Soltau 1907.

Korrespondenzblatt des Vereins für siebenbürgische Landeskunde, red. von A. Schullerus, 30, 7–12. Hermannstadt, W. Krafft 1907.

Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien (Red. L. Bouchal) 37, 4–6. Wien, A. Hölder 1907.

Mitteilungen der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde, red. von H. Widmann, 47. Salzburg, Selbstverlag 1907.

Mitteilungen des Vereins für Sächsische Volkskunde, hsg. von E. Mogk und H. Stumme, Bd. 4, Heft 8. Dresden, Hansa 1907.

Mitteilungen der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde, hsg. von Th. Siebs, Heft 18. Breslau, M. Woywod 1907.

Schweizerisches Archiv für Volkskunde, hsg. von E. Hoffmann-Krayer und M. Reymond, 11, 3–4. Basel, Schweiz. Ges. f. Volkskunde 1907.

Unser Egerland, Blätter für Egerländer Volkskunde, hsg. von A. John 11, 5–6. Eger, Selbstverlag 1907.

Volkskunst und Volkskunde, Monatsschrift des Vereins für Volkskunst und Volkskunde in München, Schriftleitung F. Zell, 5, 10-12. München, Süddeutsche Verlagsanstalt 1907.

Zeitschrift des Ferdinandeums für Tirol und Vorarlberg, 3. Folge, 51. Heft. Innsbruck, Selbstverlag 1907.

Zeitschrift für deutsche Mundarten, hsg. von O. Heilig und Ph. Lenz 1907, 4. 1908, 1. Berlin, F. Berggold.

Zeitschrift für deutsche Philologie, hsg. von H. Gering und F. Kauffmann 39, 3–4. 40, 1. Halle a. S., Waisenhaus 1907–1908.

Zeitschrift des Vereins für rheinische und westfälische Volkskunde, hsg. von K. Prümer, P. Sartori, O. Schell und K. Wehrhan, 4, 4. Elberfeld, Martini & Grüttefien 1907.

Analecta Bollandiana, ed. C. de Smedt, F. van Ortroy, H. Delehaye, A. Poncelet et P. Peeters 26, 4. 27, 1. Bruxelles 1907–1908.

Archivio per lo studio delle tradizioni popolari, dir. da G. Pitrè e S. Salomone-Marino, 24, 1. Torino, C. Clausen 1907.

Český lid, sborník věnovaný studiu lidu českeho, red. Č. Zíbrt, 17, 1–4. Prag, F. Šimáček 1907–1908.

Danske Studier, udgivne af M. Kristensen og A. Olrik 1907, 4. København, Schubothe.

Ethnographia, a magyar néprajzi társaság értesítöje, szerk. Munkácsi Bernát és Sebestyén Gyula, 18, 4—6. Budapest 1907. — A magyar nemzeti múzeum néprajzi osztályának értesítője. szerk. Semayer V. 8, 3—4. Ebenda 1907.

Etnografičnij sbirnik widaje etnografična komisija naukowogo towaristwa imeni Ševčenka 23 (J. Franko, Galizko-ruski narodni pripowidki 2, 1). Lwow (Lemberg) 1907. — Sbirnik filologičnoi sekzii naukowogo towaristwa imeni Ševčenka 10 (Roswidki Michaila Dragomanowa sladiw M. Pawlik 4). Lemberg 1907. — Société scientifique de Chevtchénko à Léopol, Matériaux pour l'ethnologie ukraïno-ruthène 9. Léopol 1907.

Folk-Lore, Transactions of the Folk-lore Society, a quarterly review of myth, tradition, institution and custom, 18, 4. London, D. Nutt 1907.

Fornvännen, meddelanden från k. vitterhets historie och antikvitets akademien under red. af E. Ekhoff, 1907, 3—4. Stockholm, Wahlström & Widstrand.

Journal of American Folk-lore, ed. A. F. Chamberlain, Nr. 78 = 20, 3 (Juli-Sept. 1907). Boston & New York, Houghton, Mifflin & Co.

Journal of the Gypsy-lore society 1, 2. Liverpool, T. & A. Constable 1907.

Národopisný Věstník českoslovanský, vydává společnost národopisného musea českoslovanského, red. A. Kraus, J. Polívka, V. Tille, 2. Jahrg., 7—10. 3, 1. Prag 1907 bis 1908.

Revue des études ethnographiques et sociologiques, dir. A. van Gennep 1, 1. Paris, P. Geuthner 1908.

Revue des traditions populaires, recueil mensuel de mythologie, littérature orale, ethnographie traditionnelle et art populaire [Red. Paul Sébillot] 22, 10—12 (Okt.-Dez.). Paris, E. Lechevalier, E. Leroux et E. Guilmoto 1907.

Romania, publ. par Paul Meyer Nr. 144 (= 36, 4). Paris, H. Champion 1907.

Verslagen en mededeelingen der koninklijke Vlaamsche Akademie voor taal- en letterkunde 1907, Jan.-Dez. Gent, Siffer.

Volkskunde, tijdschrift voor nederlandsche folklore, onder redactie van A. de Cock 19, 3—4. Gent, A. Hoste. Deventer, Kluwer 1907.

Wallonia, archives wallones historiques, littéraires et artistiques (dir. O. Colson) 15, 10—12. Liége 1907.

Diesem Hefte ist ein Prospekt der Verlagsbuchhandlung von B. G. Teubner in Leipzig über „Söhns, Unsere Pflanzen" beigefügt.

Druck von Gebr. Unger in Berlin, Bernburger Str. 30.